

Karin Terborg

# WIRTSCHAFT UND IDENTITÄT ERZÄHLEN

Die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009  
im deutschsprachigen Roman

[transcript] Gegenwartsliteratur

Karin Terborg  
Wirtschaft und Identität erzählen

**Karin Terborg** ist in der Konzeptentwicklung für Arbeitsmarktprodukte tätig und promovierte an der Universität Kassel. Ihre Interessenschwerpunkte sind krisennarratologische Fragestellungen sowie die Verbindungslinien zwischen Wirtschaft, Identität und Literatur.

Karin Terborg

## **Wirtschaft und Identität erzählen**

Die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009  
im deutschsprachigen Roman

**[transcript]**

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um eine Dissertation, die an der Universität Kassel im Fachbereich 02 Geistes- und Kulturwissenschaften unter dem Titel *Lost and find in crisis – Erzählen von Wirtschaft und Identität in deutschsprachigen Romanen im Kontext der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009* eingereicht wurde. Die Disputation fand am 07.02.2024 statt. Die Arbeit ist mit Unterstützung eines Promotionsabschlusstipendiums der Universität Kassel entstanden.

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de/> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell.

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

**Erschienen 2025 im transcript Verlag, Bielefeld**

© **Karin Terborg**

transcript Verlag | Hermannstraße 26 | D-33602 Bielefeld | [live@transcript-verlag.de](mailto:live@transcript-verlag.de)

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld

Druck: Elanders Waiblingen GmbH, Waiblingen

<https://doi.org/10.14361/9783839475959>

Print-ISBN: 978-3-8376-7595-5

PDF-ISBN: 978-3-8394-7595-9

Buchreihen-ISSN: 2701-9470

Buchreihen-eISSN: 2703-0474

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

*Für meine Tochter Sinja Maria:  
Du bist mein Sonnenschein.*



# Inhalt

---

<b>Dank</b> .....	9
<b>1 Crashed: Zur Einleitung</b> .....	11
1.1 Einordnung in den aktuellen Forschungsstand .....	13
1.2 Leitende Forschungsthese und -fragen .....	17
1.3 Methodische Konzeption und Aufbau der Arbeit .....	18
<b>2 Ein Jahrhundertereignis: die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009</b> .....	19
<b>3 Die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 in der Gegenwartsliteratur</b> .....	27
<b>4 Vorstellung des Textkorpus</b> .....	35
<b>5 Die analytischen Leitkonzepte ›Wirtschaft‹ - ›Identität‹ - ›Krise‹</b> .....	45
5.1 Konzeptionalisierung ›Wirtschaft‹ .....	45
5.1.1 Fiktionalität und Narrativität von Wirtschaft .....	52
5.1.2 Wirtschaft als literarischer Gegenstand .....	56
5.2 Konzeptualisierung ›Identität‹ .....	61
5.2.1 Identität als narrative Dimension .....	68
5.2.2 Literarisches Erzählen von Identität .....	71
5.3 Konzeptualisierung ›Krise‹ .....	74
5.3.1 Konturierung ›Wirtschaftskrise‹ .....	85
5.3.2 Konturierung ›Identitätskrise‹ .....	92
<b>6 Zusammenfassung und analytischer Transfer</b> .....	97
<b>7 ›Trennung‹ als narratologischer Parameter von Krise</b> .....	101
7.1 Kristof Magnusson <i>Das war ich nicht</i> (2010) .....	101
7.2 Thomas von Steinaecker <i>Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen</i> (2012) .....	115
7.3 Doris Knecht <i>Wald</i> (2015) .....	125



7.4	Zusammenfassung .....	131
<b>8</b>	<b>›Liminalität‹ als narratologischer Parameter von Krise .....</b>	<b>135</b>
8.1	Kristof Magnusson <i>Das war ich nicht</i> (2010).....	135
8.2	Thomas von Steinaecker <i>Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen</i> (2012) .....	146
8.3	Doris Knecht <i>Wald</i> (2015) .....	161
8.4	Zusammenfassung .....	166
<b>9</b>	<b>›Reflexive Ambiguität‹ als narratologischer Parameter von Krise .....</b>	<b>169</b>
9.1	Kristof Magnusson <i>Das war ich nicht</i> (2010).....	169
9.2	Thomas von Steinaecker <i>Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen</i> (2012) .....	174
9.3	Doris Knecht <i>Wald</i> (2015) .....	182
9.4	Zusammenfassung .....	190
<b>10</b>	<b>›Identitätsfragilität‹ als narratologischer Parameter von Krise .....</b>	<b>195</b>
10.1	Kristof Magnusson <i>Das war ich nicht</i> (2010).....	195
10.2	Thomas von Steinaecker <i>Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen</i> (2012) .....	210
10.3	Doris Knecht <i>Wald</i> (2015) .....	222
10.4	Zusammenfassung .....	233
<b>11</b>	<b>›Angliederung‹ als narratologischer Parameter von Krise .....</b>	<b>237</b>
11.1	Kristof Magnusson <i>Das war ich nicht</i> (2010).....	237
11.2	Thomas von Steinaecker <i>Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen</i> (2012) .....	245
11.3	Doris Knecht <i>Wald</i> (2015) .....	253
11.4	Zusammenfassung .....	257
<b>12</b>	<b>Lost and find in crisis: Schlussbetrachtung .....</b>	<b>263</b>
<b>13</b>	<b>Literaturverzeichnis .....</b>	<b>273</b>
13.1	Primärliteratur .....	273
13.2	Sekundärliteratur .....	273

# Dank

---

Ohne Unterstützung wäre die vorliegende Studie ungeschrieben geblieben – danke all denen, die mich in den vergangenen Jahren auf vielfältige Weise bestärkt und begleitet haben. Mein herzlichster Dank geht an

- Prof. Dr. Nikola Roßbach für ihr unerschütterliches Vertrauen in das Projekt, ihre Wertschätzung, kritischen Denkanstöße und stete Förderung,
- Jessica Bauer, Phillipe Lorenz, Alexandra Serjogin, Jennifer Groß, Nataliia Vorobei, Nico Mader sowie Julia Leitherer und Lea Lotterer für die vielen spannenden Diskussionen im Doktorand:innenkolloquium und inhaltlichen Impulse, die sie mir zu den verschiedenen Zeitpunkten des Projektes gegeben haben,
- meine Freund:innen, namentlich Christina, Rosa, Annette, Kathrin, Konni und Jutta,
- meine Familie, meine Geschwister Monika, Wolfgang und Ulrike sowie vor allem an meine Eltern, Marlies und Günter, die immer mit viel Zuspruch und Interesse an meiner Seite gewesen sind,
- und an die vielen anderen geduldigen Zuhörer:innen und Ratgeber:innen, die mich in dieser Zeit durch alle sich auftuenden Arbeits- und Lebenslagen begleitet und mich unterstützt haben. Danke.

Für die finanzielle Unterstützung der Publikation bedanke ich mich bei Prof. Dr. Nikola Roßbach, der Kommission des Arthur-Fandrey-Preises und dem Open Access Publikationsfond der Universität Kassel.



# 1 Crashed: Zur Einleitung

---

März 2023: »Credit Suisse und Silicon Valley Bank heute, Lehman Brothers und Bear Stearns im Jahr 2008: Wer die Bankenkrise vor 15 Jahren schon aktiv erlebt hat, den beschleicht in diesen Tagen ein Déjà Vu.«<sup>1</sup>

September 2021: »Ein Immobilienkonzern wankt und die Börsen zittern: Was gerade in China passiert, erinnert an den Fall Lehman Brothers.«<sup>2</sup>

September 2020: »Der Lehman-Kollaps löste die größte Krise der Weltwirtschaft seit den 1930er-Jahren aus und wirkt bis heute nach. [...] Die Lehren von damals helfen jetzt, mit der Coronavirus-Krise fertig zu werden.«<sup>3</sup>

Die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009<sup>4</sup> hat sich als zeitgeschichtliche Bezugsgröße in die Reflexion von finanzökonomischen Krisen eingeschrieben. Der

- 1 Joachim Dorfs: Bankenkrise. Was 2023 von 2008 unterscheidet. In: Stuttgarter Zeitung (20.03.2023), <https://www.stuttgarter-zeitung.de/inhalt.bankenkrise-was-2023-von-2008-unterscheidet.93bob2fe-85d2-47db-8cb9-1d62775123f4.html?reduced=true> (23.03.2023).
- 2 Christoph Giesen, Victor Gojdka: Finanzmarkt. Der Fall Evergrande weckt böse Erinnerungen. In: Süddeutsche Zeitung (20.09.2021), <https://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/evergrande-pleite-folgen-1.5415995> (05.04.2023).
- 3 Aloysius Widmann: Grosse Wirtschaftskrisen: Wie die Finanzkrise die Welt verändert hat und was sie für Corona lehrt. In: Der Standard (10.09.2020), <https://www.derstandard.de/story/2000119895798/wie-die-finanzkrise-die-welt-veraendert-hat-und-was-sie> (11.04.2023).
- 4 Zum Begriff ›Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009‹: Es kursieren unterschiedliche Bezeichnungen zur Benennung des globalen finanzökonomischen Systemcrashs Anfang des 21. Jahrhunderts. Als Begriffe sind ›Bankenkrise‹, ›Finanzkrise‹, ›Weltfinanzkrise‹ als auch ›Finanz- und Wirtschaftskrise‹ präsent, wobei namentlich letztere Variante oft mit konkretisierenden Jahreszahlen – z.B. 2007/2008, 2008/2009, 2007ff. oder 2008ff. – kombiniert wird. Die verkürzte Rede von ›Banken- bzw. Finanzkrise‹ verdeckt dabei »die Tatsache, dass es sich eigentlich um eine Abfolge von Krisen handelte, die eng miteinander zusammenhängen, aber jeweils verschiedene Bereiche betrafen« (Aymo Brunetti: Wirtschaftskrise ohne Ende? US-Immobilienkrise, globale Finanzkrise, europäische Schuldenkrise. 2. Aufl. Bern 2011, S. 14). Ich verwende hier den Begriff ›Finanz- und Wirtschaftskrise‹; sowohl mit als auch ohne die präzisierende Jahresangabe 2008/2009: des Zeitraumes also, in dem die finanzökonomischen und realwirtschaftlichen Verwerfungen global ihren Höhepunkt erreichten (vgl. zur

globale Systemcrash, der – 2007 von einer Immobilienmarktkrise in den USA ausgelöst – im Herbst 2008 in dem Bankrott der US-amerikanischen Investmentbank *Lehman Brothers* seinen plakativen Höhepunkt fand sowie 2009 eine schwere Rezession der Weltwirtschaft zeitigte,<sup>5</sup> lässt sich als ein »Jahrhundertereignis«<sup>6</sup> mit gravierendem gesellschaftlichem Impact betrachten, das bis heute nachwirkt:

Der Crash von 2008 und die Krise in der Eurozone haben dem politischen System des Westens einen schweren Schlag versetzt. Krisenbekämpfung wurde zur neuen Normalität. Langjährige Zweiparteiensysteme wie etwa in Frankreich oder Spanien wurden weggefeht. Neue Parteien gelangten in die Parlamente, oft solche am linken und rechten Rand. Durch die Brexit-Entscheidung und den Wahlsieg von Donald Trump wurden die politischen Verhältnisse weiter erschüttert.<sup>7</sup>

Die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 hat nicht nur gesellschaftspolitische Verwerfungen wie ein länderübergreifendes Erstarken des Populismus gezeitigt,<sup>8</sup> sondern ist zudem – verbunden »mit einer Renaissance medialer Kapitalismuskritik«<sup>9</sup> – wiederholt zu einem filmischen und literarischen Verhandlungsgegenstand geworden. Filme wie *Wall Street: Money Never Sleeps* (2010), *Margin Call* (2011) und *The Big Short* (2015) loten die kausalen Zusammenhänge und Folgen des Crashes aus,<sup>10</sup> der sich international ebenso in zahlreichen literarischen Titeln aktualisiert findet.<sup>11</sup>

In Bezug auf die Nutzbarmachung der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 in der deutschsprachigen Literatur fällt auf: Es wird hier wiederkehrend die Verwobenheit von Wirtschaft als ein gesellschaftsformulierendes Ordnungssystem mit

---

zeitlichen Ereignisabfolge ebd., S. 14f. sowie in dieser Arbeit ausführlich das Kapitel 2: Ein Jahrhundertereignis: Die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009).

- 5 Vgl. Werner Plumpe: Wirtschaftskrisen. Geschichte und Gegenwart. 5., durchges. und aktual. Aufl. München 2017, S. 111–113 sowie in dieser Arbeit ausführlich das Kapitel 2: Ein Jahrhundertereignis: die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009.
- 6 Brunetti: Wirtschaftskrise, S. 5.
- 7 Manuel Funke, Moritz Schularick, Christoph Trebesch: Wirtschaftspolitische Beitrag: 10 Jahre Lehman: Populismus als Erbe der Finanzkrise. In: Kiel Focus (09/2018), <https://www.ifw-kiel.de/de/publikationen/kiel-focus/2018/10-jahre-lehman-populismus-als-erbe-der-finanzkrise-e-0/> (11.04.2023).
- 8 Vgl. ebd. Siehe zur Fortschreibung der Finanz- und Wirtschaftskrise zwischen Normalisierungs- und Denormalisierungsentwicklungen unter dem Vorzeichen eines drastisch erstarkenden Populismus auch: Jürgen Link: Normalismus und Antagonismus in der Postmoderne. Krise, New Normal, Populismus. Göttingen 2018, S. 268.
- 9 Nicole Mattern, Timo Rouget: Kleine und große Crashes. Zur Konstruktion und Funktion von Wirtschaftskrisen in Literatur und Film. In: Ders. (Hg.): Der große Crash. Wirtschaftskrisen in Literatur und Film. Würzburg 2016, S. 11–19, hier S. 17.
- 10 Vgl. ebd., S. 11.
- 11 Vgl. ausführlich zur literarischen Aktualisierung der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 hier das Kapitel 3: Die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 in der Gegenwartsliteratur.

der Bedingtheit subjektiver Identitätsbildungsprozesse auf figuraler Ebene verhandelt und im Erzählmodus Krise entfaltet. Klein konstatiert zu dieser narrativen Realisierung des Nexus ›Wirtschaft – Identität – Krise‹: »Die Krise [= die Finanz- und Wirtschaftskrise, K.T.] bot den Anlass zur kritischen Auseinandersetzung mit der Ausdehnung wirtschaftlichen Denkens in alle Lebensbereiche und rückte die Frage nach dem Handlungsspielraum des Einzelnen in den Mittelpunkt.«<sup>12</sup>

Das Forschungsanliegen meiner Arbeit ist es, dieser, als Krise erzählten, Verquickung von Wirtschaft und Identität in Verbindung mit der literarischen Aktualisierung der Finanz- und Wirtschaftskrise nachzugehen.

In den folgenden Abschnitten wird mein Vorhaben dazu zunächst in den aktuellen Forschungsstand eingeordnet, um so das Erkenntnispotenzial meiner Untersuchung aufzeigen zu können. Darauf aufbauend werden meine Forschungsthesen und -fragen präzisierend benannt, ehe dann mit der Vorstellung der methodischen Konzeption sowie des konkreten Aufbaus meiner Arbeit zu deren Hauptteil übergeleitet wird.

## 1.1 Einordnung in den aktuellen Forschungsstand

Die jüngere Vergangenheit verzeichnet zahlreiche Forschungspublikationen, die sich im weiten Themenfeld ›Wirtschaft und Literatur‹ verorten lassen. Mit ›*Denn wovon lebt der Mensch?»: Literatur und Wirtschaft*,<sup>13</sup> ›*Literatur und Ökonomie*,<sup>14</sup> ›*Finanzen und Fiktionen. Grenzgänge zwischen Literatur und Wirtschaft*,<sup>15</sup> ›*Literarische Ökonomik*<sup>16</sup> und ›*Erzähltes Geld: Finanzmärkte und Krisen in Literatur, Film und Medien*<sup>17</sup> liegen gleich fünf Sammelbände neueren Datums vor, deren Beiträge sich insbesondere mit der Figuration ökonomischer Sachverhalte in einzelnen Werken befassen oder die der Fiktionalität des (Finanz-)Wirtschaftssystems nachgehen. Namentlich die literarische und filmische Diskussion wirtschaftlicher Gegenstände zur Zeit der Weimarer Republik fokussieren ferner die beiden Sammelbände ›*Erzählte Wirtschaftssachen*›:

12 Christian Klein: Effizienz und Existenz. Tendenzen des Angestelltenromans in der deutschen Gegenwartsliteratur. In: Zeitschrift für Germanistik 25/2 (2015), S. 327–344, hier S. 326.

13 Dirk Hempel, Christine Künzel (Hg.): ›Denn wovon lebt der Mensch?»: Literatur und Wirtschaft. Frankfurt a.M. 2009.

14 Sieglinde Klettenhammer (Hg.): Literatur und Ökonomie. Innsbruck 2010.

15 Dirk Hempel, Christine Künzel (Hg.): Finanzen und Fiktionen. Grenzgänge zwischen Literatur und Wirtschaft. Frankfurt a.M., New York 2011.

16 Iuditha Balint, Sebastian Zilles (Hg.): Literarische Ökonomik. Paderborn 2014.

17 Karsten Becker (Hg.): Erzähltes Geld: Finanzmärkte und Krisen in Literatur, Film und Medien. Würzburg 2020.

Ökonomie und Ökonomisierung in der Literatur und im Film der Weimarer Republik<sup>18</sup> sowie Hans Fallada und die Literatur(en) zur Finanzwelt.<sup>19</sup> Überdies sind in den letzten Jahren einige Monografien publiziert worden, die ›Wirtschaft‹ als epochen-, zeit- oder genrespezifisches literarisches Sujet in den Blick nehmen oder als werkimmanentes Leitthema untersuchen; exemplarisch hingewiesen sei auf: Reinhard Saller *Schöne Ökonomie: die poetische Reflexion der Ökonomie in frühromantischer Literatur*,<sup>20</sup> Franziska Schößler *Börsenfieber und Kaufrausch: Ökonomie, Judentum und Weiblichkeit bei Theodor Fontane, Heinrich Mann, Thomas Mann, Arthur Schnitzler und Émile Zola*,<sup>21</sup> Eva Ritthaler *Ökonomische Bildung. Wirtschaft in deutschen Entwicklungsromanen von Goethe bis Heinrich Mann*,<sup>22</sup> Simon Zeisberg *Das Handeln der Anderen. Pikarischer Roman und Ökonomie im 17. Jahrhundert*<sup>23</sup> und Anna Kinder *Geldströme: Ökonomie im Romanwerk Thomas Manns*.<sup>24</sup> Die Präsenz des Themas ›Wirtschaft‹ in der aktuellen literaturwissenschaftlichen Forschung belegt nicht zuletzt das 2019 erschienene Handbuch *Literatur & Ökonomie*,<sup>25</sup> das – neben einer fundierten Bestandsaufnahme relevanter theoretischer und methodischer Zugriffe – zentrale Begriffskonzepte einer »Ökonomie der Literatur«<sup>26</sup> vorstellt und zudem illustrative Einzeluntersuchungen beinhaltet.

Im Rahmen dieser zu konstatierenden Popularität des Gegenstands ›Wirtschaft‹ in der Forschung ist ebenfalls die literarische Auseinandersetzung mit der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 bereits verschiedentlich perspektiviert worden: Die Aufsätze von Bareis und Nesselhauf bieten eine kursorische Revue über für die Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur typische Erzählverfahren.<sup>27</sup>

18 Gregor Ackermann, Walter Delabar, Michael Grisko (Hg.): *Erzählte Wirtschaftssachen: Ökonomie und Ökonomisierung in der Literatur und im Film der Weimarer Republik*. Bielefeld 2013.

19 Daniel Börner, Andrea Rudolph (Hg.): *Hans Fallada und die Literatur(en) zur Finanzwelt*. Berlin 2016.

20 Reinhard Saller: *Schöne Ökonomie: die poetische Reflexion der Ökonomie in frühromantischer Literatur*. Würzburg 2007.

21 Franziska Schößler: *Börsenfieber und Kaufrausch: Ökonomie, Judentum und Weiblichkeit bei Theodor Fontane, Heinrich Mann, Thomas Mann, Arthur Schnitzler und Émile Zola*. Bielefeld 2009.

22 Eva Ritthaler: *Ökonomische Bildung. Wirtschaft in deutschen Entwicklungsromanen von Goethe bis Heinrich Mann*. Würzburg 2017.

23 Simon Zeisberg: *Das Handeln der Anderen. Pikarischer Roman und Ökonomie im 17. Jahrhundert*. Berlin 2019.

24 Anna Kinder: *Geldströme: Ökonomie im Romanwerk Thomas Manns*. Berlin 2013.

25 Joseph Vogl, Burkardt Wolf (Hg.): *Handbuch Literatur & Ökonomie*. Berlin 2019.

26 Ebd., S. XIV.

27 Vgl. Alexander J. Bareis: *Die Finanzkrise in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Analysen zu Erzählstrategien in Texten von Magnusson, Goetz, Kehlmann, Knecht und Lüscher*. In: Frank Thomas Grub (Hg.): *Emotionen. Beiträge zur 12. Arbeitstagung schwedischer Germanistinnen und Germanisten: Text im Kontext in Visby am 15./16. April 2016*. Berlin u. a. 2016,

Außerdem geht Rutka in ihrem Beitrag u.a. den Fragen nach, wie »die Konsequenzen des Einsturzes der globalen Finanzmärkte für die Protagonist(en)Innen [...] problematisiert [werden], welche zeit- und sozialkritischen Einsichten [...] die Imaginationen des ökonomischen Zusammenbruchs« bieten als auch in welcher Form »sie [auf] den Neuanfang und die Umwertung der bisherigen Wertvorstellungen«<sup>28</sup> hinwirken. Lischeid fokussiert ferner literarische »Nah-Zukunft-Szenarien«<sup>29</sup> in Rekurs auf die Finanz- und Wirtschaftskrise als Simulationsraum eines Erzählens von Krise. In Fallstudien werden darüber hinaus wiederholt einzelne Prosatexte als Teil einer deutschsprachigen Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur lesbar gemacht; ein paar Beispiele: So ist Jonas Lüschers Novelle *Frühling der Barbaren* (2013) diesbezüglich bereits mehrfach ins Blickfeld geraten,<sup>30</sup> sieht Oberhofer im Roman von Rainald Goetz *Johann Holtrop: Abriss einer Gesellschaft* (2012) die finanzwirtschaftlichen Krisen der 2000er Jahre »gipfelnd in der Finanzkrise 2008 [...] parallelisiert [...] [mit] dem Lebenslauf des ›Comeback Kid‹ Johann Holtrop [= der titelgebenden Hauptfigur, K.T.]«,<sup>31</sup> während Künzel hier »die Finanzkrise als ästhetisches Spektakel« auslotet.<sup>32</sup> Lüdeker analysiert ferner die literarische

---

S. 141–160; Jonas Nesselhauf: Die Krise hat viele Seiten. Die Weltwirtschaftskrise 2008ff. und der multiperspektivische Roman bei Chirbes, Lanchester und Bossong. In: Nicole Mattern, Timo Rouget (Hg.): Der große Crash. Wirtschaftskrisen in Literatur und Film. Würzburg 2016, S. 273–290.

- 28 Anna Rutka: Literarische Imaginationen des Endes im Umfeld der globalen Finanzkrise 2008. In: Aneta Jachimowicz (Hg.): Imaginationen des Endes. Frankfurt a.M. 2015, S. 447–465, hier S. 449.
- 29 Thomas Lischeid: Krisen simulieren, Krisen erzählen: zum Themenbereich der Großen Finanz- und Wirtschaftskrise 2007ff. am Beispiel aktueller simulationistischer Literatur von Nah-Zukunft-Szenarien. In: Luditha Balint, Thomas Wortmann, Katja Holweck (Hg.): Krisen erzählen. Paderborn 2021, S. 165–184, hier S. 165.
- 30 Hingewiesen sei beispielhaft auf: Mohamed Tabassi: ›Der Mensch wird zum Tier, wenn es an sein Erspartes geht.‹ Das Motiv der Finanzkrise in der deutschsprachigen Literatur der Gegenwart. In: Daniel Börner, Andrea Rudolph (Hg.): Hans Fallada und die Literatur(en) zur Finanzwelt. Berlin 2016, S. 501–520; Tristan Weigang: ›Während Preising schlief, ging England unter‹: der Topos der europäischen Krise in Jonas Lüschers Novelle ›Frühling der Barbaren.‹ In: Tomislav Zelić, Zaneta Sambunjak, Anita Pavić Pintarić (Hg.): Europa? Zur Kulturgeschichte einer Idee. Würzburg 2015, S. 235–247 und Luditha Balint: Diskurs, Erzählung, Drama: zur Darstellung der Finanzkrise in Jonas Lüschers Novelle ›Frühling der Barbaren.‹ In: Peter-Weiss-Jahrbuch für Literatur. Kunst und Politik im 20. und 21. Jahrhundert 24 (2015), S. 147–168.
- 31 Moritz Oberhofer: Zur Poetisierung der Finanzkrise in Rainald Goetz' ›Johann Holtrop.‹ In: Luditha Balint, Thomas Wortmann (Hg.): Krisen erzählen. Paderborn 2021, S. 539–557, hier S. 255.
- 32 Christine Künzel: ›Wirtschaft war endlich Kunst geworden‹: die Finanzkrise als ästhetisches Spektakel in Rainald Goetz' Roman ›Johann Holtrop.‹ In: Nicole Mattern, Timo Rouget (Hg.): Der große Crash: Wirtschaftskrisen in Literatur und Film. Würzburg 2016, S. 337–352.



Imagination des Investmentbankers als »Sündenbock«<sup>33</sup> des Finanzmarktcrashs in Kristof Magnussons *Das war ich nicht* (2010) und Dickens beschäftigt sich mit der Darstellung der individuellen Folgewirkungen der Finanz- und Wirtschaftskrise auf identitätsgenerativer Ebene im Roman *Wald* (2015) von Doris Knecht.<sup>34</sup>

Sich die bislang veröffentlichten Forschungsbeiträge zur Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur insgesamt vergegenwärtigend, ist zweierlei bemerkenswert: Erstens liegen, obwohl es sich bei der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 um einen populären literarischen Diskussionsgegenstand handelt, diesbezüglich bisher lediglich unselbstständige Publikationen vor; mit der literarischen Nutzbarmachung dieses Systemcrashs von globaler Reichweite ist sich dementsprechend noch in keiner umfassenderen literaturwissenschaftlichen Studie auseinandergesetzt worden. Zweitens hat der in den Prosatexten mehrfach erzählerisch aufgerufene Konnex von Wirtschaft und subjektiver Identitätsgenese auf figuraler Ebene im narrativen Modus ›Krise‹ bisher lediglich randständig Beachtung gefunden. Zwar liegen für einige Titel aus dem Bestand der Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur Arbeiten vor, die die Verflechtung von Wirtschaft und personaler Identitätskonstruktion beleuchten – etwa die Aufsätze von Dickens, Oberhofer und Rutka,<sup>35</sup> jedoch fehlt es gegenwärtig an einer fundierten Analyse der hier zu konstatierenden narrativen Verquickung ›Wirtschaft – Identität – Krise‹. Demnach mangelt es zum einen an einer genaueren Untersuchung der literarischen Aktualisierung der Finanz- und Wirtschaftskrise im Allgemeinen und zum anderen des in diesem Zusammenhang narrativ zentralen Nexus im Besonderen. Eine Arbeit, die sowohl einen Überblick über den Bestand und die Kennzeichen der Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur liefert als auch die hier prominent greifbare narrative Realisierung der Trias ›Wirtschaft – Identität – Krise‹ anhand prototypischer Romane in den Fokus rückt, kann insofern an die bisher geleisteten Forschungsarbeiten anschließen und sie zugleich fortschreiben.

---

33 Gerhard Lüdeker: Der Spekulant als Sündenbock und als Erlöser. Die Finanzkrise in Magnussons ›Das war ich nicht‹ und Hasletts ›Union Atlantic‹. In: Anja Peltzer, Kathrin Lämmle, Andreas Wagenknecht (Hg.): *Krise, Crash & Kommunikation. Die Finanzkrise in den Medien*. Konstanz, München 2012, S. 195–208, hier S. 197.

34 Roswitha Dickens: Alternativen zur Geldwirtschaft: ein Vergleich von Karl Heinrich Waggerls Roman ›Brot‹ (1930) und Doris Knechts ›Wald‹ (2015). In: Karsten Becker (Hg.): *Erzähltes Geld. Finanzmärkte und Krisen in Literatur, Film und Medien*. Würzburg 2020, S. 143–159.

35 Siehe Dickens: Alternativen zur Geldwirtschaft, Oberhofer: Poetisierung der Finanzkrise und Rutka: Literarische Imaginationen des Endes.

## 1.2 Leitende Forschungsthese und -fragen

Das Forschungsanliegen meiner Arbeit, die narrative Verwobenheit der konzeptionellen Trias ›Wirtschaft – Identität – Krise‹ im Horizont der literarischen Aktualisierung der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 exemplarisch in deutschsprachigen Romanen zu untersuchen, konfiguriert sich anhand folgender Thesen:

1. Die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 wird literarisch nutzbar gemacht, um grundlegende Fragen subjektiver Identitätskonzeption zu verhandeln.
2. ›Wirtschaft‹ wird als fragil gewordenes identitätsformendes und -stabilisierendes Paradigma generiert und damit als gesellschaftliches Leitnarrativ infrage gestellt.
3. Die (finanz-)ökonomische Krise wird in der deutschsprachigen Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur als fundamentale Identitäts- und Sinnkrise des modernen Individuums erzählt und ›Wirtschaft‹ und ›Identität‹ werden insofern im Modus ›Krise‹ narrativ miteinander verwoben.

Vor dem Hintergrund dieser Thesen soll mittels einer Analyse von drei beispielhaften Romanen der deutschsprachigen Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur konkret versucht werden, folgende Fragen zu beantworten:

1. Anhand welcher Parameter wird ›Identität‹ im Zusammenhang mit ›Wirtschaft‹ in den Romanen als krisenhaft gewordener Nexus aktualisiert und diskutiert? Wie sind diese Parameter inhaltlich konzipiert und ausgestaltet?
2. Werden andere/neue Identitätsentwürfe und Sinnstiftungsmöglichkeiten jenseits von ›Wirtschaft‹ angeboten und verhandelt? Wenn ja, welche?
3. Sind transtextuelle narrative Strukturen, Muster und/oder Motive, mittels derer ›Krise‹ erzählt wird, erkennbar?
4. Wie ist die literarische Auseinandersetzung mit dem Themenkomplex ›Wirtschaft – Identität – Krise‹ als Teil eines gesellschaftlichen Diskurses über die Finanz- und Wirtschaftskrise funktional zu verorten und zu bewerten?

Auf Grundlage dieser, das Erkenntnisinteresse leitenden Forschungsthese und -fragen soll hiermit erstmals eine umfassendere Studie zur Aktualisierung und narrativen Nutzbarmachung der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 in der Literatur vorgelegt werden, deren Hauptaugenmerk dem narrativ-konzeptionellen Nexus ›Wirtschaft – Identität – Krise‹ gilt.

### 1.3 Methodische Konzeption und Aufbau der Arbeit

Aus dem Forschungsziel meiner Arbeit ergibt sich deren kulturwissenschaftliche Ausrichtung. Indem sie die Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur fokussiert, formuliert sich ihr Gegenstand aus dem gesellschaftlichen Diskurs über die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009. Hier nimmt sie konkret die literarische Verhandlung von ›Wirtschaft‹ als identitätsgenerierendes Narrativ in den Blick, die sie längs der zu beobachtenden erzähltechnischen Verflechtung des Nexus ›Wirtschaft – Identität – Krise‹ untersuchen möchte.

Damit das Forschungsinteresse adäquat bearbeitet werden kann, gilt es zunächst, das zeitgeschichtliche Ereignis der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 reflektierend zu perspektivieren. Darauf aufbauend ist dessen Aktualisierung in der Literatur allgemein hinsichtlich spezifischer narrativer Charakteristika zu betrachten. Anschließend sind die analytischen Leitbegriffe dieser Arbeit – ›Wirtschaft‹, ›Identität‹ und ›Krise‹ – als Untersuchungsinstrumentarium definitorisch zu schärfen und im Zuge dessen auch bezüglich ihrer Fiktionalität und Narrativität sowie ihrer reziproken Verwobenheit auszuloten. Auf der so bereiteten Basis ist schließlich eine Analysematrix zu entwickeln, mittels derer eine konzentrierte, interpretative Textarbeit am exemplarisch aus drei prototypischen Romanen der deutschsprachigen Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur zusammengesetzten Untersuchungskorpus stattfinden kann.

Mit diesem gewählten methodischen Vorgehen sollen die in Kapitel 1.2 genannten Thesen überprüft sowie die darin aufgeworfenen Fragen zielführend geklärt werden.

## 2 Ein Jahrhundertereignis: die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009

---

[Es] wankt die bisher als gültig angenommene Weltordnung, es wanken die Ideen von der Stärke des Kapitalismus, von der Kraft des Marktes, und in den Gesellschaften weltweit schrumpft die Bereitschaft, die Zumutungen der globalen Risikogesellschaft weiter einfach so hinzunehmen. Es ist eine Weltkrise im Gang, materiell und moralisch, wie sie sich in solcher Wucht, in solcher Rasanz selten zuvor ereignet hat. Und ihr Ende ist nicht abzusehen, am Ende des Tunnels: kein Licht.<sup>1</sup>

Herbst 2008: Im Scheinwerferlicht der Weltöffentlichkeit kollabiert das bereits schwer angeschlagene globale Finanzsystem mit dem Bankrott der seinerzeit viertgrößten US-amerikanischen Investmentbank *Lehman Brothers*. Es ist ein Systemcrash desaströsen Ausmaßes, der die Realwirtschaft mit sich reißen sowie gesellschaftlich gravierende Konsequenzen zeitigen wird.<sup>2</sup> Ein Ereignis, das von Expert:innen als »the most severe financial panic in a century«<sup>3</sup> bewertet und zeitlich präzisierend als »die schwerste Finanzkrise seit den 1930er Jahren«<sup>4</sup> eingestuft wird; kurz: als ein »wirtschaftliche[s] Jahrhundertereignis«<sup>5</sup> gilt, von dem laut Link eine »epochale ›Denormalisierung«, [...] [eine] schwere Störung bis hin zum Kollaps der tragfähigen Reproduktion von Normalitäten«<sup>6</sup> in politischer, gesellschaftlicher und medialer Hinsicht ausgegangen ist.

---

1 Beat Balzli, Klaus Brinkbäumer, Jochen Brenner u.a.: Der Bankraub. In: Der Spiegel 47 (16.11.2008), <https://www.spiegel.de/spiegel/a-590656.html> (16.09.2021).

2 Vgl. Plumpe: Wirtschaftskrisen, S. 112f.

3 Charles P. Kindleberger, Robert Z. Aliber: Manias, panics and crashes. A history of financial crises. 6. Aufl. New York 2011, S. 257.

4 Trevor Evans: Verlauf und Erklärungsfaktoren der internationalen Finanzkrise. In: Christoph Scherrer, Thomas Dürmeier, Bernd Oberwien (Hg.): Perspektiven auf die Finanzkrise. Opladen u.a. 2011, S. 28–49, hier S. 33.

5 Brunetti: Wirtschaftskrise ohne Ende, S. 5.

6 Link: Normalismus und Antagonismus, S. 20.

Die Rahmenkoordinaten der weltweiten Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 – Ursachen, Verlauf, Folgen – sollen nun genauer konturiert werden. Ihr Beginn lässt sich bereits ein Jahr zuvor an einem konkreten Datum festmachen: dem 9. August 2007. An diesem Tag sahen sich die größten Zentralbanken als geldpolitisch für einen Währungsraum bzw. Staat zuständige Institutionen gezwungen, in der Rolle des »Ersatz-Kreditgeber[s]«<sup>7</sup> unmittelbar in das Finanzmarktgeschehen einzugreifen. Geschuldet war dieser drastische Schritt einem nahezu vollends zum Erliegen gekommenen Interbankenkreditgeschäft; der stark reduzierte Geldverkehr der Banken untereinander bedrohte zahlreiche Institute in deren Existenz. Damit stand zu befürchten, sollten die Banken keine kurzfristigen Kredite mehr erhalten und unter ihrer Schuldenlast zusammenbrechen, dass das weltumspannende Finanzsystem insgesamt erodieren würde.<sup>8</sup>

Retrospektiv resultierte diese explosive Situation aus finanzmarktpolitischen Entscheidungen und ökonomischen Entwicklungen am US-amerikanischen Immobilienmarkt seit Anfang der 2000er-Jahre. Brunetti's Argumentation folgend, können im Nachgang drei Hauptmomente als initialzündend benannt werden, die zur Immobilienblase in den USA und nach deren Platzen im Sommer 2007 zur globalen Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 geführt haben:<sup>9</sup>

1 Geldpolitisches Agieren der US-amerikanischen Notenbank: Wirkte ökonomisch der Börsencrash von 2000 – das Platzen der sogenannten *Dotcom-Blase*<sup>10</sup> – noch nach, gerieten die USA infolge der Terroranschläge vom 11. September 2001 ebenfalls politisch in eine angespannte Lage. Die Möglichkeit einer tiefgreifenden Rezession schien vor diesem Hintergrund als eine akute Gefahr zu bestehen, sodass die US-amerikanische Notenbank *Fed* (Federal Reserve System) mit massiven Zinssenkungen einen etwaigen Investitions- und Konsumrückgang zu verhindern suchte:<sup>11</sup> »Bis zum Jahr 2003 drückte sie den Leitzins von über 6% bis auf 1% und beließ ihn vorerst dort«,<sup>12</sup> obschon die wieder einsetzende konjunkturelle Aufwärtsentwicklung längst eine Anhebung des Leitzinses gerechtfertigt hätte.<sup>13</sup> Diese Geldpolitik beeinflusste den US-amerikanischen Häusermarkt ebenso unmittelbar

---

7 Stephan Kaufmann, Antonella Muzzupappa: *Crash Kurs Krise, Wie die Finanzmärkte funktionieren. Eine kritische Einführung.* Berlin 2020, S. 140.

8 Vgl. Brunetti: *Wirtschaftskrise ohne Ende*, S. 9 und S. 16.

9 Vgl. ebd., S. 35.

10 Mit »Dotcom-Blase« wird eine im Frühjahr 2000 an den Aktienmärkten geplatze Spekulationsblase bezeichnet, die sich aus einem immensen Preisanstieg neuer – und oft unsolider – Technologieaktien speiste, in die seinerzeit Scharen von Kleinanlegenden – hoffend auf den schnellen Gewinn – investieren. Vgl. Plumpe: *Wirtschaftskrisen*, S. 109f.

11 Vgl. Brunetti: *Wirtschaftskrise ohne Ende*, S. 35f.

12 Kaufmann, Muzzupappa: *Crash Kurs Krise*, S. 131.

13 Vgl. Brunetti: *Wirtschaftskrise ohne Ende*, S. 36.

wie – im Rückblick – folgenreich: Der Immobiliensektor avancierte zum einen für Kapitalanlegende zu einem als rentabel und sicher geltenden Investment; aufgrund des geringen Zinsniveaus hatten andere Geldanlagemöglichkeiten wie etwa Staatsanleihen stark an Attraktivität verloren. Zum anderen sorgten die niedrigen Zinsen für eine Verbilligung der Kredite, sodass zunehmend mehr Menschen eine Hypothek für den Kauf eines Hauses aufnahmen. In Kombination führten diese beiden Aspekte in den USA zu einem Immobilienkreditrush; die Häusernachfrage begann zu boomen und ließ deren Preise emporschnellen.<sup>14</sup> Diese Entwicklung ließ es ferner für die Banken reizvoll erscheinen, auch mit Privatpersonen, um deren Bonität es schlecht bestellt war, Hypothekenverträge – sogenannte *Subprime-Kredite* – abzuschließen: Sobald für diese die Rückzahlungen nicht mehr leistbar waren, fiel das Haus an die Bank, die es dann gewinnbringend veräußern konnte;<sup>15</sup> ab 2004 war ein »immer größere[r] Anteil an hoch riskanten Krediten«<sup>16</sup> zu verzeichnen.

2 Starke Kapitalexperte in den USA: Eine wachsende Auslandsverschuldung der USA, deren verbreitetes Image »als attraktivster und dynamischster Wirtschaftsstandort weltweit«,<sup>17</sup> der aussichtsreiche Investitionen verhiess, steigende Kapitalströme aus wirtschaftlich prosperierenden Schwellenländern wie Russland und China, ein massiver chinesischer Dollarkauf via US-amerikanischer Wertpapiere zur künstlichen Wechselkursfixierung des Yens gegenüber dem Dollar auf Tiefniveau, um die eigene Exportindustrie zu stützen – für die außergewöhnlich starken Kapitalbewegungen in die USA Anfang der 2000er-Jahre lassen sich vielfältige Motive auflisten.<sup>18</sup> Im Zusammenhang mit dem Entstehen der Immobilienblase und der daraus resultierenden globalen Finanz- und Wirtschaftskrise ist hier entscheidend: Da klassische US-Wertpapiere aufgrund der Niedrigzinspolitik der US-Notenbank keine ertragsreiche Anlagemöglichkeit mehr darstellten, konzentrierte sich das internationale Investitionsinteresse verstärkt auf den florierenden Immobiliensektor. Allerdings hielt »der US-Häusermarkt zu wenige Investitionsmöglichkeiten mit akzeptablem Risiko«<sup>19</sup> bereit, um diese hohe Kapitalanlagenachfrage befriedigen zu können. Infolgedessen begannen »Investmentbanken [...] innovative Lösungen«<sup>20</sup>

14 Vgl. Kaufmann, Muzzupappa: Crash Kurs Krise, S. 131.

15 Vgl. ebd., S. 131f.

16 Brunetti: Wirtschaftskrise ohne Ende, S. 45. Zur Veranschaulichung der Dimension einige Zahlen: »Zwischen 2001 und 2005 stiegen in der Folge die Hypothekenkredite an Kreditnehmer mit geringerer Bonität in den USA von 180 Mrd. Dollar auf 625 Mrd. Dollar. Die Summe der gesamten neu vergebenen Hypothekenkredite in den USA wuchs von 650 Mrd. Dollar auf fast 1200 Mrd. Dollar.« (Kaufmann, Muzzupappa: Crash Kurs Krise, S. 132)

17 Brunetti: Wirtschaftskrise ohne Ende, S. 39.

18 Vgl. ebd., S. 37–39.

19 Ebd., S. 39.

20 Vgl. ebd., S. 40.

zu generieren, die den weltweiten Finanzkollaps wesentlich mitverantworten sollten.<sup>21</sup>

3 Entwicklung neuer Finanzmarktprodukte: Es geschah – schematisch verknüpft dargestellt<sup>22</sup> – Folgendes: Eine Bank schloss mit einer Privatperson zwecks Hausfinanzierung einen Hypothekenvertrag ab, dessen Forderung sie sodann – unüblicherweise – gewinnbringend an eine Investmentbank weiterverkaufte. Ein zusätzlicher Vorteil war diesbezüglich für die Bank, dass der Kredit aus ihrer Bilanz verschwand und Kapital zum Abschluss neuer Darlehensverträge frei wurde.<sup>23</sup> Demgemäß war es ihr originäres Interesse, möglichst viele Hypothekenverträge zu zeichnen; dementsprechend überrascht es kaum, dass »zwischen 2001 und 2005 [...] die Hypothekenkredite an Kreditnehmer mit geringerer Bonität in den USA von 180 Mrd. Dollar auf 625 Mrd. Dollar«<sup>24</sup> stieg. Die Investmentbank verbriefte nun die zahlreich erworbenen Hypothekenforderungen zu einem am Aktienmarkt handelbaren Wertpapier – ABS (asset-backed security) genannt –, das den Investierenden eine sichere Rendite aufgrund der regelmäßigen Kreditrückzahlungen der Hypothekarnehmenden verhielt.<sup>25</sup> Im nächsten Schritt transformierten die Investmentinstitute diese kreditbasierten Papiere »in sehr komplexe [und intransparente] Schuldtitel [...], die so genannten [CDOs] *collateralised debt obligations*«. <sup>26</sup> Ein »explosive[s] Gebräu«<sup>27</sup> entstand: Die ABS wurden in drei unterschiedlich risikobehaftete Tranchen gegliedert. Die erste Tranche versprach den höchsten Zinsertrag, war jedoch dementsprechend stark risikobehaftet; fiel ein Kredit dieses »Wertpapierpakets« aus, waren direkt Verluste zu verbuchen. Bei der zweiten Tranche ging eine etwas niedrigere Verzinsung mit einem verminderten Risiko einher; Einbußen waren erst zu verzeichnen, wenn es für die Wertpapierhaltenden der ersten Tranche einen kompletten Kreditausfall zu notieren galt. Die dritte Tranche wies den geringsten Zins auf, da sie die beste Absicherung vor einem Einbruch der Kreditzahlungen versprach.<sup>28</sup> Diese systematische matroschkaartige Verbriefung und Strukturierung der Finanzmarktprodukte wurde seinerzeit insgesamt positiv bewertet, da – so die damals verbreitete Einschätzung – »das Verlustrisiko über viele Investoren gestreut w[ü]rde und diese

21 Vgl. Kaufmann, Muzzupappa: Crash Kurs Krise, S. 138f.

22 Wie Kaufmann und Muzzupappa betonen, zeigte sich »die Realität [...] so kompliziert, dass nach der Krise viele Finanzprofis zugaben, sie nicht verstanden zu haben«. (Ebd., S. 133)

23 Vgl. Brunetti: Wirtschaftskrise ohne Ende, S. 40.

24 Kaufmann, Muzzupappa: Crash Kurs Krise, S. 132.

25 Vgl. Brunetti: Wirtschaftskrise ohne Ende, S. 40.

26 Evans: Finanzkrise, S. 33.

27 Brunetti: Wirtschaftskrise ohne Ende, S. 41.

28 Vgl. Brunetti, S. 42f. Siehe auch Kaufmann, Muzzupappa: Crash Kurs Krise, S. 135.

gleichzeitig die Möglichkeit der freien Wahl eines für sie akzeptablen Risikoniveaus h[ä]tten«. <sup>29</sup>

Zusammengefasst: Das Konglomerat aus einer Niedrigzinspolitik der US-Zentralbank, einem außerordentlich starken internationalen Investitionsinteresse in den US-amerikanischen Markt sowie der Initiierung eines kaskadenhaft aufgebauten, hochspekulativen Kredit- und Wertpapiersystems befeuerte exorbitante Preissteigerungen auf dem Häusermarkt: Die US-Immobilienblase entstand.

Kick-off zur Krise: Ab 2004 begann die US-Zentralbank, den Leitzins sukzessiv wieder anzuheben. In zahlreichen Hypothekenverträgen war ein variabler, am Leitzins orientierter Zinssatz vereinbart worden, sodass deren Rückzahlungszinsen jetzt anstiegen. Infolgedessen konnten viele Kreditnehmende, namentlich aus der Subprime-Sparte, ihre Darlehen nicht mehr bedienen: Die Häuser fielen an die Banken, für die es allerdings zunehmend schwieriger wurde, sie wieder zu verkaufen; die Immobiliennachfrage schwächte sich ab, während gleichzeitig das Häuserangebot wuchs. Mitte 2006 begannen die Preise schließlich rapide zu fallen; der US-amerikanische Immobilienmarkt brach zusammen, <sup>30</sup> mit gravierenden Folgen für das globale Finanzsystem. <sup>31</sup> Der Erfolg der hypothekenbasierten Wertpapiere war an die Erwartung einer steten Kredittilgung und an den Glauben an eine fortwährend hohe Immobiliennachfrage in den USA geknüpft gewesen, nun sank deren »Wert [...] sowie der [der] aus ihnen abgeleiteten komplexen Derivate steil ab«. <sup>32</sup> Aufgrund ihrer hohen Profitrate war das Halten von stark risikobehafteten ABSs bzw. CDOs bis dato auch für zahlreiche Banken und Investmentfonds überaus attraktiv gewesen, die sie »[z]udem [...] oft durch das Ausleihen kurzfristiger, niedriger verzinsten Gelder von anderen Finanzinstituten finanziert« <sup>33</sup> hatten. Das heißt: Nach dem Crash des Immobilienmarktes in den USA schrieben weltweit Geldinstitute nun selbst Verluste in existenzgefährdender Größenordnung. Da völlig intransparent war, »in welchem Ausmaß die jeweils anderen Banken Verluste von hypothekengesicherten Wertpapieren erlitten hatten« <sup>34</sup> und somit von einer etwaigen Zahlungsunfähigkeit bedroht waren, begannen die Banken sich untereinander fundamental zu misstrauen. Der eklatante Vertrauensverlust zeitigte für den Interbankencreditmarkt gravierende Folgen: Das Geldgeschäft zwischen den Banken erlahmte, denn diese gewährten sich zur jeweils eigenen »Risikovermeidung« <sup>35</sup>

---

29 Evans: Finanzkrise, S. 34.

30 Vgl. Kaufmann, Muzzupappa: Crash Kurs Krise, S. 139.

31 Vgl. Brunetti: Wirtschaftskrise ohne Ende, S. 53f.

32 Evans: Finanzkrise, S. 34.

33 Ebd.

34 Ebd.

35 Ebd.



wechselseitig kaum Kredite mehr; die US-amerikanische und Europäische Zentralbank mussten – wie eingangs erwähnt – zur Aufrechterhaltung des Finanzsystems ins Marktgeschehen eingreifen.<sup>36</sup>

Der Crash: Schon Anfang 2008 meldete die fünftgrößte Investmentbank der USA *Bear Stearns*, nachdem sie »200 Mrd. Dollar auf ihr Wertpapierportfolio abschreiben [musste und] daraufhin keine Kreditgeber mehr«<sup>37</sup> fand, Konkurs an. Kaum ein halbes Jahr später, im September 2008, standen weitere Großinstitute am Rande der Zahlungsunfähigkeit. Etwa konnten die beiden wichtigsten Hypothekenversicherungsanstalten der USA *Fannie Mae* und *Freddie Mac* nur durch umfangreiche staatliche Finanzhilfen geschäftsfähig bleiben, was einer »faktischen Verstaatlichung«<sup>38</sup> gleichkam.<sup>39</sup> Hatte sich durch die Liquiditätszuschüsse der Zentralbanken sowie das staatliche Eingreifen in den vergangenen Monaten ein Kollaps des Finanzsystems verhindern lassen, war sein Crash mit dem »Schock«<sup>40</sup> vom 15. September 2008 nicht mehr abzuwenden.<sup>41</sup> Eine der traditionsreichsten und größten US-amerikanischen Investmentbanken, *Lehman Brothers*, ging bankrott, da weder die US-Regierung finanzielle Hilfe leisten noch eine andere Bank sie übernehmen wollte; ihre »Insolvenzmasse summierte sich auf 613 Mrd. Dollar«.<sup>42</sup> Die Pleite dieses Großplayers der Finanzbranche löste dominoartig weltweit den Absturz weiterer Geldinstitute aus. Zur Illustration des ungeheuren Impacts einige Beispiele: Kurz nach dem Zusammenbruch von *Lehman Brothers* meldete *Washington Mutual*, die bedeutendste Sparkasse der USA, Insolvenz an und wurde von *JPMorgan Chase* aufgekauft.<sup>43</sup> Auch das weltgrößte Versicherungsunternehmen, die *AIG* (American International Group), sah sich in seiner Existenz bedroht; »durch die Versicherung dubioser hypothekengesicherter Wertpapiere [...] [war die *AIG*] hoch verschuldet«<sup>44</sup> und musste mit Staatsmitteln vor dem Zusammenbruch bewahrt werden.<sup>45</sup> Die Regierung Großbritanniens wurde Mehrheitseigner der *Royal Bank of Scotland* und Island stellte das inländische Bankensystem vollständig unter staatliche Aufsicht.<sup>46</sup> Deutschland richtete »einen Finanzmarkt-Stabilisierungsfond[] über 480 Mrd. Euro [ein], der [die *HRE* (Hypo Real Estate)], Commerzbank, Bayri-

---

36 Vgl. ebd., S. 34f.

37 Kaufmann, Muzzupappa: Crash Kurs Krise, S. 140.

38 Plumpe: Wirtschaftskrisen, S. 112.

39 Vgl. Evans: Finanzkrise, S. 35.

40 Brunetti: Wirtschaftskrise ohne Ende, S. 63.

41 Vgl. ebd.

42 Kaufmann, Muzzupappa: Crash Kurs Krise, S. 141.

43 Vgl. ebd., S. 141.

44 Evans: Finanzkrise, S. 35.

45 Vgl. ebd.

46 Vgl. Kaufmann, Muzzupappa: Crash Kurs Krise, S. 142.

sche Landesbank und HSH Nordbank auffing«. <sup>47</sup> Anfang Oktober schlug die Krise dann vollends auf die Aktienmärkte durch; im Verlauf lediglich einer Woche waren weltweit Kurseinbrüche gen 20 Prozent zu notieren. <sup>48</sup> Infolge der Lehman-Pleite verschlechterte sich zudem die ohnehin schon höchst angespannte Situation auf dem Interbankenmarkt drastisch: Die Liquiditätsströme der Banken untereinander froren jetzt komplett ein; schließlich war wechselseitig ungewiss, »wo und bei wem welche Risiken in welcher Größenordnung lagen«. <sup>49</sup> Wiewohl sich mit Schutz- und Hilfsmaßnahmen staatlicherseits ein Totalzusammenbruch des Finanzsystems abwenden ließ, setzten die Banken nun größtenteils die Kreditvergabe an die Realwirtschaft aus, <sup>50</sup> denn »im Zuge von Abschreibungen [waren] erhebliche Wertberichtigungen auf ihre Eigenkapitalbasis vorzunehmen [...], die wiederum ihre eigene Kreditvergabefähigkeit deutlich begrenzten«. <sup>51</sup> Infolgedessen weitete sich die Finanzkrise zu einer Weltwirtschaftskrise kolossaler Dimension aus. Es handelte sich um den gravierendsten globalen Konjunkturreinbruch – den Zweiten Weltkrieg ausgeklammert – seit der, durch den Börsenkrach von 1929 ausgelösten *Großen Depression* der 1930er-Jahre. <sup>52</sup> Der globale Handel stürzte im Herbst 2008 schlagartig ab: In den USA brachen die Investitionen ein, <sup>53</sup> »die europäische Wirtschaftsleistung« reduzierte sich »um 4,4 Prozent«, <sup>54</sup> »der deutsche Export« verbuchte ein Minus »um mehr als 15 Prozent« <sup>55</sup> während »[i]n Japan [...] die Exporte [sogar] um 50 Prozent« <sup>56</sup> sanken. Dem geschuldet hatten dann auch Rohstoff exportierenden Länder mit drastischen Nachfragerückgängen zu kämpfen und vielerorts schnellten überdies die Arbeitslosenzahlen in die Höhe <sup>57</sup> – womit nur einige gewichtige realökonomische Auswirkungen genannt sind. <sup>58</sup>

Um die Folgen der Wirtschaftskrise abzumildern, wurden in den USA sowie in Europa zügig umfassende Konjunkturprogramme aufgelegt. Konkret handelte es sich hier um Maßnahmen, die den Absatz fördern und die Arbeitslosigkeit senken sollten. In Deutschland wurden etwa die sogenannte *Abwrackprämie*, ein staatlicher Zuschuss zum Kauf eines Neuwagens, eingeführt sowie das Kurzarbeitergeld zur

---

47 Ebd.

48 Evans: Finanzkrise, S. 35.

49 Kaufmann, Muzzupappa: Crash Kurs Krise, S. 141.

50 Vgl. ebd., S. 142.

51 Plumpe: Wirtschaftskrisen, S. 113.

52 Brunetti: Wirtschaftskrise ohne Ende, S. 71.

53 Evans: Finanzkrise, S. 36.

54 Ebd., S. 37.

55 Plumpe: Wirtschaftskrisen, S. 113.

56 Evans: Finanzkrise, S. 36.

57 Vgl. ebd., S. 37 sowie Brunetti: Wirtschaftskrise ohne Ende, S. 73.

58 Siehe hierzu ausführlicher etwa Evans: Finanzkrise, S. 35–37.

Verhinderung von Entlassungen initiiert. Dank dieser Mittel, die allerdings gleichfalls die Staatsverschuldung exorbitant in die Höhe trieben, schien sich bereits 2010 eine deutliche Entspannung der Wirtschaftslage abzuzeichnen. Allerdings kündigte sich für die Europäische Währungsunion im unmittelbaren Nachgang der Finanz- und Wirtschaftskrise bereits die nächste Krise an: die drohende Zahlungsunfähigkeit Griechenlands und anderer Mittelmeerstaaten – kurz: Die europäische Schuldenkrise nahm ihren Auftakt.<sup>59</sup>

Resümierend bleibt für die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 festzuhalten: Die Fehlentwicklungen des US-amerikanischen Immobilienmarkts lösten nach dem Platzen der Spekulationsblase eine komplexe Krisenkaskade des globalen Finanz- und Wirtschaftssystems in gewaltiger Dimension aus. Der Totalzusammenbruch der weltumspannenden ökonomischen Ordnung konnte ausschließlich durch staatliches Eingreifen verhindert werden.

Die literarische Verarbeitung dieses Jahrhundertereignisses soll nachfolgend nun kursorisch betrachtet werden.

---

59 Vgl. Plumpe: Wirtschaftskrisen, S. 113f.

### 3 Die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 in der Gegenwartsliteratur

---

Am Anfang einer Expedition durch die allgemeinen Literaturbestände zur Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 ist vorab zu klären, nach welcher Maßgabe fiktionalen Darstellungen das Prädikat ›literarische Repräsentation der Finanz- und Wirtschaftskrise‹ verliehen werden soll. Dazu sei vorausgeschickt: Erzähltexte verstehe ich in einer reziproken Beziehung zur Wirklichkeit stehend, die »nichtfiktionale Bestandteile«<sup>1</sup> wie geografische Orte, historische Personen oder Ereignisse – im konkreten Fall das zeitgeschichtliche Ereignis ›Finanz- und Wirtschaftskrise‹ – inkorporiert haben können.<sup>2</sup> Es ist folglich »die Frage nach dem Grad der Abweichung der fiktionalen Darstellung [von jenem ökonomischen Systemcrash], den man akzeptieren möchte«,<sup>3</sup> die hier zuvorderst einer Beantwortung bedarf.

Zu diesem Ziel bietet sich zunächst eine Vergegenwärtigung der zentralen erzähltechnischen Varianten an, in denen die Aktualisierung der Finanz- und Wirtschaftskrise literarische Gestalt gewinnt. Diesbezüglich können drei Hauptformen benannt werden, die in der Mittelbarkeit der Nutzbarmachung jenes Ereignisses changieren:

1 Die Finanz- und Wirtschaftskrise als Handlungsmovens: Die Finanz- und Wirtschaftskrise ist bestimmend für den Fortgang der Erzählung. Sie wird explizit und unmittelbar als Movens der Handlung realisiert. In der deutschsprachigen Literatur ist diese Darstellungsvariante kaum präsent; anzutreffen ist sie in folgenden Titeln: Markus Will *Bad Banker* (2010), Daniel Kehlmann *F* (2013) und Doris Knecht Wald (2015).

Repräsentativ für die Aktualisierung der Finanz- und Wirtschaftskrise als Handlungsmovens in der deutschsprachigen Literatur ist hier für die Textanalyse Knechts Roman Wald ausgewählt worden, der vom radikalen Lebenswandel der ehemals erfolgreichen Modedesignerin Marian Malin infolge ihres – der Finanz-

---

1 Peter Blume: *Fiktion und Weltwissen. Der Beitrag nichtfiktionaler Konzepte zur Sinnkonstitution fiktionaler Erzähltexte*. Berlin 2019 [2004], S. 7.

2 Vgl. ebd., S. 23.

3 Bareis: *Finanzkrise*, S. 143.

und Wirtschaftskrise geschuldeten – ökonomischen und identitätskonzeptionellen Totalzusammenbruchs erzählt.<sup>4</sup>

2 Die Finanz- und Wirtschaftskrise als Handlungssetting: Auf die Finanz- und Wirtschaftskrise wird als zeitgeschichtliche Bezugsfolie der Erzählung referiert. Diese fungiert als (referenzielles) Setting der Handlung, dessen narrativ-inhaltliche Bedeutung dementsprechend eher implizit indiziert ist. In der deutschsprachigen Literatur ist diese Aktualisierungsvariante der Finanz- und Wirtschaftskrise dominant realisiert und in folgenden Texten präsent: Terézia Mora *Der einzige Mann auf dem Kontinent* (2009), Nora Bossong *Gesellschaft mit beschränkter Haftung* (2012), Rainald Goetz *Johann Holthrop: Abriss einer Gesellschaft* (2012), Husch Josten *Das Glück von Frau Pfeiffer* (2012), Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012), Marlene Streeruwitz *Die Reise einer jungen Anarchistin in Griechenland* (2014), Anna Katharina Hahn *Das Kleid meiner Mutter* (2016), Marc Elsberg *Gier – wie weit würdest du gehen?* (2019) sowie Anne Richter *Unvollkommenheit* (2019).

Stellvertretend für die Realisierung der Finanz- und Wirtschaftskrise als (referenzielles) Handlungssetting in der deutschsprachigen Literatur ist hier zur Untersuchung von Steinaeckers Roman *Das Jahr, in dem ich aufhörte mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* ausgewählt worden, der vom beruflichen und privaten Absturz der Versicherungsmaklerin Renate Meißner vor dem Hintergrund des globalen Systemcrashes erzählt.<sup>5</sup>

3 Die Finanz- und Wirtschaftskrise als Dechiffrierungscode: Es wird von einer fiktiven Krise erzählt, die sich als Chiffre lesen lässt. Im vorausgesetzten Wissen über die historische Finanz- und Wirtschaftskrise lässt sich diese fiktive Krise entsprechend decodieren. In der deutschsprachigen Literatur ist dieser Realisierungstyp in einigen Titeln greifbar: Kristof Magnusson *Das war ich nicht* (2010), Jonas Lüscher *Frühling der Barbaren* (2013), Sascha Reh *Gibraltar* (2013) sowie Martin Suter *Montecristo* (2015).

Exemplarisch für die Darstellung einer fiktiven Krise als Chiffre für die Finanz- und Wirtschaftskrise in der deutschsprachigen Literatur wird hier Magnussons Roman *Das war ich nicht* einer genaueren Analyse unterzogen, in dem die illegalen Spekulationsgeschäfte des einfachen Aktientraders Japser Lüdemann zum Bankrott einer global agierenden Investmentbank führen und nachfolgend einen weltweiten Finanzmarktschock auslösen.<sup>6</sup>

---

4 Vgl. zu Doris Knecht *Wald* (2015) hier ausführlicher das Kapitel 4: Vorstellung des Textkorpus.

5 Vgl. zu Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012) hier ausführlicher das Kapitel 4: Vorstellung des Textkorpus.

6 Vgl. zu Kristof Magnusson *Das war ich nicht* (2010) hier ausführlicher das Kapitel 4: Vorstellung des Textkorpus.

Die Spannweite an fiktionalen Aktualisierungsarten der Finanz- und Wirtschaftskrise lässt es als angezeigt erscheinen, diesbezüglich eine weitgefaste Definition zu veranschlagen: Sich hier der Argumentation von Bareis anschließend,<sup>7</sup> sind demnach all jene nach 2008 publizierten Erzähltexte der Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur zugehörig, die ›die‹ bzw. ›eine‹ Finanz- und Wirtschaftskrise zum Gegenstand haben, deren Grad an narrativer Mittelbarkeit und direkter Handlungsrelevanz dabei variieren kann; prägnant auf den Punkt gebracht: »Jede nach 2008 erschienene Darstellung einer Finanzkrise muss im Lichte eines Weltwissens betrachtet werden, in dem die globale Finanzkrise von 2007/2008 zumindest indirekt aufgerufen wird.«<sup>8</sup> Eingedenk dieser definitorischen Vermessung der Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur lässt sich für deren literarische Prominenz konstatieren: Äquivalent zum weltweiten Impact der Finanz- und Wirtschaftskrise von 2008/2009 handelt es sich bei deren literarischer Verarbeitung ebenfalls um ein »globales Phänomen«,<sup>9</sup> das vorrangig für die Literatur jener Länder zu attestieren ist, in denen der (finanz-)ökonomische Crash gesellschaftlich schwerwiegende Folgen zeitigte.<sup>10</sup> Zur Illustration dieser Popularität sei eine schlaglichtartige Revue der US-amerikanischen und europäischen Bestände vorgenommen:<sup>11</sup> So applizieren Publikationen der englischsprachigen Literatur wie *Union Atlantic* (2009) von Adam Haslett, Paul Austers *Sunset Park* (2010), John Lanchester mit *Capital* (2012), *In the light of what we know* (2014) von Zia Haider Rahman, Margaret Atwoods *The Heart Goes Last* (2015) und Imbolo Mbues *The longings of Jende Jonga* (2018) die Finanz- und Wirtschaftskrise zur Diskussion sozialer und moralischer Fragestellungen. Prominente spanische Titel sind *El enredo de la bolsa y la vida* (2012) von Eduardo Mendoza und Rafael Chirbes mit *En la orilla* (2013). Der isländische Roman *Bankster* (2009) von Guðmundur Óskarsson liefert gleichfalls eine kritische Auseinandersetzung mit ›der Generation Finanzkrise‹<sup>12</sup> und exemplarisch für die französischsprachige Literatur stehen Christian Roux' *L'homme à la bombe* (2012) sowie *Il était une ville* (2016) von Thomas B. Reverdy.

Diese breite literarische Verhandlung der Finanz- und Wirtschaftskrise zeigt sich ferner als eine genreübergreifende Erscheinung: Sie erfährt Einzug in konventionelle Unterhaltungsthiller – beispielsweise Jeremy Cooks *Ghost Trader* (2013), Michael Ridpaths *66° North* (2011) und *Gier – wie weit würdest du gehen?* (2019) von

7 Vgl. Bareis: Finanzkrise, S. 144.

8 Ebd.

9 Ebd., S. 142.

10 Vgl. ebd., S. 141f.

11 Die Begrenzung auf die US-amerikanische und europäische Literaturproduktion ist meiner sprachlich sowie praktisch reduzierten Recherchemöglichkeit auf weitere Sprach- und Kulturräume geschuldet.

12 Matthias Hannemann: [Rez.] *Gier*, Lust und Egozentrik. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung (08.10.2011), S. L6.

Elsberg – als auch Kriminalromane wie Christian Roux' *L'homme à la bombe* (2012), *Lēxiprothesma Daveia* (2010) des griechischen Autors Petros Markarēs und Suters *Montecristo* (2015). Gleichfalls fungiert sie als zeitgeschichtliche Hintergrundfolie der Handlung von Familienromanen; etwa in Carl Nixons *Settler's creek* (2010) sowie Caoilinn Hughes' *Orchid & the Wasp* (2018). Sie gerät darüber hinaus zum Reflexionsgegenstand in avantgardistischen Theaterstücken: Exponierte Beispiele hierfür sind Elfriede Jelineks *Die Kontrakte des Kaufmanns* (2009), in dem »die entrealisierten Sprachsysteme der zeitgenössischen Finanzwirtschaft samt der ihr zugrunde liegenden *New Economy*-Mentalität aufs Korn [ge]n[o]mm[en] [werden]«,<sup>13</sup> oder Falk Richters *TRUST* (2009), in dem »persönliche Beziehungen und Marktgeschehen zusammen[gebracht]«<sup>14</sup> werden. Genreübergreifend wiederkehrender Moment bei der Aktualisierung der Finanz- und Wirtschaftskrise im fiktionalen Raum ist zudem eine Gesellschaftskritik, die sich vornehmlich in Rekurs auf eines als defizitär gewerteten kapitalistischen Wirtschaftssystems entzündet. Stellvertretend für die deutschsprachige Literatur sei diesbezüglich auf Bossongs *Gesellschaft mit beschränkter Haftung* (2012) sowie *Frühling der Barbaren* (2013) von Lüscher hingewiesen.<sup>15</sup>

Bei dieser vielfältigen, international zu beobachtenden literarischen Aktualisierung der Finanz- und Wirtschaftskrise sind außerdem narrative Ähnlichkeiten hinsichtlich Figuren, Erzählstrategien und Themen zu erkennen, die nachfolgend kurz umrissen und mit Beispielen aus der deutschsprachigen Literatur unterfüttert werden sollen:<sup>16</sup>

1 Wiederkehrende Figuren: Rutka benennt das Sichtbarmachen der »rezipoke[n] Verknüpfung zwischen Ökonomie und Gewalt«<sup>17</sup> als einen zentralen funktionalen Mehrwert der im Zusammenhang mit der Finanz- und Wirtschaftskrise zu situierenden Literatur. Das Aufzeigen dieses Konnexes wird im Zuge dessen insbesondere über ein Figurentableau formuliert, dem ein mehr oder minder stereotypes Täter-Opfer-Schema zugrunde liegt, wobei allerdings die Figuren auch zwischen diesen beiden Polen skalieren und sich einer eindeutigen Zuschreibung entziehen

13 Rutka: *Literarische Imaginationen des Endes*, S. 453.

14 Nina Peter: »Like a real thing«? Reale Operationen im Reich virtueller Werte. In: Wilhelm Amann, Natalie Bloch, Georg Mein (Hg.): *Ökonomie – Narration – Kontingenz. Kulturelle Dimensionen des Marktes*. Paderborn 2014, S. 209–227, hier S. 226.

15 Siehe zur Vielgestaltigkeit der Literarisierung der Finanz- und Wirtschaftskrise auch: Nesselhauf: *Krise hat viele Seiten*, S. 273.

16 Vgl. Bareis: *Finanzkrise*, S. 142.

17 Rutka: *Literarische Imaginationen des Endes*, S. 448.

können.<sup>18</sup> Plakativ heruntergebrochen lässt sich zum Typus ›Täter‹ bzw. ›Opfer‹ folgende Figurenskizze anführen:

a) Figur des Täters: Hier handelt es sich zumeist um einen skrupellos-egozentrisch agierenden Manager oder Banker, dessen wesentliche Triebfeder seine hemmungslose Geldgier darstellt.<sup>19</sup> Über diese – wie Bareis für die spanisch- und englischsprachige Literatur konstatiert – »wie es scheint stets männliche«<sup>20</sup> Figur gerät sodann die kapitalistische Wirtschaftsordnung insgesamt in die Kritik; wird als moralisch marode, unsozial und ursächlich verantwortlich für den Crash des Finanz- und Wirtschaftssystems gezeichnet. Anders formuliert: Anhand des Managers bzw. Bankers wird plakativ eine bestimmte gesellschaftliche Mentalität artikuliert, die sich als Erklärungsmuster für die globale Krise lesbar machen lässt. Wiederholt verbindet sich mit dieser Täter-Figur zudem das Motiv eines »Tabletten-, Alkohol- oder anderem Drogenmissbrauch [geschuldetem] [...] Realitätsverlust[es]«,<sup>21</sup> der oft im völligen gesellschaftlichen Absturz mündet.<sup>22</sup> Das finanzökonomische System wird auf diese Weise letztlich als in sich pathologisch und wirklichkeitsthoben markiert. Beispiele aus der deutschsprachigen Literatur für diesen Figurentyp sind die titelgebende Hauptfigur von Goetz' Roman *Johann Holtrop: Abriss einer Gesellschaft* sowie die Figur des Finanzberaters Eric Friedland in Kehlmanns Roman *F*. Auch die hochqualifizierte Versicherungsangestellte Renate aus von Steinaeckers *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* bedient zentrale Aspekte dieser Manager-/ Bankerfiguration: Karrierismus, exzessiver Tablettenmissbrauch, Realitätsentfremdung plus völliger beruflicher sowie privater Zusammenbruch – und kann insofern als eine Ausnahme von der laut Bareis eigentlich männlichen Konzeption dieses Figurentyps betrachtet werden.

b) Figur des Opfers: »[D]ie Auswirkungen des Finanzcrashes auf die Einzelschicksale, wie auch auf gesamtgesellschaftliche Wertvorstellungen«<sup>23</sup> zu beleuchten und auszuloten, lässt sich insgesamt als ein wesentliches Merkmal für Erzähltexte, in denen die Finanz- und Wirtschaftskrise repräsentiert wird, benennen. Die Diskussion der gesellschaftlichen Folgeeruptionen der Finanz- und Wirtschaftskrise konkretisiert sich im Zuge dessen insbesondere in der Figur des »wirklichen Opfer[s] der

---

18 Vgl. ebd., S. 449. Ein Beispiel für eine derartige Täter-Opfer-Verschrankung ist der Aktientrader Jasper in Magnussons Roman *Das war ich nicht*: Hinter dessen Identitätsimagination ›Top-Banker‹ tritt seine soziale Einsamkeit zutage – im Streben nach beruflicher (Selbst-)Anerkennung verursacht er sodann durch illegale Börsengeschäfte den Bankrott seines Arbeitgebers, der Investmentbank Rutherford & Gold.

19 Vgl. Bareis: Finanzkrise, S. 142.

20 Ebd.

21 Ebd.

22 Vgl. ebd.

23 Rutka: Literarische Imaginationen des Endes, S. 449.



internationalen Spekulationen«,<sup>24</sup> dessen ökonomische Existenz plötzlich – unverschuldet – bedroht ist. Bareis stellt diesbezüglich in Hinblick auf die irische und spanische Literatur »eine Vielzahl an Möglichkeiten für die Darstellung« fest, die

vom einfachen Arbeiter, der unverschuldet durch Arbeitslosigkeit in Armut gerät und ums Überleben kämpft, über den kleinen Bankangestellten, der um sämtliche Rücklagen geprellt wird, bis zum mittelständischen Selbstständigen, der durch den plötzlichen Abbruch der Nachfrage auf dem Markt seine Existenzgrundlage verliert und dann plötzlich vor einem Berg Schulden steht<sup>25</sup>

reicht. Auch in der deutschsprachigen Literatur ist dieser Figurentyp gegenwärtig. So erzählt Knechts Roman *Wald* von der Modedesignerin Marian, die im Zuge der Finanz- und Wirtschaftskrise ihr Unternehmen verliert. Hahns *Das Kleid meiner Mutter* rückt die trotz akademischer Qualifizierung von Arbeitslosigkeit betroffene, als »verloren« titulierte Generation junger Spanier:innen im von der Wirtschaftskrise gezeichnetem Madrid des Sommers 2012 in den Blick und Streeruwitz liefert mit *Die Reise einer jungen Anarchistin in Griechenland* einen Roadtrip durch ein von ökonomischen Krisen und sozialen (Folge-)Verwerfungen heimgesuchtes Europa.

Zusammengefasst: Für die literarische Vermessung der Finanz- und Wirtschaftskrise erweist sich oftmals die Realisierung von Figuren als kennzeichnend, die ein klassisches Täter-Opfer-Narrativ bedienen und überdies die Verquickung von »Gewalt« und »Ökonomie« hervorheben.

2 Wiederkehrende Erzählstrategien: Narrativ charakteristisch für die literarische Verhandlung der Finanz- und Wirtschaftskrise ist der »häufig gewählte[] Rückgriff auf den multiperspektivischen Roman«,<sup>26</sup> wie Nesselhauf und Bareis herausgearbeitet haben.<sup>27</sup> Realisiert ist diese Erzählstrategie im deutschsprachigen Raum etwa in den Romanen *Gibraltar* von Reh, in Magnussons *Das war ich nicht* sowie Kehlmanns *F* und wird auch im zweiten Teil von Moras Darius-Kopp-Trilogie *Das Ungeheuer* (2015) mit eindringlicher Verve nutzbar gemacht.

Das funktionale Potenzial dieses verbreiteten erzähltechnischen Verfahrens kann, dem thematischen Gegenstand geschuldet, in mehreren Punkten gesehen werden: Zum einen wird das sich in seinen Mechanismen hochgradig vielschichtig bis intransparent darstellende Wirtschaftssystem in eine literarisch komplexe Erzählweise transformiert. Auf formaler Ebene findet sich somit die »verschlungene Vernetztheit« der ökonomischen Ordnung reflektiert.<sup>28</sup> Zum anderen kommt mit-

24 Bareis: Finanzkrise, S. 142.

25 Ebd.

26 Ebd.

27 Vgl. ebd. insb. S. 277–286. Siehe zusammenfassend auch Bareis: Finanzkrise, S. 158f.

28 Vgl. Nesselhauf: Krise hat viele Seiten, S. 288f.

tels des multiperspektivischen Erzählens der Moment eines »durchgehend[en] [...] Infragestellen der Zuverlässigkeit der jeweils vermittelten Sicht auf die fiktionale Wirklichkeit«<sup>29</sup> zum Tragen. Es ist die fundamentale Geworfenheit des modernen Individuums in eine ambige, von ökonomischen Prozessen durchdrungene Realität, die gleichfalls greifbar wird. Fernerhin ermöglicht diese narrative Struktur die Entfaltung eines gesellschaftlichen Kaleidoskops, das verschiedene soziale Verhältnisse und Perspektiven unmittelbar artikulierbar macht.<sup>30</sup>

Insgesamt betrachtet dürfte der Gewinn multiperspektivischen Erzählens in Rekurs auf die Finanz- und Wirtschaftskrise folglich namentlich in dem – auf den ersten Blick paradoxen – Umstand begründet liegen, die Komplexität ökonomischer Verfasstheit zum einen illustrieren sowie zum anderen zugleich reduzieren zu können.

3 Zentrale Themen: Bereits im Zeichen der *New Economy* um 2000 wurde in der Literatur »die phraseologische Fassade eines dynamischen Neoliberalismus ihre[r] verborgene[n] Inhumanität«<sup>31</sup> entlarvt und »die Konditionierung des Subjekts durch die Wirtschaft und ihre Idiome«<sup>32</sup> offengelegt; exemplarisch hierfür stehen die Romane *wenn wir sterben* (2002) von Ernst-Wilhelm Händler und Kathrin Röggla *wir schlafen nicht* (2004). Diese umfassende identitätsformulierende ökonomische Durchdringung des Subjekts avanciert in den fiktionalen Auseinandersetzungen mit der Finanz- und Wirtschaftskrise schließlich zu einem Kernthema. Das sich durch den Crash hochgradig prekär zeigende kapitalistische Wirtschaftssystem halt dabei narrativ auf figuraler Ebene in der Diskussion von subjektiven Identitätswürfen wider, die hier grundlegend zur Disposition gestellt werden. Beispiele aus der deutschsprachigen Literatur für diesen Konnex sind Lüschers *Frühling der Barbaren*, Moras – die Titel *Der einzige Mann auf dem Kontinent*, *Das Ungeheuer* und *Auf dem Seil* (2019) umfassende – Trilogie um die Hauptfigur Darius Kopp sowie Magnussons Roman *Das war ich nicht*. Wie Nesselhauf hervorhebt, zeichnen sich fiktionale Repräsentationen der Finanz- und Wirtschaftskrise überdies oft durch ein kritisches In-den-Blick-Nehmen grundlegender sozialer Verfasstheiten aus. So werden »etwa Moralvorstellungen einer nicht selten lethargisch[] [imaginierten] Gesellschaft und Verhaltensweisen ihrer oft selbstbezogen agierenden Individuen«<sup>33</sup> expliziert und hinterfragt. Dementsprechend handelt es sich um eine Palette von Themen, die hier lanciert wird und von einer Problematisierung

---

29 Bareis: Finanzkrise, S. 158.

30 Vgl. Nesselhauf: Krise hat viele Seiten, S. 289.

31 Rutka: Literarische Imaginationen des Endes, S. 448.

32 Ebd., S. 463.

33 Nesselhauf: Die Krise hat viele Seiten, S. 273.

der Globalisierung bis hin zum Aufzeigen einer deformierten zwischenmenschlichen Kommunikation reicht; beispielsweise in Bossongs *Gesellschaft mit beschränkter Haftung* und Rehs *Gibraltar*.

Zusammengefasst: Die literarische Präsentation der Finanz- und Wirtschaftskrise formuliert sich namentlich durch den produktiven Moment einer vielschichtigen gesellschaftskritischen Reflexion, die – so eine These meiner Arbeit – in der Diskussion des als krisenhaft gewerteten Nexus von Wirtschaft und Identität ihren Kristallisationspunkt findet.

Abschließend bleibt insgesamt zu resümieren: Die weltweite Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 hält nach 2008 als zeitgeschichtliches Ereignis international und genreübergreifend Einzug in die Gegenwartsliteratur. Für ihre fiktionale Repräsentation lässt sich dabei ein Facettenreichtum diagnostizieren, der von einer direkten, handlungsbestimmenden über eine indirekte, handlungssituierende Aktualisierung bis hin zu einer codierten Darstellung anhand einer fiktiven ökonomischen Krise reicht. Grundsätzlich kennzeichnend sind für die Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur außerdem eine Figurenkonzeption längs eines Täter-Opfer-Schemas sowie der Einsatz einer multiperspektivischen Erzählweise. Hervorzuheben ist schlussendlich ein gesellschaftskritischer Drive, der diesen Erzähltexten zumeist inhärent ist und im Ereignishorizont ›wirtschaftlicher Systemkollaps‹ namentlich die fragil gewordene Verquickung von ›Wirtschaft‹ und ›Identität‹ sondiert.

## 4 Vorstellung des Textkorpus

---

Die deutschsprachige Gegenwartsliteratur hält ein facettenreiches Spektrum an Romanen bereit, die als Verhandlungen der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 gelesen werden können.<sup>1</sup> Diese Vielfalt galt es bei der Zusammenstellung des Textkorpus zu berücksichtigen sowie diesbezüglich eine exemplarische Reduktion vorzunehmen. Unter Berücksichtigung dessen erfolgte die Textauswahl auf der Grundlage folgender Aspekte:

1. Analytische Fruchtbarkeit für das Untersuchungsinteresse.
2. Repräsentanz der drei literarischen Realisierungsvarianten der Finanz- und Wirtschaftskrise.<sup>2</sup>

Mein Untersuchungskorpus versteht sich als beispielhaft und umfasst, basierend auf den genannten Entscheidungskriterien, die Romane: Kristof Magnusson *Das war ich nicht* (2010), Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012) und Doris Knecht *Wald* (2015).

Um einen Überblick über die jeweilige öffentliche Wirksamkeit und aktuelle Forschungslage zu geben sowie eine kurze Inhaltsskizze zu liefern, werden die ausgewählten Titel nun näher vorgestellt:

Der Roman *Das war ich nicht* von Magnusson illustriert exemplarisch die Realisierung der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 als Dechiffrierungscode in der Literatur. Das heißt: Es wird von einer fiktiven Krise im Bankensektor erzählt, die im vorausgesetzten Wissen über das realhistorische Ereignis ›Finanz- und Wirtschaftskrise‹ entsprechend entschlüsselt werden kann. Konkret entspinnt sich die Romanhandlung längs dreier Hauptfiguren, deren einzelne Erzählstränge sich zunehmend miteinander verknüpfen: Der aus Deutschland stammende, sozial vereinsamte Workaholic-Aktienhändler Jasper Lüdemann – der im weiteren Verlauf durch

---

1 Siehe hierzu ausführlich das Kapitel 3: Die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 in der Gegenwartsliteratur.

2 Siehe zu den drei literarischen Realisierungsvarianten der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 ausführlicher das Kapitel 3: Die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 in der Gegenwartsliteratur.

illegale Spekulationsgeschäfte die fiktive Chicagoer Investmentbank Rutherford & Gold in den Konkurs treiben und einen weltweiten Börsencrash auslösen wird – lernt in einem Coffeeshop die Übersetzerin Meike Urbanski kennen und verliebt sich in sie. Diese ist erst kürzlich vor der Verbürgerlichung ihres linksalternativen Hamburger Freundeskreises in die nordfriesische Einöde geflohen und nunmehr nach Chicago gereist. Sie sucht dort den untergetauchten amerikanischen Bestsellerautor Henry LaMarck, der nicht wie vereinbart sein als Jahrhundertwerk angekündigtes Romanmanuskript über die Terroranschläge vom 11. September 2001 eingereicht hat; ohne den daraus für sie resultierenden Übersetzungsauftrag ist Meike finanziell ruiniert. Der sechzigjährige Henry hadert wiederum mit seinem Alter und leidet an einer Schreibblockade; zufällig im Wirtschaftsteil einer Zeitung auf das Foto eines »verzweifelte[n] Business-Boy[s]«<sup>3</sup> – bei dem es sich um Jasper handelt – stoßend, wähnt er sich plötzlich wieder kreativ inspiriert und dringt darauf, mit diesem bekannt zu werden. Als zentrales Thema lotet der Roman damit anhand seiner handlungstragenden Figuren den Konnex von moderner Identitätsbrüchigkeit sowie beruflich-ökonomischen Verwerfungen aus.

Mehrere Theaterbühnen im deutschsprachigen Raum haben seinerzeit den Stoff von *Das war ich nicht* adaptiert.<sup>4</sup> Zudem ist der ebenfalls als Hörbuch vorliegende Roman<sup>5</sup> in seinem Erscheinungsjahr in etlichen Literaturkritiken besprochen<sup>6</sup>

- 
- 3 Kristof Magnusson: *Das war ich nicht*. München 2010, S. 101. Im Folgenden zitiert mit der Sigle ›D‹ und der Seitenangabe direkt im Fließtext.
- 4 Vgl. Christiane Fasching: [Rez.] *Seid verschlungen*, Milliarden. In: *Tiroler Tageszeitung* (17.03.2013), <https://www.tt.com/artikel/6216135/seid-verschlungen-milliarden> (02.05.2023); Alfred Schlienger: [Rez.] *Geld, Gier und Liebe*. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 18.12.2010, S. 18; Judith von Sternburg: [Rez.] *Das ist es. ›Das war ich nicht‹* am Schauspiel Frankfurt. In: *Frankfurter Rundschau* (02.12.2011), S. 31 sowie dies.: [Rez.] *Die Weihnachtsmänner sind ruiniert*. In: *Frankfurter Rundschau* (12.11.2011), S. 32.
- 5 Siehe: <https://www.kristofmagnusson.de/das-war-ich-nicht-2/> (01.03.2023).
- 6 Vgl. exemplarisch: Gerrit Bartels: [Rez.] *Gut im Geschäft*. In: *Der Tagesspiegel* (10.10.2012), S. 23; Irene Bazinger: [Rez.] Kristof Magnusson: *Das war ich nicht*. Für eine Handvoll Erdnüsse und mehr. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (11.01.2010), <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/kristof-magnusson-das-war-ich-nicht-fuer-eine-handvoll-erdnuesse-ehr-1907709.html> (07.11.2022); Roman Bucheli: [Rez.] *Höchststrafe Happy End*. In: *Neue Zürcher Zeitung* (16.02.2010), S. 15; Lilian-Astrid Geese: [Rez.] *Die Rockstars der Investmentbanken*. In: *Neues Deutschland* (04.02.2010), <https://www.nd-aktuell.de/artikel/164347.die-rockstars-der-investmentbanken.html?sstr=geese|magnusson> (16.11.2022); Kristina Maidt-Zinke: [Rez.] *Buchmesse: ›Das war ich nicht‹*. Alle Flaschen leer. In: *Süddeutsche Zeitung* (16.03.2010) <https://www.sueddeutsche.de/kultur/buchmesse-das-war-ich-nicht-alle-flaschen-leer-1.15807> (16.11.2022); Werner Schandor: [Rez.] *Literarisches Buch*. Magnusson, Kristof: *Das war ich nicht*. In: *Wiener Zeitung* (27.02.2010), <https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/kultur/literatur/334509-Magnusson-Kristof-Das-war-ich-nicht.html> (16.11.2022); Christoph Schröder: [Rez.] *Romantik im Zeitalter der fallenden digitalen Kurven*. In: *die tageszeitung* (30.01.2010), <https://taz.de/Romantik-im-Zeitalter-d>

und hier – mit dem Label »Finanzkrisen-Roman«<sup>7</sup> versehen – wiederholt als ein literarischer Diskussionsbeitrag zur Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 interpretiert worden.<sup>8</sup> Wie von Sternburg in ihrer Rezension feststellt, kann *Das war ich nicht* überhaupt als »eine[r] der Überraschungserfolge der [sic] Jahres«<sup>9</sup> 2010 gelten. Demnach liege laut Bazinger der besondere Erkenntniswert des Romans darin, »die für Laien kaum verständlichen wirtschaftlichen Vorgänge [...] spannend, lustig und leicht« darzustellen; »[d]er ganz legale Börsenhandel« zeige sich »auf nachvollziehbare Weise als das suchterzeugende Hasardspiel, das er vermutlich unter anderem auch ist«.<sup>10</sup> Mайдt-Zinke findet hier des Weiteren gelungen »die Finanzkrise mit einer Schaffens- und einer Sinnkrise«<sup>11</sup> verwoben, die samt und sonders »durch den leichtsinnigen Umgang mit virtuellen [...] Größen ausgelöst werden«<sup>12</sup> würden. Als zentrale Themen des Romans macht Zelik konkretisierend »den hyperventilierten Wahnsinn des internationalen Finanzwesens, die Einsamkeit der postmodernen Existenz und [...] den Literaturbetrieb«<sup>13</sup> aus, kritisiert jedoch, dass »allzu kalkuliert ein paar große Themen abgehandelt«<sup>14</sup> worden seien. Demgegenüber bezeichnet Bucheli *Das war ich nicht* als einen »raffinierten Unterhaltungsroman«, der von »drei verlorenen Seelen [erzähle], die im Dreieck auf je eigene Weise den anderen ausgeliefert sind«.<sup>15</sup>

Seitens der literaturwissenschaftlichen Forschung ist sich bislang in einem knapp halben Dutzend Aufsätzen mit *Das war ich nicht* beschäftigt worden. So benennt Schumacher, der in seinem Beitrag der Frage nachgeht, »ob sich bevorzugte Muster der erzählerischen Verarbeitung von Problemen der Wirtschafts- und Finanzwelt erkennen lassen«, *Das war ich nicht* als ein prototypisches Beispiel

---

erfallenden digitalen Kurven!492669/ (15.11.2022); Judith von Sternburg: [Rez.] Krise und Kreativität. In: Frankfurter Rundschau (13.02.2010), <https://www.fr.de/kultur/literatur/krise-kreativitaet-11667038.html> (16.11.2022) und Raul Zelik: [Rez.] Ein spekulativer Schnellschuss. In: Die Zeit (14.01.2010), S. 44.

7 Sternburg, von: Krise und Kreativität.

8 Beispielsweise konstatiert Geese, dass der »Roman [...] der Finanzkrise pures Lesevergnügen ab[zapfe]« (Geese: Rockstars), Mайдt-Zinke erkennt mit ihm ebenfalls »den vielleicht ersten deutschen Roman zur Finanzkrise vorgelegt«, der gleichfalls generell als »ein Buch über die Lebenskrise im Allgemeinen« gelesen werden könne (Mайдt-Zinke: Alle Flaschen leer), und auch Schandor sieht in *Das war ich nicht* »hochaktuell die Finanzkrise« (Schandor: Das war ich nicht) besprochen.

9 Sternburg, von: Die Weihnachtsmänner sind ruiniert, S. 32.

10 Bazinger: Für eine Handvoll Erdnüsse.

11 Mайдt-Zinke: Alle Flaschen leer.

12 Ebd.

13 Zelik: Ein spekulativer Schnellschuss, S. 44.

14 Ebd.

15 Bucheli: Höchststrafe Happy End.

für das Narrationsmodell »*Trader auf Abwegen*«. <sup>16</sup> Bareis nimmt den Roman ferner im Rahmen seines Übersichtsaufsatzes zur Aktualisierung der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur in den Blick, wobei sich namentlich die Erzählstruktur besprochen und die dargestellte Bankenkrise in Abgleich zum realhistorischen Ereignis fokussiert findet. <sup>17</sup> Auch Tabassi rechnet *Das war ich nicht* »[z]um Bestand der ›Finanzkrisen-Literatur«<sup>18</sup> und erkennt das »Thema der Finanzkrise auf eine leicht verständliche und humorvolle Weise«<sup>19</sup> greifbar gemacht. Sich auf den erzählerischen Entwurf der handlungstragenden Figuren Jasper, Meike und Henry konzentrierend, <sup>20</sup> sieht er resümierend anhand ihrer »das Fragmentarische im menschlichen Leben, das die Finanzkrise noch verstärkt hat«, <sup>21</sup> narrativ vermittelt. Eine literaturgeschichtliche Perspektive bringt Lüdeker für *Das war ich nicht* in Anschlag. So basiere der Roman auf einem »romantische[n] Schema, das die deutsche Literatur bis heute notorisch durchzieht: Der Held [= Jasper, K.T.] erkennt, dass innere Werte und persönliches Glück wichtiger sind als Reichtum und Macht.«<sup>22</sup> Folglich liege hier letztlich »ein[] Bildungsroman [vor], bei dem die moralische Entwicklung des Helden an die Erkenntnis der wahren Natur seiner Umwelt gekoppelt ist.«<sup>23</sup> Eine gänzlich andere Untersuchungsperspektive trägt darüber hinaus Ilgner an *Das war ich nicht* heran, die das Scheitern des Starschriftstellers Henry an seinem »Opus magnum«<sup>24</sup> über die Terroranschläge vom 11. September 2001 fokussiert und den Roman als »a meta-poetological reflection and comment on the efforts of contemporary literature and the literary market's desire to proclaim a ›great 9/11 novel«<sup>25</sup> verstanden wissen möchte.

Der hier ferner fokussierte Roman von Steinaeckers *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* realisiert exemplarisch die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 als eine zeitgeschichtliche Bezugsfolie, die das Setting der eigentlichen Handlung formuliert. Erzählt wird von der Versicherungsmaklerin

---

16 Heinz Schumacher: Szenarien des Endes – Beobachtungen zur Darstellung der Wirtschafts- und Finanzwelt in Romanen der Gegenwartsliteratur. In: Markus Engelns, Kai Löser, Immanuel Nover (Hg.): Schlusspunkte. Poetiken des Endes. Würzburg 2013, S. 102–125, hier S. 109.

17 Vgl. Bareis: Finanzkrise, S. 146.

18 Tabassi: Motiv der Finanzkrise, S. 514.

19 Ebd.

20 Vgl. ebd., S. 515–518.

21 Ebd., S. 520.

22 Lüdeker: Spekulant, S. 205.

23 Ebd., S. 205.

24 Bucheli: Höchststrafe Happy End.

25 Julia Ilgner: In search of the ›great 9/11 novel‹. Kristof Magnusson's poetological rejection of crisis literature in ›Das war ich nicht‹ (2010). In: Focus on German Studies 24 (2017), S. 46–66, hier S. 47.

Renate Meißner, die am 1. Oktober 2008 – also rund zwei Wochen nach dem Bankrott der US-amerikanischen Investmentbank *Lehman Brothers* und dem Crash des weltweiten Finanzsystems<sup>26</sup> – in der Münchner Zweigniederlassung der fiktiven Versicherungsgesellschaft CAVERE ihre neue Stelle als stellvertretende Abteilungsleiterin antritt; ihr ehemaliger Chef am Frankfurter Hauptsitz hat sie dorthin nach dem Ende ihrer Affäre wegbefördert. Geradezu klischeehaft eine vom fortwährenden Selbstoptimierungsstreben sowie ständiger Eigenevaluation gezeichnete Karrieristin verkörpernd, entgleitet der 42-jährigen Renate – vorangetrieben durch ihren Medikamentenmissbrauch und ihre labile emotionale Verfasstheit – zunehmend die Realität; in einem russischen Freizeitpark gestrandet, erhält sie schließlich die Mitteilung ihrer Kündigung.

Der »dem Genre der ›Foto-Texte‹<sup>27</sup> zuzuordnende Roman, der auch für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert war,<sup>28</sup> fand in den Literaturkritiken der überregionalen Zeitungen mit mehr als ein Dutzend Rezensionen eine relativ breite Besprechung. Diese »Beichte oder [dieser] Leidensbericht einer gut verdienenden höheren Angestellten«<sup>29</sup> schreibe sich laut Radisch in eine allgemeine Tendenz der Gegenwartsliteratur ein, demnach es »neuerdings cool geworden [sei], über Angestellte zu schreiben«, wobei es sich »insofern eine erstaunliche Entwicklung [handle], als die Literatur sich bisher viel lieber mit Außenseitern und Aussteigern aus dem Rattenrennen der Arbeitswelt befasst«<sup>30</sup> habe. Brüns weist konkretisierend darauf hin, dass »[ö]konomische Themen in der Literatur [...] in Zeiten der Finanz- und Schuldenkrisen an Aktualität gewonnen«<sup>31</sup> hätten, und erkennt in *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* »symbolträchtig [...] d[ie] Lehman-Pleite im Jahr 2008«<sup>32</sup> nutzbar gemacht. Auch Porombka stellt den implizierten Rekurs gleich zu Beginn der Romanhandlung auf den »bildträchtigsten Höhepunkt« der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 heraus und konstatiert generell ein »Aufblitzen von Wirklichkeitspartikeln, die eingewoben sind in

26 Siehe zu Ursachen, Ablauf und Folgen der Finanz- und Wirtschaftskrise ausführlich das Kapitel 2: Ein Jahrhundertereignis: die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009.

27 Ute Friedrich: »räumliche Präsenz bei zeitlicher Vergangenheit«: Zu den Fotografien in Romanen von Thomas von Steinaecker und Roman Ehrlich. In: Kritische Ausgabe 17 (2013), S. 28–32, hier S. 28.

28 Vgl. Rutka: Literarische Imaginationen des Endes, S. 456.

29 Iris Radisch: [Rez.] »Zurzeit gucke ich nach der Arbeit immer noch eine Viertelstunde Webcam«. In: Zeit (Literatur) (15.03.2012), S. 18–21, hier S. 18.

30 Ebd.

31 Elke Brüns: [Rez.] SCHREIB Waren. Nur gegen Zeilenhonorar. In: Der Tagesspiegel (05.06.2012), <https://www.tagesspiegel.de/kultur/nur-gegen-zeilenhonorar-6946081.html> (22.11.2022).

32 Ebd.



das Erzählgefüge«. <sup>33</sup> Überhaupt sei der Roman, den Lietzow »stilsicher und sehr unterhaltsam zwischen Kapitalismuskritik, Sozialrealismus und subtiler Situationskomik« <sup>34</sup> changierend sieht, »ein meisterhaftes Abbild unserer Gesellschaft, das ihre Abgründe freilegt«. <sup>35</sup>

In der literaturwissenschaftlichen Forschung ist sich ebenfalls bereits mehrfach mit dem Roman befasst worden. Rutka erkennt hier »Einblicke in den Realitätsverlust und die Selbstentfremdung einer Versicherungskarrieristin« gegeben und »zudem ein gehaltvolles Bild einer versicherungsbesessenen Gegenwartsgesellschaft dar[gestellt], die ihre seelische Verkümmern mit dem medialen Schein zu kaschieren versuch[e]«. <sup>36</sup> Des Weiteren macht sie als »zentrales Anliegen« des Romans aus, »die verheerenden Folgen der globalen Verunsicherung poetisch zu erhellen, sowie die exemplarische Zerrissenheit und Instabilität der von einem kontinuierlichen Ausnahmezustand besessenen Zivilgesellschaft kritisch zu hinterfragen«. <sup>37</sup> »Die Konsequenzen d[er] totalen Rationalisierung und Ökonomisierung des Lebens« <sup>38</sup> benennt ebenfalls Klein als Kernthema von *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen*, dementsprechend gleichfalls wesentlich

---

33 Wiebke Porombka: [Rez.] Das nackte Antlitz der Gegenwart. Thomas von Steinaeckers Roman *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen (...)*. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung (10.03.2012), <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/thomas-von-steinaecker-das-jahr-in-dem-ich-aufhoerte-mir-sorgen-zu-machen-das-nackte-antlitz-der-gegenwart-11676092.html> (22.11.2022); Auf die indirekte Aktualisierung der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 als Handlungsmatrix wird in den Rezensionen zu *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* wiederholt explizit hingewiesen. Vgl. hierzu ferner exemplarisch: Roman Bucheli: [Rez.] Deutsch-russisches Wintermärchen. In: Neue Zürcher Zeitung (13.03.2012), [https://www.nzz.ch/deutsch-russisches\\_wintermaerchen-ld.616497](https://www.nzz.ch/deutsch-russisches_wintermaerchen-ld.616497) (23.11.2022); Richard Kämmerlings: [Rez.] Die deutschen Romane gehen auf große Fahrt. In: Die Welt (10.03.2012), <https://www.welt.de/kultur/literarischewelt/article13922169/Die-deutschen-Romane-gehen-auf-grosse-Fahrt.html?icid=search.product.onsitesearch> (23.11.2022); Ulrich Rüdener: [Rez.] Neue Bücher zur Buchmesse. Erlösung vom Angestelltendasein. In: die tageszeitung (15.03.2012), <https://taz.de/Archiv-Suche!/5098417&s=rüdenauer%2Berlösung/> (23.11.2022) und Ulrich Seidler: [Rez.] Sinkflug einer Sachbearbeiterin. In: Frankfurter Rundschau <https://taz.de/Archiv-Suche!/5098417&s=rüdenauer%2Berlösung/> (23.11.2022) und Ulrich Seidler: [Rez.] Sinkflug einer Sachbearbeiterin. In: Frankfurter Rundschau (02.03.2012), <https://www.fr.de/kultur/sinkflug-einer-sachbearbeiterin-11332589.html> (23.11.2022).

34 Bernadette Lietzow: [Rez.] Die aufreibende Ent-Sorgung der zwecklosen Altlast Angst. In: Tiroler Tageszeitung am Sonntag (22.04.2012), <https://www.tt.com/artikel/4655697/die-aufreibende-ent-sorgung-der-zwecklosen-altlast-angst> (23.11.2022).

35 Porombka: Antlitz der Gegenwart.

36 Rutka: Literarische Imaginationen des Endes, S. 456.

37 Ebd.

38 Klein: Effizienz und Existenz, S. 333.

»Fragen der eigenen Identität«<sup>39</sup> verhandelt würden. Ähnlich findet Shafi hier »a profound crisis of meaning, which is largely derived from contemporary modes of work and living«<sup>40</sup> geschildert, während Rok diesbezüglich präzisierend von aufgezeigten »neuen Formen von Entfremdung, die [sich] durch eine (Über-)Identifikation mit der Arbeitsrolle«<sup>41</sup> herausbildeten, spricht. Den Roman als einen Diskussionsbeitrag über die »soziale[] Bedeutsamkeit des Kunstfeldes«<sup>42</sup> fokussierend, verweist ferner Hillebrandt auf die Möglichkeit, den autodiegetisch aus der Perspektive der Hauptfigur Renate als »eine einzige aufbauende Rückwendung«<sup>43</sup> erzählten Prosatext »als ein[en] Versuch der Sprachfindung verstehen, einer Sprache, der allein die Fähigkeit zugestanden wird, sich der eigenen Identität zu versichern und diese in selbsttherapeutischer Absicht zu verändern«.<sup>44</sup> Einen sehr lesenswerten Aufsatz hat außerdem Friedrich zu *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* vorgelegt, die sich intensiv mit dem funktionalen Mehrwert der in den Text integrierten Fotografien auseinandersetzt. Da »[d]ie Mehrheit der Bilder [...] inhaltlich direkt auf den Text«<sup>45</sup> referiere, wohne ihnen ein »vordergründig beglaubigende[r] Charakter«<sup>46</sup> inne, der zugleich »eine Gleichzeitigkeit« postuliere und insofern »gut zu Renates Fixierung auf die Gegenwart passt« wie auch ihren Versuch der »Selbst-Vergewisserung«<sup>47</sup> illustriere.

Mit Knechts *Wald* wird überdies ein Roman beispielhaft betrachtet, in dem die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 unmittelbar als Movens der Handlung realisiert ist. Im Zentrum steht hier die Anfang vierzigjährige Marian Malin, eine ehemals erfolgreiche Wiener Modedesignerin, deren Unternehmen durch die ökonomisch-sozialen Verwerfungen der Finanz- und Wirtschaftskrise sowie aufgrund privaten Unbills bankrottgeht. Dem geschuldet ihren Identitätsentwurf einbüßend, zieht sie auf das Land, um sich dort eine neue Existenz als Selbstversorgerin aufzubauen.

---

39 Ebd., S. 339.

40 Monika Shafi: »Wie geht es, dass eine Person aufhört zu existieren, ohne tot zu sein?« work and temporality in contemporary novels. In: Peter C. Pfeiffer, Nathan T. Tschepik (Hg.): *Meanings of modern work in nineteenth- and twenty-first-century German literature and film*. Oxford 2020, S. 89–109, hier S. 95.

41 Rok: *Entfremdung*, S. 126.

42 Hillebrandt: *Entgrenzung, Marginalisierung, Kompensation*, S. 112.

43 Klein: *Effizienz und Existenz*, S. 339.

44 Hillebrandt: *Entgrenzung, Marginalisierung, Kompensation*, S. 108.

45 Friedrich: *Fotographien in Romanen*, S. 28.

46 Ebd., S. 31.

47 Ebd.

Angesichts der rund ein Dutzend vorliegenden Rezensionen zu *Wald* in Zeitschriften und Zeitungen wie *Der Spiegel*<sup>48</sup>, *profil*<sup>49</sup>, *Tiroler Tageszeitung*<sup>50</sup>, *Wiener Zeitung*<sup>51</sup>, *Falter*<sup>52</sup>, *Die Zeit*<sup>53</sup>, *Süddeutsche Zeitung*<sup>54</sup>, *Neues Deutschland*<sup>55</sup>, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*<sup>56</sup> und *Die Tageszeitung*<sup>57</sup> kann dem Roman eine gewisse öffentliche Aufmerksamkeit attestiert werden. Wiederholt findet er sich hier in Bezug zu Marlen Haushofers Erfolgsroman *Die Wand* (1963) gesetzt, wobei er im Vergleich als oberflächlich und »klischeehaft«<sup>58</sup> beurteilt wird.<sup>59</sup> Während Magenau die Hauptfigur pauschal als »schrecklich uninteressant«<sup>60</sup> bewertet, sieht Becker in *Wald* demgegenüber vor dem Hintergrund der Finanz- und Wirtschaftskrisen »die Selbstversorger-Sehnsucht gebildeter Gutverdiener«<sup>61</sup> thematisiert. In ähnlichem Sinne verweist Gutschke darauf, dass *Wald* »von der Besinnung auf Althergebrachtes«<sup>62</sup> erzähle. An diese Lesart anknüpfend versteht Prugger derweil den Roman als einen Diskussionsbeitrag zu der Grundsatzfrage, »[w]elchen Einfluss

- 
- 48 Tobias Becker: [Rez.] Aus Aussteigerin im Kaff. Trüffelsalami ade. In: *Der Spiegel* (01.04.2015), <https://www.spiegel.de/kultur/literatur/das-buch-von-doris-knecht-wald-ueber-aussteiger-in-a-1026509.html> (01.11.2022).
- 49 Karin Cerny: [Rez.] Reh zum Glück: Doris Knechts Roman ›Wald‹. In: *Profil* (02.03.2015), <https://www.profil.at/kultur/doris-knecht-neuer-roman-wald-5584214> (15.11.2022).
- 50 Alexandra Plank: [Rez.] Luxusweib fährt gegen die Wand. In: *Tiroler Tageszeitung* (07.03.2015), <https://www.tt.com/artikel/9717861/luxusweib-faehrt-gegen-die-wand> (15.11.2022).
- 51 Irene Prugger: [Rez.] Literatur. Knecht, Doris: Wald. In: *Wiener Zeitung* (14.03.2015), <https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/kultur/literatur/740467-Knecht-Doris-Wald.html> (15.11.2022).
- 52 Sebastian Fasthuber: [Rez.] Tausche Sex gegen Brennholz und Luxusgefühle gegen echten Hunger. In: *Falter* (04.03.2015), <https://www.falter.at/zeitung/20150304/tausche-sex-gegen-brennholz-und-luxusgefuehle-gegen-echten-hunger/19532aec93> (15.11.2022).
- 53 Moritz Scheper: [Rez.] Roman. Jetzt ohne Dachterrasse. In: *Die Zeit* (02.03.2015), <https://www.zeit.de/2015/11/doris-knecht-roman-wald> (15.11.2022).
- 54 Jörg Magenau: [Rez.] Stadt, Land, Stuss. Eine Designerin als Abwegen: Doris Knechts Roman ›Wald‹. In: *Süddeutsche Zeitung* (09.03.2015), S. 12.
- 55 Irmtraud Gutschke: [Rez.] Das rohe Leben. Doris Knecht: Wie Zuflucht zum Zuhause wird. In: *Neues Deutschland* (11.06.2015), <https://www.nd-aktuell.de/artikel/974005.das-rohe-leben.html?sstr=doris|knecht> (15.11.2022).
- 56 Anja Hirsch: [Rez.] Einmal einlegen, bitte. Doris Knechts Bütserinnen-Roman ›Wald‹. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (28.02.2015), S. 12.
- 57 Christoph Schröder: [Rez.] Blätter, kein Wald. Sprache, kein Rausch. In: *Die Tageszeitung* (11.03.2015), <https://taz.de/Archiv-Suche!/213350&s=schröder%2Bdoris%2Bknecht&SuchRahmen=Print/> (15.11.2022).
- 58 Plank: Luxusweib fährt gegen die Wand.
- 59 Vgl. ebd. sowie Cerny: Reh zum Glück.
- 60 Magenau: Stadt, Land, Stuss, S. 12.
- 61 Becker: Trüffelsalami ade.
- 62 Gutschke: Das rohe Leben.

[...] der Rückfall in nahezu primitive Lebensumstände auf das soziale Verhalten, auf Wertvorstellungen und Gefühle«<sup>63</sup> ausübe.

Wurde *Wald* damit in der feuilletonistischen Kritik mehrfach zum Rezensionsgegenstand gemacht, ist der Roman in der Forschung bislang lediglich marginal beachtet worden. Mit den Aufsätzen von Bareis und Dickens liegen ausschließlich zwei literaturwissenschaftliche Publikationen vor, die ihn – auch nur – im Vergleich mit anderen literarischen Texten fokussieren.<sup>64</sup> Dickens, die *Wald* dem Genre der »neueren Regionalliteratur«<sup>65</sup> zuordnet, sieht hier »eine[n] direkten Bezug zur weltweiten Banken- und Finanzkrise«<sup>66</sup> erfüllt. Sie versteht den Roman diesbezüglich dezidiert als »ein Gedankenexperiment«, »das Beobachtungen und Fragen bezüglich der jüngsten Weltwirtschaftskrise durchspielt« und zwar konkret »die Fantasie aus der gesellschaftlich-wirtschaftlichen Ordnung auszubrechen«.<sup>67</sup> Sich auf »vormoderne Konzepte«<sup>68</sup> beziehend, diskutiere *Wald* laut Dickens zudem die Möglichkeit, einer »alternative[n] Lebensform[]«<sup>69</sup> jenseits »der Geldwirtschaft«<sup>70</sup> zu finden. Der Roman formuliere »hier aber keine Utopie«,<sup>71</sup> sondern illustriere stattdessen die systeminhärente, »unumgebar[e]«<sup>72</sup> ökonomische Verfasstheit der Gesellschaft.<sup>73</sup> Diesen Aspekt hebt auch Bareis hervor, der *Wald* generell einen »nüchternen Blick [...] auf die Verliererseite der Weltwirtschaftskrise«<sup>74</sup> attestiert und zusätzlich herausstellt, dass nicht allein »deutlich [ge]macht [werde], dass ökonomische Makrostrukturen [...] mit Mikrostrukturen zusammenhängen, sondern auch und gerade mit patriarchalen Strukturen der Gesellschaft«.<sup>75</sup> So gelinge es dem Roman, »auf überzeugende Weise die Parallelen zwischen Wirtschaftskrise, Familienökonomie und Beziehungsökonomie zwischen Mann und Frau aufzuzeigen«.<sup>76</sup>

Mit den Romanen *Das war ich nicht*, *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen*, und *anfang zu träumen* und *Wald* beinhaltet das Textkorpus drei repräsentative Titel der deutschsprachigen Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur, denen alleamt eine höhere öffentliche Aufmerksamkeit zugesprochen werden kann und die

63 Prugger: Gefühle in Zeiten der Krise.

64 Vgl. Bareis: Finanzkrise, S. 152–154 und Dickens: Alternativen zur Geldwirtschaft, hier insb. S. 149–153 und S. 155–158.

65 Ebd., S. 158.

66 Ebd., S. 157.

67 Ebd., S. 158.

68 Ebd., S. 159.

69 Ebd.

70 Ebd., S. 143.

71 Ebd., S. 158.

72 Ebd., S. 157.

73 Vgl. ebd.

74 Bareis: Finanzkrise, S. 153.

75 Ebd.

76 Ebd.

von der Forschung bislang eher randständig beachtet worden sind. Inhaltlich bildet ihren gemeinsamen Fluchtpunkt, dass jeweils Figuren im Mittelpunkt der Handlung stehen, deren Identitätsbildungsprozesse in enger – krisenhafter – Wechselwirkung zur ökonomischen Bedingtheit ihrer Existenz ausgelotet werden. Diese narrative Amalgamierung von ›Wirtschaft‹, ›Identität‹ und ›Krise‹ möchte ich mit meiner Arbeit erstmals detaillierter fokussieren.

## 5 Die analytischen Leitkonzepte ›Wirtschaft‹ - ›Identität‹ - ›Krise‹

---

Nachfolgend werden die drei analytischen Leitkonzepte meiner Arbeit ›Wirtschaft‹, ›Identität‹ und ›Krise‹ definitorisch vermessen. Im Zuge dessen gilt es, sie zunächst in Hinblick auf ihre aktuelle Nutzbarmachung und ihre begriffsgeschichtliche Fundierung als auch ihrer theoretischen Perspektivierbarkeit abzustecken. ›Wirtschaft‹ und ›Identität‹ werden darüber hinaus konzeptionell in ihrer narrativen Tiefenschärfe und ihrer Applizierung im literarischen Raum vermessen; mit dem Ziel, zum einen die ihnen inhärente Dimension des Imaginativen aufzuzeigen sowie zum anderen ihre Präsenz in der Literatur zu verdeutlichen. ›Krise‹ soll ferner als ein bestimmtes narratives Modell sichtbar gemacht und – sich die fachspezifische Nutzbarmachung im wirtschaftswissenschaftlichen und psychologischen Kontext als ›Wirtschaftskrise‹ und ›Identitätskrise‹ vergegenwärtigend – als eine anthropologische Erzählkonstante ausgelotet werden.

Dergestalt konzeptionalisiert wird die Trias ›Wirtschaft‹, ›Identität‹ und ›Krise‹ anschließend in eine Analysematrix transferiert werden. Das so entwickelte operationale Modell soll dann auf die Untersuchung des Textkorpus angewandt werden, um den hier aufgeworfenen Fragen und Thesen zum Erzählen von Wirtschaft und Identität im Modus ›Krise‹ in deutschsprachigen Romanen im Kontext der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 nachzugehen.

### 5.1 Konzeptionalisierung ›Wirtschaft‹

›It's the economy, stupid!‹<sup>1</sup> – Seither viel zitiert und zum geflügelten Wort geworden,<sup>2</sup> entschied Bill Clinton mit diesem Slogan 1992 den US-Präsidentschafts-

---

1 Frei übersetzt: ›Auf die Wirtschaft kommt es an, Dummkopf!‹

2 So liefert eine einfache Onlinesuche nach dieser Phrase via Google rund 256.000 Treffer (Suchanfrage durchgeführt am 10.05.2022).

wahlkampf für sich.<sup>3</sup> Pointiert ist hier der Gedanke formuliert, dass ›Wirtschaft‹ als zentrales gesellschaftsfigurierendes Leitnarrativ der Gegenwart zu gelten hat, dem eine umfassende inkorporative sozial-kulturelle Prägekraft innewohnt. Anders ausgedrückt: ›Auf der Grundlage von Arbeit als Ausdruck der *conditio humana* ist Wirtschaft die gesellschaftliche Form, welche menschliche Kollektive ihrer Auseinandersetzung mit der äußeren Natur geben‹.<sup>4</sup> Von ›Gesellschaft‹ kann dementsprechend präzisierend als »Wirtschaftsgesellschaft«<sup>5</sup> gesprochen werden; erweist sich doch eine ökonomische Nomenklatur als ebenso omnipräsent wie beziehungsformulierend: Die Wirkmacht von ›Wirtschaft‹ zeigt sich nicht allein in der gesellschaftszentralen Geltung des (Erwerbs-)Arbeitens, sondern die Organisation des individuellen Lebens ist überhaupt fundamental abhängig vom Grad der Verfügbarkeit des ökonomischen »Kommunikationsmedium[s]«<sup>6</sup> ›Geld‹. Weiterhin unmittelbaren Ausdruck findet die Allgegenwärtigkeit von ›Wirtschaft‹ beispielsweise in der Realisierung von Wirtschaftsmetaphern im umgangssprachlichen Gebrauch – man denke etwa an ›blank sein‹ oder ›hoch im Kurs stehen‹ –, in den täglichen medialen Auseinandersetzungen mit dem Börsengeschehen sowie in der vielfältigen fachwissenschaftlichen Fokussierung des Ökonomischen – angefangen bei der Wirtschaftsgeschichte über die Wirtschaftspädagogik, dem Wirtschaftsrecht und der Wirtschaftssoziologie bis hin zur Wirtschaftsphilosophie. Diese zu konstatierende sozial-kulturelle Reichweite des Ökonomischen bleibt in einer klassischen Definition von ›Wirtschaft‹ als »ein[] eigenständige[r] Handlungsbereich, der auf die Bereitstellung von begehrten Gütern und Leistungen angesichts von Knappheit ausgerichtet ist«,<sup>7</sup> unberücksichtigt. Indem hier nachfolgend der historisch-theoretische Genese- und Etablierungsprozess von ›Wirtschaft‹ betrachtet wird, soll die Grundlage geschaffen werden, um ›Wirtschaft‹ in jenem anskizzierten umfassenden, die Gegenwartsgesellschaft fundierenden Sinn zu konzeptualisieren und als ein zentrales gesellschaftliches Ordnungs- und Handlungssystem zu entwerfen:

Etymologisch lässt sich ›Wirtschaft‹ auf das griechische Wort *οικονομία* zurückführen, dessen Bedeutungsspektrum zwischen den Aspekten »ver- und zuteilen«<sup>8</sup> [...] ›weiden‹, ›nutzen‹, ›genießen‹ und [...] ›ordnen‹, ›(ver)walten‹<sup>8</sup> changiert. Kon-

3 Vgl. Uwe Vormbusch: Wirtschafts- und Finanzsoziologie. Eine kritische Einführung. Wiesbaden 2019, S. 1.

4 Ebd.

5 Michael S. Aßländer: Wirtschaft. Berlin, Bosten 2013, S. 1.

6 Niklas Luhmann: Die Wirtschaft der Gesellschaft. 8. Aufl. Frankfurt a.M. 2019, S. 230.

7 Andrea Maurer: Wirtschaft. In: Johannes Kopp, Anja Steinbach (Hg.): Grundbegriffe der Soziologie. 12. Aufl. Wiesbaden 2018, S. 513–515, hier S. 513.

8 Peter Spahn: Wirtschaft. II. Antike. In: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 7. Stuttgart 1992, S. 513–526, hier S. 514.

kret ist hiermit »die Tätigkeit der Haushaltung, der richtigen Verwaltung eines οίκος [= Hauses, K.T.]« gemeint, womit »das gesamte Hauswesen mit den dazugehörenden Personen und Gütern«<sup>9</sup> bezeichnet ist. ›Wirtschaft‹ liegt somit das breite Verständnis einer materiellen sowie sozialen Organisationseinheit zugrunde, in die ebenso moralische wie pädagogische Gesichtspunkte inkludiert sind:<sup>10</sup> Demnach zählt es gleichfalls zu den »Aufgabe[n] des Haushaltsvorstandes [...], die Rechte und Pflichten der Hausgenossen zu regeln, gerecht zu urteilen, für Pflege und Unterhalt der Kranken und Schwachen zu sorgen und alle übrigen Haushaltsmitglieder zu unterweisen und anzuleiten«. <sup>11</sup> Im Zentrum dieses Entwurfs »vom ›ganzen Haus«<sup>12</sup> steht dementsprechend nicht das Verfolgen erwerbswirtschaftlicher Interessen wie etwa eine absatz- und profitorientierte Warenproduktion,<sup>13</sup> sondern »das Ideal der Autarkie und das Ziel der wirtschaftlichen Unabhängigkeit«. <sup>14</sup> Gemäß diesem konzeptionellen Grundriss bleibt ›das Haus‹ als maßgebliche ökonomisch-soziale Einheit des Gesellschaftssystems bis weit in die Frühe Neuzeit hinein funktional präsent und wird zugleich zum diskursiven Kristallisationspunkt der Reflektion »vielfältige[r] rechtliche[r], ethische[r] und religiöse[r] Normen«. <sup>15</sup> Literarisches Hauptgenre dieser Verhandlungen ist vom 16. Jahrhundert an bis ins ausklingende 18. Jahrhundert hinein »die Hausväter- bzw. Ökonomikliteratur [...] [die] [e]inerseits [...] ein interessiertes Laienpublikum in Landwirtschaft und Haushaltung unterrichten [will] [...] [und] [a]ndererseits [...] auf religiöse und moralische Belehrung«<sup>16</sup> abzielt. Im Zuge dessen wird die Vorstellung vom ›ganzen Haus‹ gleichfalls in erweiterter Lesart nutzbar gemacht: Die Verfasstheit eines »wohleingerichteten Staat[es]« oder des »wohleingerichteten Erdkreis[es]«<sup>17</sup> kann über den Begriff ebenso ins Blickfeld gerückt und mit dem Impetus »der *Welt*darstellung als auch der *Welterklärung*«<sup>18</sup> diskutiert werden. <sup>19</sup>

---

9 Ebd., S. 513.

10 Vgl. Aßländer: *Wirtschaft*, S. 11.

11 Ebd.

12 Johannes Burkhardt: *Wirtschaft*. I. Einleitung. In: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Bd. 7. Stuttgart 1992, S. 511–513, hier S. 511.

13 Vgl. ebd., S. 511f.

14 Aßländer: *Wirtschaft*, S. 5.

15 Otto Gerhard Oexle: *Wirtschaft*. III. Mittelalter. In: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Bd. 7. Stuttgart 1992, S. 526–550, hier S. 526.

16 Ulrike Kurse: *Das Haus als Welt. Die geordnete Welt in der frühneuzeitlichen Ökonomikliteratur*. In: Christian Moser (Hg.): *Figuren des Globalen. Weltbezug und Welterzeugung in Literatur, Kunst und Medien*. Göttingen 2014. S. 579–590, hier S. 579.

17 Ebd., S. 580.

18 Ebd., S. 579.

19 Vgl. ebd., S. 580.



Auf den Punkt gebracht: Der sich in der Antike formulierende Begriff *oikonomia*, zu dem sich im Verlauf des Mittelalters als deutsches Äquivalent ›Wirtschaft‹ mit der semantischen Implikation von ›Bewirtung‹ im Sinne von ›Gastmahl‹ gesellt,<sup>20</sup> bezieht sich jahrhundertlang einzig auf die Verwaltung des *oikos*. Hiermit kann sowohl der private wie staatliche Haushalt als auch in theologischer Auslotung die naturhafte Ordnung der Welt bezeichnet werden. Infolgedessen sind die wirtschaftliche Güterproduktion, -distribution und -konsumption gleichfalls in »komplexe soziale Verhältnisse und moralisch-ethische Vorstellungen« eingebettet; dementsprechend findet die Erörterung ökonomischer Fragestellungen in »moral- und staatsphilosophische[n] bzw. theologische[n] Abhandlungen«<sup>21</sup> statt. Das heißt andersherum gewendet: Bis in die Frühe Neuzeit hinein existiert kein übergeordneter Terminus zur Bezeichnung von sonstigem (erwerbs-)wirtschaftlichem, absatz- und gewinnorientiertem Agieren, geschweige denn ein spezifischer fachwissenschaftlicher Zugriff darauf.<sup>22</sup> Erst mit der einsetzenden Auflösung des ›Hauses‹ als umfassendes ökonomisch-soziales Gefüge im 18. Jahrhundert und der damit verbundenen Auslagerung der Erwerbstätigkeit in den öffentlichen Raum<sup>23</sup> werden ›Ökonomie‹ bzw. ›Wirtschaft‹ terminologisch »in die Welt des Erwerbs hinausgetragen«;<sup>24</sup> mit semantisch leicht differenter Bedeutung: Während um 1800 ›Ökonomie‹ vorrangig den Gedanken einer grundsätzlichen Ordnung der Dinge und Einrichtungen wie des privaten Haushaltes, des Staates und der Welt überhaupt formuliert, kann anhand dessen auch bereits die theoretische Auseinandersetzung mit diesen Organisationsformen bezeichnet werden. Demgegenüber verweist ›Wirtschaft‹ stärker auf das praktische Tun oder den konkreten Gegenstand und transportiert zudem in pejorativen Redewendungen wie ›schöne Wirtschaft‹ oder ›polnische Wirtschaft‹ oftmals die Vorstellung »negativer Geschäftigkeit«.<sup>25</sup> Diese unterschiedliche Nuancierung – die theoretische Bedeutungsdimension von »Ökonomie« zum einen sowie die praktische-sachbezogene Konnotation von »Wirtschaft« zum anderen – wirkt bis in die heutige Begriffsverwendung fort: So ist eine Gesellschaft etwa nicht auf Basis einer bestimmten

---

20 Oexle: Mittelalter, S. 532.

21 Maurer: Wirtschaft, S. 513.

22 Burkhardt: Einleitung, S. 512 und Oexle: Mittelalter, S. 545.

23 Vgl. Johannes Burkhardt: Wirtschaft. IV. ›Wirtschaft‹ und ›Ökonomie‹ im Kontext der frühneuzeitlichen Hauslehre (16.-18. Jh.). In: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 7. Stuttgart 1992, S. 550–559, hier S. 559.

24 Ebd.

25 Johannes Burkhardt: Wirtschaft. VII. Die Entfaltung des Wirtschaftsdenkens (19./20. Jh.). In: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 7. Stuttgart 1992, S. 577–591, hier S. 578; Vgl. ebd., S. 577f.

»Ökonomieordnung« organisiert, sondern fußt stattdessen auf einer spezifischen »Wirtschaftsordnung«.<sup>26</sup>

Einhergehend mit der industriellen Revolution des 19. Jahrhunderts und der sukzessiven Durchsetzung des kapitalistischen Wirtschaftssystems als gesellschaftsfundierende Ordnung formuliert sich der moderne Begriff ›Wirtschaft‹ abschließend aus:<sup>27</sup> Zunächst vorrangig im Kontext des neuen Wissenschaftszweigs der Nationalökonomie mit ›Staat‹, ›Nation‹ und ›Volk‹ amalgamiert und nutzbar gemacht, lösen sich diese Begriffsverbindungen allmählich auf.<sup>28</sup> ›Wirtschaft‹ beginnt, sich semantisch zu »anonymisieren[]«<sup>29</sup> und »[i]m staatlich-gesellschaftlichen Bereich« sprachlich einen universellen »Geltungsanspruch«<sup>30</sup> zu reklamieren, im Zuge dessen der seinerzeit diesbezüglich gebräuchliche Begriff ›Handel‹ verdrängt wird.<sup>31</sup> Es ist die Vorstellung gesamtgesellschaftlicher Tauschgeschäfte längs der Faktoren Produktion, Konsumtion und Distribution, aus der sich ›Wirtschaft‹ jetzt vornehmlich konzeptualisiert<sup>32</sup> und »als ein eigenständiger Handlungsbereich«<sup>33</sup> entworfen wird.

Eine bedeutende Rolle für diesen historischen Figurations- und Etablierungsprozess von Wirtschaft als gesellschaftliches Ordnungs- und Handlungssystem kommt der theoretischen Reflexion zu; anhand einiger hierfür einschlägiger Titel und Denkrichtungen sei dies kurz skizziert:<sup>34</sup> Den Startschuss in der theoretischen Auseinandersetzung mit ›Wirtschaft‹ gibt der Moralphilosoph Adam Smith, der die Nationalökonomie als Fachwissenschaft begründet, mit seiner Abhandlung *Wealth of Nations* (1776). Wirtschaftliches Handeln wird von ihm als ein vom Befriedigungsbedürfnis subjektiver Eigeninteressen bestimmtes Tun definiert, das die Basis liberalen Marktgeschehens bildet, aus der zugleich allgemeingesellschaftliches Wohl erwächst.<sup>35</sup> Ferner als rezeptionsgeschichtlich bedeutsam erweist sich

---

26 Vor dem Hintergrund dieser graduell unterschiedlichen semantischen Konnotation wird hier grundsätzlich – angesichts meines Untersuchungsinteresses – der Begriff ›Wirtschaft‹ präferiert, wobei in adjektivischer Verwendung ›wirtschaftlich‹ und ›ökonomisch‹ synonym genutzt werden.

27 Vgl. Burkhardt: Entfaltung des Wirtschaftsdenkens, S. 587.

28 Vgl. ebd.

29 Ebd.

30 Burkhardt: Einleitung, S. 513.

31 Vgl. Burkhardt: Die Entfaltung des Wirtschaftsdenkens, S. 587.

32 Vgl. Johannes Burkhardt: Wirtschaft. VI. Die Vermittlung des Begriffs ›Ökonomie‹ (18. Jh.). In: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck, Reinhart (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 7. Stuttgart 1992, S. 567–577, hier S. 575.

33 Maurer: Wirtschaft, S. 513.

34 Vgl. ebd.

35 Vgl. Vormbusch: Wirtschafts- und Finanzsoziologie, S. 5.

Karl Marx' dreibändiges Hauptwerk *Das Kapital* (1867, 1885, 1894; Letzteres postum), in dem »ökonomische Analyse und politische Forderung [...] eng verknüpft«<sup>36</sup> sind; überhaupt hat wohl »kaum ein anderer Ökonom [...] die tatsächlichen ökonomischen und politischen Verhältnisse so nachhaltig verändert«<sup>37</sup> wie Marx. Am Ausgangspunkt steht bei ihm der Gedanke, dass die sich im 19. Jahrhundert formierende kapitalistische Wirtschaftsordnung den Menschen von einer naturbestimmten Wirtschaftsweise entfremdet hat und ihn stattdessen der industriellen Produktion subordiniert. Diese neue »Gesellschaftsformation«,<sup>38</sup> in der wirtschaftliches Profitstreben handlungsbestimmend ist und die individuelle Arbeitskraft einen Warencharakter zugeeignet bekommt,<sup>39</sup> wird als systemimmanent defizitär entfaltet: Sozial gespalten in besitzende Kapitalisten und das besitzlose Proletariat sei sie vom Klassenkampf zersetzt und zum Scheitern verurteilt.<sup>40</sup> Vor dem Hintergrund der schweren sozialen und ökonomischen Verwerfungen im Gefolge der Weltwirtschaftskrise von 1929 betrachtet John Maynard Keynes in seiner Studie *General Theory of Employment, Interest and Money* (1936) die Wechselbeziehungen der »unterschiedlichen Märkte (Arbeitsmarkt, Gütermarkt, Finanzmarkt etc.) [...] [mit dem] zentrale[n] Augenmerk [...] [auf die] Konsumneigung einer Volkswirtschaft«<sup>41</sup>: Es ist die Forderung nach einem aktiven wirtschaftspolitischen Agieren des Staates, um einem etwaigen »Absinken einer Konsumquote und d[en] damit verbundenen negativen Konjunkturreffekte«<sup>42</sup> entgegenzuwirken, in die seine Überlegungen münden.<sup>43</sup> Konträr dazu positioniert sich Friedrich August von Hayek mit seinem Grundlagenwerk *The Constitution of Liberty* (1960): Eine neoliberale Sichtweise vertretend, gilt ihm der Markt als »[w]ichtigste Institution, in der [...] Freiheit ihren Ausdruck findet«.<sup>44</sup> Staatliche Eingriffe ins Wirtschaftsgeschehen sollen weitestgehend unterlassen werden, da zum einen »der Marktmechanismus [...] den bestmöglichen Mechanismus für eine optimale Güterverteilung darstell[e]« und sie zum anderen »den Einzelnen [...] in seinen individuellen Möglichkeiten und seinem individuellen ›Glücksstreben‹ beschränken würden«.<sup>45</sup> Diese vier exemplarisch ausgewählten, unterschiedlichen Perspektiveinnahmen auf ›Wirtschaft‹ illustrieren dreierlei: Erstens wird ›Wirtschaft‹ theoretisch unisono als ein

---

36 Afländer: *Wirtschaft*, S. 99.

37 Ebd.

38 Ulrich Brinkmann, Oliver Nachtwey: *Kapitalismus*. In: Johannes Kopp, Anja Steinbach (Hg.): *Grundbegriffe der Soziologie*. 12. Aufl. Wiesbaden 2018, S. 215–220, hier S. 215.

39 Ebd.

40 Vgl. Vormbusch: *Wirtschafts- und Finanzsoziologie*, S. 7 und Afländer: *Wirtschaft*, S. 99f.

41 Ebd., S. 120.

42 Ebd., S. 124.

43 Vgl. ebd., S. 120.

44 Vgl. ebd., S. 118.

45 Ebd., S. 114.

gesellschaftsfundierendes System lesbar gemacht, das für die verschiedensten Interpretationen anschlussfähig ist. Folglich kann ›Wirtschaft‹ zweitens ein weitumfassender Deutungsspielraum attestiert werden, aus dem sich drittens konkrete Handlungskonzepte und -anweisungen extrahieren lassen, die in direktes realwirtschaftliches Handeln umgemünzt werden können. ›Wirtschaft‹ – so lässt sich hier als Zwischenfazit in den Worten Fohrmanns resümieren – stellt kein »unabhängiges Anschauungsobjekt [dar] [...], das von [...] Beschreibungen, Erklärungen und Prognosen nicht beeinflusst wird, sondern [ist] im Gegenteil [ein] [...] performatives Geschöpf«. <sup>46</sup>

Für die Funktionsfähigkeit einer qua Wirtschaft organisierten Gesellschaft unerlässlich sind Tauschprozesse im Medium ›Geld‹. <sup>47</sup> Durch die operationalen Wechselbeziehungen von Zahlungsleistungen und -forderungen, die getätigt oder unterlassen werden können, wird ›Wirtschaft‹ als sozial-ökonomisches System sowohl aufrechterhalten und bekräftigt <sup>48</sup> wie auch als gesellschaftlicher Kommunikationsraum stetig fortgeschrieben. <sup>49</sup> Die Fähigkeit zum Tauschhandeln lässt sich zu einer »humane[n] Basisqualifikation« erklären, die »als grundlegender kommunikativer sozialer Akt [...] [das] Fundament gesellschaftlicher Organisationsformen und Kohäsionskräfte« <sup>50</sup> darstellt. Zusammengefasst: Ohne ›Geld‹ als Nexus wirtschaftlichen (Tausch-)Handelns wäre die kapitalistische Wirtschaftsordnung in ihrer hochgradigen Komplexität und Vernetztheit nicht denkbar. Das ökonomische System konstituiert sich autopoietisch aus monetären Tausch- und Beziehungsgeflechten, aus denen heraus sich ›Wirtschaft‹ erst als Figuration von Gesellschaft formulieren kann. Insofern besteht das fortwährende gesellschaftliche Erfordernis, ›Geld‹ in seinem systemerhaltenden funktionalen Gehalt zu bestätigen. <sup>51</sup> Salopp gesagt: ›Wirtschaft‹ hängt am seidenen Legitimationsfaden des Geldes. In diesem Sinne gerät ›Geld‹ zur »alles durchdringenden Denkform im Zuge der Notwendigkeit, seine allgemeine Akzeptanz (Gültigkeit) als [...] Zeichen zu beglaubigen«. <sup>52</sup>

---

46 Oliver Fohrmann: Wirtschaft als geldbeglaubigende Erzählung. In: Karsten Becker (Hg.): Erzähltes Geld. Finanzmärkte und Krisen in Literatur, Film und Medien. Würzburg 2020, S. 31–46, hier S. 34.

47 ›Geld‹ verstehe ich hier funktional als universelles Zahlungs- und Wertaufbewahrungsmittel sowie als Recheneinheit, konkretisiert in unterschiedlichen Realisierungs- und Währungsformen: vom ›Münz- und Papiergeld‹ über das ›Giralgeld‹ bis zum ›virtuellen Geld‹; sowohl in staatlichen Währungsarten á la ›Euro‹ und ›Dollar‹ als auch in digitalen Kryptowährungen wie ›Bitcoin‹ oder ›Ethereum‹.

48 Vgl. Luhmann: Wirtschaft der Gesellschaft, S. 243.

49 Vgl. Georg Mein, Franziska Schößler: Einleitung. In: Ders. (Hg.): Tauschprozesse. Kulturwissenschaftliche Verhandlungen des Ökonomischen. Bielefeld 2005, S. 9–20, hier S. 9.

50 Ebd.

51 Vgl. Fohrmann: Wirtschaft als geldbeglaubigende Erzählung, S. 32.

52 Ebd., S. 31.

Was bleibt von diesem expeditiven Gang durch die verschiedenen Perspektiveinnahmen auf ›Wirtschaft‹, ist: Die Vergegenwärtigung der begriffsgeschichtlichen Genese zeigt die jahrhundertelange Realisierung des Begriffs in der Bedeutung eines ökonomisch-sozialen Fürsorgehandelns auf, aus der heraus sich die Konzeption von ›Wirtschaft‹ als ein spezifischer gesellschaftlicher Handlungsbereich erwerbsmäßiger Tätigkeit entwickelt. Anhand des Blicks auf verschiedene theoretische Interpretationsangebote von Wirtschaft als ein Ordnungssystem solcherart wird überdies dessen inhärente Ambiguität mit der Möglichkeit realgesellschaftlicher Konsequenzen offengelegt. Daran anknüpfend lässt sich ferner das Tauschhandeln qua Geld als systemimmanenter Kommunikationsoperator von Wirtschaft als allgemeingültige Voraussetzung und Grundlage für die Funktionsfähigkeit von Gesellschaft im Allgemeinen werten.

Auf Basis dieser herausgearbeiteten Aspekte verstehe ich ›Wirtschaft‹ hier folgendermaßen: ›Wirtschaft‹ bildet das zentrale strukturgebende Kommunikations- und Beziehungssystem von Gesellschaft, das durch das Medium ›Geld‹ als seinen grundlegenden Konnex autopoietisch figuriert und erhalten wird.

Eingedenk dessen gilt es nun, den Blick erneut zu weiten und ›Wirtschaft‹ hinsichtlich eines fiktionalen und narrativen Gehalts zu fokussieren.

### 5.1.1 Fiktionalität und Narrativität von Wirtschaft

Im Zuge der Aufarbeitung der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 ist die Rede »von der Allgegenwart des Fiktiven in der Ökonomie«<sup>53</sup> endgültig zum breiten Konsens geworden.<sup>54</sup> Demnach sind Fiktionen als ein integraler Bestandteil des Wirtschaftssystems zu betrachten, die dessen Funktionsfähigkeit wesentlich mit gewährleisten.<sup>55</sup>

Auf die herausragende Bedeutung des Fiktionalen in wirtschaftlichen Zusammenhängen verweist bereits die ökonomische »Ur-Fiktion«<sup>56</sup> des Geldes: Geld als kommunikativer Nexus wirtschaftlichen Handelns besitzt aus sich heraus weder einen materiellen noch praktischen (Gebrauchs-)Wert. Beispielsweise referiert die auf einen Geldschein gedruckte Zahl von 100 Euro nicht auf den Materialwert dieses Papierstücks, gleichfalls lässt sich »mit Geld unmittelbar nichts anfangen [...], man

---

53 Christine Künzel: Imaginierte Zukunft. Zur Bedeutung von Fiktion(en) in ökonomischen Diskursen. In: Iuditha Balint, Sebastian Zilles (Hg.): Literarische Ökonomik. Paderborn 2014, S. 143–158, hier S. 143.

54 Vgl. ebd.

55 Vgl. ebd., S. 146.

56 Ebd., S. 147.

kann es nicht essen und mit seiner Hilfe nichts bewerkstelligen«. <sup>57</sup> Vielmehr ergibt sich der Wert des Geldes aus der gesellschaftlichen Übereinkunft, ihm diesen zuzusprechen und es demgemäß sozial als Recheneinheit, Tausch- und Wertaufbewahrungsmittel zu akzeptieren. Geld setzt also ein wechselseitiges Vertrauen in seinen Wert voraus, aufgrund dessen es erst als Bindeglied wirtschaftlicher Beziehungen – á la Kauf und Verkauf, Schuld und Darlehen – wirken kann. Um es auf den Punkt zu bringen: An Geld muss geglaubt werden, damit es funktioniert. Geht dieser Glauben verloren – Hörisch verweist diesbezüglich auf den »prekäre[n] Beglaubigungs-Status des Geldwertes« <sup>58</sup> –, verliert es seine Geltung. <sup>59</sup> Ein prominentes historisches Beispiel für diesen Geltungsverlust ist die deutsche Hyperinflation von 1922/23, als die Mark als offizielle Währung derart rasant ihren Wert verlor, dass »schließlich der Dispositionszeitraum [von Unternehmen und privaten Haushalten], der halbwegs sicher überblickt werden konnte, auf Tage oder gar Stunden zusammenschrumpfte«. <sup>60</sup>

Damit kennzeichnet Geld ebenso wie ökonomische Werte – gedacht sei etwa an die taxierten (Geld-)Werte von Immobilien, börsennotierten Unternehmen oder auch von auf dem Kunstmarkt gehandelten Werken – eine »immanente Unwirklichkeit«. <sup>61</sup> Das heißt: Als das stets fluide Ergebnis eines sozialen Aushandlungsprozesses lässt sich ihnen nur eine »bedingte Realität« <sup>62</sup> attestieren. Demzufolge kann eine objektiv-rationale Begründung wirtschaftlicher Wertbemessung a priori nicht geleistet werden, da ihr ein fiktionaler Moment hinsichtlich ihrer Wirklichkeitsreferenz inhärent ist.

Wirtschaftliches Handeln ist primär zukunfts fokussiert: »Es geht um Gewinne, Konsumbefriedigung, Arbeitseinkommen oder allgemeiner: Nutzen, der prinzipiell in der Zukunft liegt.« <sup>63</sup> Will bedeuten: Der ökonomische Aktionsraum zeigt sich wesentlich vom Spiel mit Erwartungen, Möglichkeiten und Vorstellungen von Zukunft geprägt, die allerdings per definitionem ungewiss und insofern imaginativ

---

57 Jochen Hörisch: Geld als Medium – Mediale Wahrnehmungen des Geldes. In: Karsten Becker (Hg.): Erzähltes Geld. Finanzmärkte und Krisen in Literatur, Film und Medien. Würzburg 2020, S. 15–30, hier S. 18.

58 Ebd.

59 Vgl. ebd., S. 18f. Siehe auch: Künzel: Imaginierte Zukunft, S. 147.

60 Jürgen Freiherr von Kruedener: Die Entstehung des Inflationstraumas. Zur Sozialpsychologie der deutschen Hyperinflation 1922/23. In: Gerald D. Feldman u.a. (Hg.): Beiträge zu Inflation und Wiederaufbau in Deutschland und Europa 1914–1924. Berlin 1989, S. 213–286, hier S. 243.

61 Holger Bonus: Wertpapiere, Geld und Gold. Über das Unwirkliche in der Ökonomie. Graz, Wien, Köln 1990, S. 7.

62 Ebd., S. 8.

63 Jens Beckert: Woher kommen Erwartungen? Die soziale Strukturierung imaginierter Zukünfte. In: MPIFG Discussion Paper 17 (2017), <http://hdl.handle.net/10419/169429> (24.04.2022), S. 1–14, hier S. 1.

bleibt. Das kapitalistische Wirtschaftssystem basiert dementsprechend maßgeblich darauf, dass – wie Beckert prägnant expliziert – »Entscheidungen intentional rationaler Akteure in Fiktionen verankert sind«. <sup>64</sup> Mit anderen Worten: Ein genuin faktengestütztes ökonomisches Agieren erweist sich als eine Schimäre. Vielmehr sind es Annahmen über die Zukunft – ergo fiktionale Entwürfe von Zukunft –, die »als Realität [...] begr[if]fen«, <sup>65</sup> handlungsbestimmend sind. Wirtschaftlichem Entscheidungshandeln ist folglich der »Status von Als-ob-Aussagen« <sup>66</sup> eigen; damit lässt sich als fiktional fundiert beschreiben: Es kann stets nur so »getan werden«, dass die gesellschaftlich-ökonomischen Entwicklungen wie prognostiziert verlaufen, da es empirisch unmöglich ist, »Fakten bezüglich zukünftiger Ereignisse« <sup>67</sup> zu generieren.

In ihrer zukunftsorientierten Figuration tritt dementsprechend die fiktionale Grundierung des rationalen Impetus von ›Wirtschaft‹ zutage. Zugleich wird in diesem Punkt auch die Rolle von Erzählungen für das Funktionieren des Wirtschaftssystems sichtbar. <sup>68</sup> So richtet sich ökonomisches Entscheidungshandeln gemeinhin nach einer ›Erzählung von Zukunft‹, »die den Akteuren im Moment der Entscheidung als ›glaubwürdige Beschreibung[] zukünftiger Entwicklungen‹ erschein[t] [Hervorh. K.T.]«. <sup>69</sup> Ein Beispiel: Im Kontext der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 sind staatliche Maßnahmen und Markteingriffe oft in die Erzählung eingebettet worden, dass Lehren aus vergangenen ökonomischen Krisenzeiten – wie der Inflation Anfang der 1920er-Jahre in Deutschland oder der die 1930er-Jahre bestimmenden Großen Depression in den USA – zu ziehen seien. <sup>70</sup>

Die Aktualisierung von solcherlei narrativen Deutungsrastern zeigt sich überhaupt für ›Wirtschaft‹ als merkmalsgebend. Es ist hier ein umfangreiches Repertoire an Metanarrativen greifbar; angefangen bei ökonomischen »Erfolgs- und Fortschrittsnarrative[n]« bis hin zu »Wachstums-, Krisen- und Gleichgewichtsnarrative[n]«, <sup>71</sup> für deren kommunikativen Gehalt sich allgemein festhalten lässt:

---

64 Jens Beckert: Imagined futures: Fictionality in Economic Action. In: MPIfG Discussion 8 (2011), <http://hdl.handle.net/11858/00-001M-0000-0012-3FE2-5> (25.04.2022), S. iii-iv und S. 1–30, hier S. iii.

65 Künzel: Imaginierte Zukunft, S. 151.

66 Beckert: Erwartungen, S. 2.

67 Ebd.

68 Vgl. ebd.

69 Ebd.

70 Vgl. ebd., S. 8.

71 Bernhard Kleeberg: Gewinn maximieren, Gleichgewicht modellieren. Erzählen im ökonomischen Diskurs. In: Christian Klein, Matias Martinez (Hg.): Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens. Stuttgart 2009, S. 136–159, hier S. 140.

Ökonomisches Erzählen [...] hat einen utopistischen Zug: Handeln wird optimiert, Fehler vermieden, Nutzen maximiert, Gewinn gesteigert, Gleichgewicht wiederhergestellt, Konjunktur angekurbelt. [...] Negativszenarien handeln von den ruiniösen Folgen der Missachtung ökonomischer Handlungsmaximen, haben eine pädagogische Funktion, indem sie auf falsche Lageeinschätzung, fehlenden Überblick über Handlungsoptionen oder falsche Wahl der Mittel verweisen [...].<sup>72</sup>

Die zentrale Bedeutung dieser Nutzbarmachung von spezifischen Erzählschemata beruht dabei auf dem Ziel einer »Komplexitätsreduktion sowie [...] Kontingenzbeherrschung«;<sup>73</sup> beispielsweise wenn es gilt, die Evidenz wirtschaftstheoretischer Konzepte darzulegen.<sup>74</sup> Charakteristischerweise sind diese Erzählungen überdies von einem inhärenten Realitätsanspruch, der nicht eingelöst werden muss, gekennzeichnet; etwa formulieren ökonomische Modelle stets nur idealtypische Beschreibungen bzw. narrative Konstrukte von Wirklichkeit.<sup>75</sup> Kleeberg spricht diesbezüglich von »ökonomische[n] Wirklichkeitserzählungen«, die als narrative »Hybridformen«<sup>76</sup> beschreibbar seien, da sie faktuales Wissen in literarische Erzählmuster transferieren und fiktional figurieren.<sup>77</sup> Etwa werde in der Auseinandersetzung mit der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 namentlich ein Krisennarrativ bedient, »in de[ss]en Zentrum ein unvorhersehbares Ereignis steht« – eben jener globaler Systemcrash – und entsprechend das »Erzählmuster der Novelle, in deren Zentrum das ›unerhörte Ereignis‹ steht« realisiert, »das dem Verlauf der Geschichte eine plötzliche, unerwartete Wendung gibt«.<sup>78</sup>

Zusammengefasst: ›Wirtschaft‹ kann in mehrfacher Hinsicht in ihrer fiktionalen und narrativen Dimensionalität vermessen werden. Zum einen kommt ›Geld‹ als maßgeblicher Kitt wirtschaftlichen Handelns selbst ein fiktiver Status zu. Zum anderen generiert ›Wirtschaft‹ aufgrund ihrer systemimmanenten Zukunftsgerichtetheit fortwährend Imaginationen derselben. Schließlich werden kommunikativ wiederkehrend bestimmte Erzählmuster aktiviert, die wirtschaftliche Sachverhalte komplexitätsreduzierend verfügbar machen. ›Wirtschaft‹ formuliert sich damit maßgeblich längs Kategorien des Glaubens: an Geld und ökonomische Werte, an Zukunftsentwürfe und Erzählungen.<sup>79</sup>

72 Ebd., S. 139.

73 Wilhelm Amann: Ökonomie – Narration. Konstellationen. In: Wilhelm Amann, Natalie Bloch, Georg Mein (Hg.): Ökonomie – Narration – Kontingenz. Kulturelle Dimensionen des Marktes. Paderborn 2014, S. 7–16, hier S. 13f.

74 Vgl. ebd., S. 14.

75 Vgl. Kleeberg: Erzählen im ökonomischen Diskurs, S. 137 und S. 139.

76 Ebd., S. 137.

77 Vgl. ebd.

78 Ebd., S. 148.

79 Vgl. zur religiösen Auslotung des kapitalistischen Wirtschaftssystems weiterführend und überblickshaft: Christoph Deutschmann: Kapitalismus, Religion und Unternehmertum: eine



## 5.1.2 Wirtschaft als literarischer Gegenstand

Begibt man sich auf eine literaturgeschichtliche Spurensuche, lassen sich über die Jahrhunderte hinweg etliche literarische Zeugnisse, in denen ›Wirtschaft‹ zentraler Verhandlungsgegenstand ist, finden. Auch Hörisch stellt bezüglich der Okkurrenz des Geld-Motivs – und damit gleichfalls der literarischen Diskussion von ökonomischen Sachverhalten – fest: »Geld ist in einem [...] überwältigenden Maße Thema und Problem in der Literatur der Neuzeit, der Moderne und der Postmoderne.«<sup>80</sup> Zur Veranschaulichung dieser Präsenz sollen nachfolgend schlaglichtartig einige markante Titel vorgestellt werden:

Den Auftakt der literarischen Auseinandersetzung mit ›Wirtschaft‹ bildet im deutschsprachigen Raum der 1509 anonym erschienene Prosaroman *Fortunatus*,<sup>81</sup> in dem »die ökonomische[n] Entwicklungen seiner Zeit, insbesondere de[r] Aufstieg des Handelsbürgertums durch Geldwirtschaft«,<sup>82</sup> diskutiert werden. Die namensgebende Hauptfigur erhält hier eingangs in märchenhafter Manier von der numinosen »junckfraw des glücks« einen unversiegbaren Geldbeutel: »nym hyn den seckel / unnd so oft du darein greiffest (in welchem land du ymer bist oder kommest / was dann von guldin in dem land leüffig seind) als oft findestu zehen stuck goldes des selben lands werung.«<sup>83</sup> Inhaltlicher Kristallisationspunkt des weiteren Handlungsverlaufs ist dann, »wie er diesen Reichtum sichern und in eine akzeptierte gesellschaftliche Stellung ummünzen kann.«<sup>84</sup> Weiterhin prominenter Verhandlungsort ökonomischer Sachverhalte ist in der Frühen Neuzeit die Komödie, »deren Geldafinität [...] motivisch hervorsteicht.«<sup>85</sup> Als exemplarisch für diese Tendenz erweisen sich etwa die Lustspiele Horribilicribrifax (1663) von Andreas Gryphius, Luise Adelgunde Victorie Gottscheds *Die Ungleiche Heirath* (1743) sowie Gotthold Ephraim Lessings *Minna von Barnhelm* (1767).<sup>86</sup>

Des Weiteren werden auch in Johann Wolfgang von Goethes Entwicklungsroman *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (1795/96) zentrale ökonomische Themen seiner Zeit

---

unorthodoxe Sicht. In: Ders. (Hg.): Die gesellschaftliche Macht des Geldes. Wiesbaden 2002, S. 85–108.

80 Jochen Hörisch: Kopf oder Zahl. Die Poesie des Geldes. Frankfurt a.M. 1996, S. 21.

81 Vgl. ebd., S. 19.

82 Andreas Böhn: Wirtschaft. In: Thomas Anz (Hg.): Handbuch Literaturwissenschaft. Bd. 1: Gegenstände und Grundbegriffe. Stuttgart 2013, S. 430–434, hier S. 432.

83 *Fortunatus*. Studienausgabe nach der Editio Princeps von 1509. Hg. von Hans-Gert Roloff. Stuttgart 1996, S. 46.

84 Böhn: Wirtschaft, S. 432.

85 Daniel Fulda: Schau-Spiele des Geldes. Die Komödie und die Entstehung der Marktgesellschaft von Shakespeare bis Lessing. Tübingen 2005, S. V.

86 Vgl. ebd., S. 125f., S. 196 und S. 481f.

diskutiert: So zielt hier die Turmgesellschaft »als ökonomische Avantgarde« mit ihren »progressive[n] Ideen zur Besteuerung, zur Abschaffung des Lehenswesens, zur Umverteilung oder zum Erbrecht« nicht nur auf eine Überwindung des Feudalwesens ab, sondern ist ebenso bestrebt, mittels der »Beförderung der Humanität [...] den Menschen durch Bildung und Erziehung den neuen ökonomischen Anforderungen anzupassen«. <sup>87</sup>

›Wirtschaft‹ zeigt sich darüber hinaus wiederholt als Gegenstand der romantischen Literatur, in der namentlich das Motiv des Tauschhandels prominent realisiert ist. Etwa verhandelt Ludwig Tiecks Erzählung *Der Runenberg* (1802) »die Themen des *die Augen blendenden* Geldfetischs, der wirtschaftlichen Nutzung des Reichtums und des Tauschs der irdischen Liebe gegen den kalten Liebesblick des Metalls«, <sup>88</sup> verkauft in Adelbert von Chamisso's *Peter Schlemihls wundersame Geschichte* (1813) die titelgebende Hauptfigur seinen Schatten an den Teufel gegen den unerschöpflichen Geldbeutel des Fortunatus' oder gibt der arme Kohlenbrenner Peter Munk sein Herz in Wilhelm Hauffs *Das kalte Herz* (1827) für eine horrenden Geldsumme gegen einen kalten Stein her. Gemeinsam ist diesen Erzählungen, dass ihre zentralen Protagonisten – auf magische Weise vom Schein des Reichtums verführt – mit dem Verlust ihres Herzens bzw. Schattens den symbolischen Marker von (Mit-)Menschlichkeit einbüßen und damit ihre soziale Gesellschaftsfähigkeit verlieren. <sup>89</sup> Diese narrative Verquickung einer kritischen Perspektivierung von ›Wirtschaft‹ mit dem Magisch-teuflischen ist ebenfalls in Goethes – unlängst als »literarische[r] Klassiker der Wirtschaftstheorie« <sup>90</sup> titulierte – *Faust II* (1832) präsent. Mittels »Zauber-Blätter[n]« <sup>91</sup> – spricht: Der Erfindung des Papiergeldes – gelingt es Mephistopheles, die Staatsfinanzen des bankrotten kaiserlichen Hofes, dem es allerorten »fehlt an Geld«, <sup>92</sup> zu sanieren:

So hört und schaut das schicksalsschwere Blatt,  
Das alles Weh in Wohl verwandelt hat. [...]  
›Zu wissen sei es jedem ders begehrt:  
Der Zettel hier ist tausend Kronen wert.

87 Manuel Bauer: Die Gefahr der Rettung. Wege aus Wirtschaftskrisen bei Johann Wolfgang Goethe und Thomas Mann. In: Nicole Mattern, Timo Rouget (Hg.): *Der große Crash: Wirtschaftskrisen in Literatur und Film*. Würzburg 2016, S. 55–74, hier S. 56.

88 Manfred Frank: Das Motiv des ›kalten Herzens‹ in der romantisch-symbolischen Dichtung. In: *Euphorion* 71 (1977), S. 383–405, hier S. 385.

89 Vgl. ebd., S. 384.

90 Dieter Schnaas: *Kleine Kulturgeschichte des Geldes*. 2. überarb. u. erw. Aufl. Paderborn 2012, S. 46.

91 Johann Wolfgang von Goethe: *Faust*. Texte. Hg. von Albrecht Schöne. Frankfurt a.M. 2003, V. 6157.

92 Ebd., V. 4890.

Ihm liegt gesichert als gewisses Pfand  
 Unzahl vergrabnen Guts im Kaiserland.  
 Nun ist gesorgt damit der reiche Schatz,  
 Sogleich gehoben, diene als Ersatz. (V. 6055–6662)

Für die bürgerlich-realistische Literatur bleibt ›Wirtschaft‹ weiterhin thematisch interessant. Jetzt geraten namentlich »die verschiedenen Formen beruflicher Arbeit, [...] die mittelbaren Auswirkungen ökonomischer Entwicklungen wie die Verstädterung, die Entstehung eines Industrieproletariats oder der Einfluss moderner Transport- und Kommunikationsmittel wie Eisenbahn, Telegraf«<sup>93</sup> in den Blick. Im Zuge dessen hält sodann »der Homo oeconomicus als Alltagsheld [...] [, der] [...] sich in der Gesellschaft bewähren und sich erfolgreich in diese integrieren«<sup>94</sup> muss, Einzug in die Literatur. In Gustav Freytags ebenso »monumentale[n]«<sup>95</sup> wie antisemitischen Roman *Soll und Haben* (1855), der gemeinhin als »Prototyp des deutschen Kaufmanns- und Wirtschaftsromans«<sup>96</sup> gilt, findet sich dieser bürgerliche Heldentyp plakativ in der Figur des Anton Wohlfart realisiert: Gekennzeichnet von den »Attribute[n] Fleiß, Pünktlichkeit, Gehorsam und Leistungsbereitschaft« wird er »dem gierigen, einzig nach ökonomischen Kriterien agierenden Negativtypus [= der Figur des Juden Veitel Itzig, K.T.] gegenübergestellt«. <sup>97</sup> Beispielhaft für die Aktualisierung von ›Wirtschaft‹ im bürgerlichen Realismus sind ferner die Romane *Handel und Wandel* (1850) von Friedrich Wilhelm Hackländer sowie Friedrich Spielhagens *Sturmflut* (1877), in dem »das reale Ereignis einer Sturmflut [...] mit der großen Krise der Finanzwirtschaft, ›dem Gründerkrach‹ des Jahres 1873«<sup>98</sup> narrativ verwoben wird, als auch die Erzählungen *Carsten Curator* (1878) von Theodor Storm oder *Pfisters Mühle* (1884) von Wilhelm Raabe; Letztere befasst sich mit den ökologischen Folgen der Industrialisierung.

Zu einer besonders eindringlichen und kritischen Auseinandersetzung mit ›Wirtschaft‹ kommt es schließlich im Naturalismus.<sup>99</sup> Es sind hier Titel wie Max Kretzers Roman *Meister Timpe* (1888) oder Gerhart Hauptmanns Drama *Die Weber*

93 Böhn: *Wirtschaft*, S. 433.

94 Christian Stadler: Das ökonomische Heldenkonzept. Der Aufstieg des Homo Oeconomicus im frühen Realismus. In: Jesko Reiling, Carsten Rohde (Hg.): *Das 19. Jahrhundert und seine Helden. Literarische Figurationen des (Post-)Heroischen*. Bielefeld 2011, S. 199–213, hier S. 200.

95 Dirk Hempel: Spieler, Spekulanten, Bankrotteure. Bürgerlichkeit und Ökonomie in der Literatur des Realismus. In: Ders., Christine Künzel (Hg.): ›Denn wovon lebt der Mensch?‹ *Literatur und Wirtschaft*. Frankfurt a. M. 2009, S. 97–115, hier S. 100.

96 Ebd.

97 Stadler: *Das ökonomische Heldenkonzept*, S. 212.

98 Hempel: *Spieler, Spekulanten, Bankrotteure*, S. 105.

99 Vgl. ebd., S. 98.

(1892), die vorrangig die sozialen und moralischen Verwerfungen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung beleuchten.

»Einsichten in das Funktionieren moderner Ökonomien, die fundamentalen Kreditproblematiken und deren (auch psychische) Risiken und Nebenwirkungen«,<sup>100</sup> liefert fernerhin Thomas Manns im Kontext der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 »zum literarischen Referenzpunkt in Fragen des wirtschaftlichen Niedergangs«<sup>101</sup> gewordener Roman *Buddenbrooks* (1901). Der Abstieg der titelgebenden Kaufmannsfamilie wird hier als eine Geschichte mehrgenerationaler ökonomischer Regression erzählt, mit Geld als alldurchdringenden Handlungsmotiv.<sup>102</sup> Darüber hinaus geraten um 1900 als zentrale Orte (finanz-)wirtschaftlicher Aktivitäten die Bank, die Börse und das Kaufhaus in den literarischen Fokus; topografische Räume also, die seinerzeit »die kollektive Wahrnehmung einer radikalen Modernisierung wesentlich mitbestimmen«.<sup>103</sup> Charakteristisch für Texte dieser Couleur ist eine überwiegend antikapitalistische Orientierung, die zumeist mit der Aktualisierung misogynen und/oder antisemitischer Topoi – á la die ›hysterische konsumsüchtige Frau‹, der ›dubiose jüdische Spekulant‹ – einhergeht.<sup>104</sup> Exemplarisch für diese Tendenz sind Heinrich Manns Gesellschaftssatire *Im Schlafaffenland* (1900), Erich Köhlers *Warenhaus Berlin* (1909) sowie Bernhard Kellermanns populärer Science-Fiction-Roman *Der Tunnel* (1913).

»[D]ie menschlichen Beziehungen in ihrer Verdinglichung und Materialisierung«<sup>105</sup> werden sodann auf pointiert-unterhaltsame Weise in Franziska zu Reventlows Roman *Der Geldkomplex* (1916) demaskiert: Die krankhaft geldobsessive und hoch verschuldete Ich-Erzählerin – »[D]as Infame an dieser Rache [des Geldes] war, daß es mich nicht nur mied, sondern eben durch seine völlige Abwesenheit alle meine Gedanken und Gefühle ausschließlich erfüllte [...] und sich nicht mehr ins Unterbewußtsein verdrängen ließ«<sup>106</sup> – flüchtet vor den Forderungen ihrer Gläubiger in ein Sanatorium, wo sie ungeduldig den Tod eines Erblassers erwartet, der ihr den Erhalt neuer finanzieller Mittel verspricht.

Vor dem Hintergrund der steten wirtschaftlichen und politischen Krisenhaftigkeit der Weimarer Republik, des seinerzeit durchschlagenden gesellschaftlichen

100 Kinder: Geldströme, S. 25.

101 Ebd.

102 Vgl. ebd., S. 27.

103 Schößler: Börsenfieber und Kaufrausch, S. 11.

104 Vgl. ebd., S. 36.

105 Paul Martin Langner: Lust am Geld. Der Roman *Der Geldkomplex* von Franziska zu Reventlow als Schelmenroman. In: Rudolph Börner (Hg.): Literatur(en) zur Finanzwelt, S. 221–235, hier S. 235.

106 Franziska Gräfin zu Reventlow: Der Geldkomplex. In: Dies.: Romane. Von Paul zu Pedro. Herrn Dames Aufzeichnungen. Der Geldkomplex. Der Selbstmordverein. Hg. von Else Reventlow. München, Wien 1976, S. 251–356, hier S. 256.

Modernisierungsprozesses – insbesondere hinsichtlich der Arbeitswelt mit der Entstehung eines spezifischen Angestelltenmilieus –, werden in der auf Realitäts- und Alltagsreferenz bedachten Literatur der Neuen Sachlichkeit ökonomische Sachverhalte schließlich zum populären Verhandlungsgegenstand: Der literarische Blick gilt jetzt konkret der »Situation des Individuums in ökonomisierten Sphären«,<sup>107</sup> das Genre des Angestelltenromans hat Konjunktur und überhaupt wird die umfassende Rationalisierung der Verhältnisse einer kritischen Bestandsaufnahme unterzogen.<sup>108</sup> Inhaltlich diesbezüglich paradigmatisch sind die Romane *Gilgi – Eine von uns* (1931) von Irmgard Keun, *Fabian. Geschichte eines Moralisten* (1931) von Erich Kästner und Hans Falladas *Kleiner Mann – was nun?* (1932), aber auch Bertolt Brechts Theaterstück *Die Heilige Johanna der Schlachthöfe* (1931).

In der deutschen Nachkriegsliteratur schreibt sich die literarische Beschäftigung mit Wirtschaft fort. So formuliert sich die Handlung in Friedrich Dürrenmatts *Der Besuch einer alten Dame* (1956) längs der ökonomischen Trias von Korruption, Gier und Spekulation, kann Heinrichs Bölls *Ansichten eines Clowns* (1963) als Kritik am deutschen Wirtschaftswunder-Leistungs- und Verdrängungsethos gelesen werden und von der Tristesse des Angestelltendaseins erzählt ferner Wilhelm Genazinos die Titel *Abschaffel* (1977), *Die Vernichtung der Sorgen* (1978) und *Falsche Jahre* (1979) umfassende Roman-Trilogie. Erinnert sei außerdem an Max Frischs *Homo faber* (1957), Elfriede Jelineks *Michael. Ein Jugendbuch für die Infantilgesellschaft* (1972), Brigitte Reimanns *Franziska Linkerhand* (1974), Walter E. Richartz' *Büroroman* (1978) und Dieter Wellershoffs *Der Sieger nimmt alles* (1983). Überhaupt bleibt die Auseinandersetzung mit der Arbeitswelt weiterhin von literarischem Interesse; in der BRD programmatisch vom Schriftstellerverband Werkkreis Literatur der Arbeitswelt vertreten und in der DDR unter dem Vorzeichen des Bitterfelder Weges politisch vorangetrieben. In den 1990er-Jahren erlebt dann der Angestellten- und Unternehmensroman einen neuerlichen Popularitätsschub;<sup>109</sup> exemplarisch sei auf *Kopffjäger* (1991) von Uwe Timm, John von Düffels *Vom Wasser* (1998), Michael Kleebergs *Ein Garten im Norden* (1998) sowie *Die Baumfresserin* (1999) von Annegret Held hingewiesen.

---

107 Christiane Nowak: »Durchschnittsware«. Individualisierungskonzepte in den Angestelltenromanen *Schicksale hinter Schreibmaschinen* (Christa Anita Brück) und *Das Mädchen an der Orga Privat* (Rudolf Braune). In: Gregor Ackermann, Walter Delabar, Michael Grisko (Hg.): *Erzählte Wirtschaftssachen: Ökonomie und Ökonomisierung in der Literatur und im Film der Weimarer Republik*. Bielefeld 2013, S. 103–117, hier S. 104.

108 Vgl. ebd. sowie außerdem Michael Grisko: *Erzählte Wirtschaftssachen. Ökonomie und Ökonomisierung in der Literatur und im Film der Weimarer Republik*. In: Gregor Ackermann, Walter Delabar, Ders. (Hg.): *Erzählte Wirtschaftssachen: Ökonomie und Ökonomisierung in der Literatur und im Film der Weimarer Republik*. Bielefeld 2013, S. 11–18, hier S. 11.

109 Vgl. Böhn: *Wirtschaft*, S. 433.

Nachgerade zu boomen, beginnt die literarische Vermessung von ›Wirtschaft‹ – vor dem Hintergrund der zunehmenden realökonomischen Krisen – mit der Jahrtausendwende.<sup>110</sup> Ein kurzer Titelreigen zur Illustration: Georg M. Oswald *Alles zählt* (2000), John von Düffel *Ego* (2001), Andreas Eschbach *Eine Billion Dollar* (2001), Ernst-Wilhelm Händler *Wenn wir sterben* (2002), Burkhard Spinnen *Der schwarze Grat* (2003), Kathrin Röggla *wir schlafen nicht* (2004), Anne Weber *Gold im Mund* (2005). Zu einem weiteren Aufschwung kommt es im Zuge des realhistorischen Ereignisses der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009, neben deren Verhandlung<sup>111</sup> erfolgt in der Literatur jetzt zudem eine intensivere Auseinandersetzung mit dem Angestelltenmilieu und der modernen Leistungsgesellschaft, zum Beispiel in den Romanen *Sickster* (2011) von Thomas Melle, *Im Kasten* (2012) von Jens Sparschuh als auch in Phillipp Schönthalers *Das Schiff das singend zieht auf seiner Bahn* (2013) und Tom Zürchers *Mobbing Dick* (2019). Außerdem werden gleichfalls komplexe ökonomische Zusammenhänge reflektiert und Wirtschaft als subjektivfigurierendes Narrativ demaskiert, beispielsweise in Ulrich Peltzers *Das bessere Leben* (2015), Ernst-Wilhelm Händlers *Das Geld spricht* (2019) und Benjamin Quaderers Debütroman *Für immer die Alpen* (2020). Diese Popularität des Ökonomischen in der Literatur inklusive einer teilweise dezidiert kapitalismuskritischen Auseinandersetzung mit der wirtschaftlichen Bedingtheit des individuellen Seins zeigt sich überhaupt als eines der zentralen Themen der jüngeren deutschsprachigen Gegenwartsliteratur.<sup>112</sup>

Der kursorische Rückblick lässt ›Wirtschaft‹ insgesamt als einen über die Jahrhunderte hinweg präsenten und facettenreich erzählerisch ausgestalteten Gegenstand in der deutschsprachigen Literatur erkennbar werden. Dabei stechen insbesondere zwei Tendenzen hervor: Erstens steigt die Konjunkturkurve der literarischen Beschäftigung mit ›Wirtschaft‹ unter dem Impact gesellschaftlicher Neuformierungen des Wirtschaftssystems und ökonomischer Krisenereignisse. Zweitens liegt der inhaltliche Fokus auf der kritischen Diskussion des identitätsgenerierenden Potenzials von ›Wirtschaft‹, was mit der Aktualisierung misogynen und/oder antisemitischer Topoi einhergehen kann.

## 5.2 Konzeptualisierung ›Identität‹

›Identität‹ ist im Verlauf des 20. Jahrhunderts zu einem Trendwort des gesellschaftlichen Diskurses sowie der wissenschaftlichen Reflexion avanciert und es bis heute

110 Vgl. Schumacher: Szenarien des Endes, S. 106.

111 Zu exemplarischen Titeln, die die Finanz- und Wirtschaftskrise in unterschiedlichen Spielarten literarisch nutzbar machen, siehe ausführlich hier das Kapitel 3: Zur Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 in der Gegenwartsliteratur.

112 Vgl. Schumacher: Vorwiegend Endspiele, S. 28.

geblieben.<sup>113</sup> Wie Müller plakativ verdeutlicht, wird der Begriff dabei schlagwortartig für höchst verschiedene Verhandlungsgegenstände nutzbar gemacht und kann sowohl individuell als auch kollektiv, rollen- oder gruppenbezogen aufgefasst werden:

Man denke nur an [...]: Identität der Moderne, nationale, ethnische und kulturelle Identität, geschlechtsspezifische Identität, Identitätsgefährdung, Priesteridentität, Körperidentität, religiöse Identität, europäische Identität, politische Identität, gespaltene Identität, Identitätsarbeit, Identitätssuche, Patchworkidentität und dergleichen. Diese Aufzählungen würden sich bei näherer Betrachtung [...] noch fortführen lassen.<sup>114</sup>

›Identität‹ lässt sich dementsprechend über zahlreiche Kriterien, angefangen bei »Klasse, Ethnizität, Sprache, Religion« bis hin zu »Geschlecht, Sexualität [und] Alter«<sup>115</sup> abstecken. An dieser weitreichenden diskursiven Anschlussfähigkeit und Popularität des Terminus zeigt sich dessen spezielle Eignung, namentlich »anthropologische, soziale und kulturelle Fragen zu reflektieren«.<sup>116</sup> Diesbezüglich können sodann unterschiedliche theoretische Konzepte von ›Identität‹ realisiert sein:<sup>117</sup> So ist beispielsweise ein Entwurf »als [ein] kognitives Selbstbild oder als [eine] soziale Rolle« ebenso möglich wie der einer »Manifestation sozialer Interaktion [...] [, eines] Konstrukt[s] diskursiver Praxis«, ferner lässt sich ›Identität‹ auch »als habituelle Prägung oder als performative Leistung«<sup>118</sup> begreifen. Konkret aktualisiert und demgemäß beschreibbar gemacht wird ›Identität‹ darüber hinaus etwa über spezifische »Berufe [...], Hobbys [...] [und] Kleidungsstile«,<sup>119</sup> den Musikgeschmack oder Essenvorlieben.

Als wesentliches Momentum personaler Identitätsbildung in der Gegenwartsgesellschaft fungiert die Erwerbsarbeit, die strukturgebend »Alltag, [...] Biographie und [...] Lebensweise«<sup>120</sup> – auch in der Negation, sprich: Arbeitslosigkeit – prägt

113 Vgl. Benjamin Jörissen: Identität und Selbst. Systematische, begriffsgeschichtliche und kritische Aspekte. Berlin 2000, S. 9 und Heinz Abels: Identität: Über die Entstehung des Gedankens, dass der Mensch ein Individuum ist, den nicht leicht zu verwirklichenden Anspruch auf Individualität und Kompetenzen, Identität in einer riskanten Moderne zu finden und zu wahren. 3. Aufl. Wiesbaden 2017, S. 2.

114 Bernadette Müller: Empirische Identitätsforschung: Personale, soziale und kulturelle Dimensionen der Selbstverortung. Wiesbaden 2011, S. 13.

115 Stefan Krammer: Ich bin ich bin ich ... Identitätskonzepte in den Sozial-, Kultur- und Literaturwissenschaften. In: Informationen zur Deutschdidaktik 37/3 (2013), S. 9–17, hier S. 10.

116 Ebd., S. 9.

117 Vgl. ebd.

118 Ebd., S. 9f.

119 Ebd., S. 10.

120 Rolf Eickelpasch, Claudia Rademacher: Identität. Bielefeld 2004, S. 30.

und perspektivleitend den jeweiligen Selbst- oder Fremdentwurf (mit)figuriert. Mit Eickelpasch und Rademacher gesprochen, heißt das: »[D]er Beruf [dient] als *Identitätsschablone*, mit deren Hilfe wir uns selbst unserer Umwelt präsentieren und andere Menschen bzgl. Einkommen, Ansehen, Sozialkontakten, Interessen, Lebensstil und Geschmack taxieren.«<sup>121</sup> Qua ›Arbeit‹ als identitätsformulierendes Distinktionsmerkmal kann sich gesellschaftlich positioniert werden; insofern gerät denn auch »[d]ie Berufswahl« zur grundlegenden ›identitätsstiftenden Entscheidung«. <sup>122</sup> Gleichzeitig bestimmt die Art und Weise der Erwerbs- oder Nichterwerbstätigkeit über Teilhabemöglichkeiten sowie Ansehen in der Gesellschaft und lässt sich folglich als ein zentraler sozial-ökonomischer Identitätsmarker beschreiben.

Die »Erfolgsgeschichte des Identitätsbegriffs«, <sup>123</sup> der etymologisch auf das lateinisch ›der-‹ bzw. ›dasselbe‹ bedeutende Wort *idem*<sup>124</sup> zurückgeht, beginnt im Zuge des seit der Frühen Neuzeit fortschreitenden gesellschaftlichen Individualisierungs- und Modernisierungsprozesses.<sup>125</sup> Sukzessiv formuliert sich nunmehr das Bewusstsein von der spezifischen Individualität eines Menschen in Abgrenzung zu anderen heraus. Abels spricht diesbezüglich von einem fundamentalen Wandel der kulturellen Mentalität.<sup>126</sup> War in der antiken und mittelalterlichen Vorstellung der einzelne Mensch als Teil »einer *in der Welt* liegenden Ordnung«, <sup>127</sup> die rationale Erkenntnis offeriert, gedacht, gerät nun die subjektive Introspektion zum Mittel der Erkenntnis.<sup>128</sup> Vorangetrieben wird die Genese einer modernen individuellen (Selbst-)Bewusstheit durch tiefgreifende kulturelle Umwälzungen und die Etablierung eines neuen Menschenbildes in der Philosophie,<sup>129</sup> als deren Kristallisationspunkte u.a. folgende Marksteine gelten können: die ›Kopernikanische Wende‹ mit der allmählichen Abwendung vom geozentrischen Weltbild, die ›Erfindung des Buchdrucks‹ und die damit einhergehende Demokratisierung der Wissensvermittlung, die ›Reformation‹, in deren Gefolge sich – mit Weber gesprochen – eine protestantisch-rationale Lebensgestaltung gesellschaftlich durchsetzt,<sup>130</sup> sowie der wirkmächtige philosophische Ausspruch von Descartes, »der im 17. Jahrhundert

---

121 Ebd.

122 Vgl. ebd.

123 Müller: Identitätsforschung, S. 23.

124 Vgl. Abels: Identität, S. 195.

125 Vgl. Müller: Identitätsforschung, S. 23.

126 Vgl. Abels: Identität, S. 13.

127 Jörissen: Identität und Selbst, S. 28.

128 Vgl. ebd. sowie Müller: Identitätsforschung, S. 20.

129 Vgl. Abels: Identität, S. 14.

130 Vgl. ebd., S. 14f.



mit dem bekannten Satz »cogito ergo sum« dem Individuum selbst die Fähigkeit zur rationalen Erkenntnis zuspr[i]ch[t]«. <sup>131</sup>

Als fernerhin entscheidend für die allgemeine Ausbildung eines individuellen Identitätsbewusstseins zeigen sich retrospektiv miteinander korrespondierende ökonomische Langzeitprozesse, die durch einen starken, der verbesserten landwirtschaftlichen Produktivität bedingten Bevölkerungsanstieg in Europa um das 10. Jahrhundert initiiert werden.<sup>132</sup> So entwickelt sich jetzt das Verfügen über Grundbesitz in der agrarisch fundierten Gesellschaft zunehmend zum Kriterium der »soziale[n] Differenzierung«,<sup>133</sup> der Besitz an Boden wird zum strukturellen sozialen Unterscheidungsmerkmal. Die lediglich begrenzt vorhandene Fläche ermöglicht es nicht mehr allen Menschen, sich qua dessen Bewirtschaftung zu versorgen. Infolgedessen verarmen nicht nur weite Bevölkerungsteile, sondern es kommt zudem zu einer arbeitsteiligen Spezialisierung in verschiedene Handwerke sowie zu einer Abwanderung in die Städte.<sup>134</sup> Überdies beginnt sich mit der Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion gleichfalls das überwiegend »geschlossene[] System« der bäuerlichen Selbstversorgung, das »jede Generation automatisch übernahm und [...] auch nicht optimier[bar]«<sup>135</sup> war, aufzulösen: Mit den nun regelmäßig erzielbaren Mehrerträgen, die den Eigenbedarf übersteigen, ist jetzt ein stetiger Handel möglich.<sup>136</sup> Es etabliert sich »eine *kontinuierliche* und systematische Tauschwirtschaft«,<sup>137</sup> die ihren Ort namentlich in den Städten findet und die Menschen qua des Marktes in neue ökonomische Beziehungen zueinander treten lässt, deren Basis die jeweilige Arbeitsleistung bildet: Über die Qualität der angebotenen Ware zum einen sowie das monetäre Vermögen, diese zu erwerben, zum anderen beginnt sich das Bewusstsein von Individualität zu generieren. Darüber hinaus fördert die Durchsetzung des Marktes als zentraler Warenumschlagplatz die Abkehr von der handwerklichen singulären Auftragsarbeit hin zu einer »rational organisiert[en]«,<sup>138</sup> terminierten Vorratsproduktion von Produkten, was subjektive Planungsentscheidungen verlangt.<sup>139</sup> Zugleich sehen sich die Warenanbietenden jetzt dem unmittelbaren Wettbewerb miteinander ausgesetzt, wodurch »die besondere Anstrengung, Andere durch individuelle Kunstfertigkeit zu übertreffen, und schließlich das Bewusstsein der eigenen Persönlichkeit«<sup>140</sup> voran-

---

131 Müller: Identitätsforschung, S. 20.

132 Vgl. Abels: Identität, S. 34f.

133 Ebd., S. 36.

134 Vgl. ebd., S. 36f.

135 Ebd., S. 37.

136 Vgl. ebd.

137 Ebd.

138 Ebd., S. 42.

139 Vgl. ebd.

140 Ebd.

getrieben wird. Die berufliche Ausdifferenzierung in spezifische Dienstleistungen und Produktherstellungen sowie die Formierung eines regelmäßigen Marktes lassen ›Arbeit‹ zu einem sozialen Marker werden, anhand dessen sich der eigenen gesellschaftlich-funktionale Bedeutung und Identität kontrastierend zu Anderen bewusst gemacht werden kann.<sup>141</sup> In Abels Worten zusammengefasst gesagt: »[M]it der Arbeitsteilung [kommt] ein[] doppelte[r] Prozess in Gang [...]: einen Prozess der sozialen Differenzierung und einen der wachsenden *Individualisierung*.«<sup>142</sup>

Die theoretische Auseinandersetzung mit der Konstitution des personalen Selbst zählt zu den philosophiegeschichtlich vorrangigen Reflexionsgegenständen;<sup>143</sup> zur Illustration der diesbezüglich unterschiedlichen Positionseinnahmen nachfolgend einige einschlägige Beispiele: Hatten sich in der Antike bereits Platon und Aristoteles mit der Frage nach der zeitenthobenen »Einheit und Gleichheit von Objekten«<sup>144</sup> befasst,<sup>145</sup> entfaltet John Locke im 17. Jahrhundert das Sich-Selbst-Bewusstsein als maßgebliches Charakteristikum von Subjektidentität, aufgrund dessen sich erinnernd oder vorausblickend in der Zeit und zu anderen kontrastierend verortet werden kann.<sup>146</sup> Im Gegensatz hierzu deklariert Jean Jacques Rousseau das innerlich-individuelle Empfinden des natürlichen Selbst zur entscheidenden Kategorie erfolgreicher Identitätsbildung.<sup>147</sup> Immanuel Kant wiederum konzipiert die »rationale Vernunft«<sup>148</sup> als Fundament einer autonom-individuellen Existenz.<sup>149</sup> Trotz derlei wiederkehrender philosophischer Beschäftigungen mit ›Identität‹ ist der Terminus als wissenschaftlicher Fachbegriff »erst seit etwa einem Jahrhundert« präsent und zeigt sich »wesentlich durch die Psychologie, die Psychoanalyse und die Soziologie geprägt.«<sup>150</sup> Ein Meilenstein in der Theorieentwicklung ist dabei von George Herbert Mead gesetzt worden, der mit seiner Interaktionstheorie »den Zusammenhang zwischen dem Bedürfnis des Einzelnen auf Einmaligkeit und den gesellschaftlichen Rollenzuschreibungen wie auch Normvorgaben fokussiert.«<sup>151</sup> Er formuliert den Gedanken, dass sich individuelle Identität erst in sozialen Beziehungen figurieren kann und dementsprechend keine angeborene Entität darstellt. Mead fasst folglich – wie Müller pointiert – »die Entwicklung der Identität als einen sozialen Prozess« auf, »der niemals in der Isolation auf einer einsamen Insel

---

141 Vgl. ebd., S. 38.

142 Ebd., S. 39.

143 Vgl. Kramer: Identitätskonzepte, S. 10.

144 Müller: Identitätsforschung, S. 20.

145 Vgl. ebd.

146 Vgl. ebd., S. 21.

147 Vgl. ebd., S. 22.

148 Ebd.

149 Vgl. ebd.

150 Kramer: Identitätskonzepte, S. 10.

151 Ebd.

ablaufen könnte«. <sup>152</sup> Basierend auf dieser Grundannahme wird von ihm ›Identität‹ als ein dreiteiliges Modell entworfen: In der als ›Self‹ bezeichneten subjektive Identität amalgamieren sich hiernach als identitätsbildende Teilaspekte a) das soziale ›me‹, das heißt »internalisierte Vorstellung[en] davon, wie man durch die Augen der anderen gesehen wird und welche Erwartungen an einen gerichtet werden«, <sup>153</sup> und b) das personale ›I‹, bei dem es sich um »das spontane und triebhafte Element der Identität« <sup>154</sup> handelt. Ein weiterer »Klassiker der Identitätsforschung« <sup>155</sup> ist Erik Homburger Erikson, der individuelle Identitätsbildung als einen lebenslangen sozialen und kulturellen Aushandlungsprozess begreift, wobei in »jeder Lebensphase [...] ein spezifisches Problem gelöst werden« <sup>156</sup> muss. Diese Krisen <sup>157</sup> stellen dabei das Ergebnis einer »[Differenz]erfahrung [...] zwischen innerer Entwicklung des Menschen und phasenspezifischen Anforderungen der sozialen Umwelt« <sup>158</sup> dar. Als wirkmächtigster Abschnitt der Identitätsgenese wird von Erikson die Adoleszenz erachtet, da sich hier »primäre, die ganze Person betreffende, ›gemeinschaftliche‹ Beziehungen« zunehmend durch »zweckgerichtete, ›gesellschaftliche‹ Beziehungen [Hervorh. K.T.]« <sup>159</sup> abgelöst werden. Krise, so lässt sich zugespitzt konstatieren, nimmt in seinem Identitätskonzept als Movens personaler Entwicklung eine Schlüsselstellung ein. <sup>160</sup> Theoriegeschichtlich ähnlich wirkungsmächtig ist Erving Goffman, der ›Identität‹ als alltägliches performatives Handeln lesbar macht. <sup>161</sup> In theatermetaphorischer Diktion beschreibt er die gesellschaftlich-soziale »Welt [als] eine große Bühne, auf der jeder seine Rollen spielt und sich präsentiert«. <sup>162</sup> Referierend auf Erikson, differenziert Goffman ferner zwischen einer sozialen, auf kategorialen Zuschreibungen wie Alter und Geschlecht beruhenden Identität zum einen sowie einer persönlichen, auf singulären Merkmalen á la Name und Aussehen basierenden Identität zum anderen. <sup>163</sup> Diesen beiden Identitätskonstituenten »stellt[] [er] [...] eine Ich-Identität gegenüber, die nur subjektiv vom Individuum selbst erfahren werden kann«. <sup>164</sup> Gemeinsam ist diesen

---

152 Müller: Identitätsforschung, S. 36.

153 Ebd., S. 37.

154 Ebd.

155 Ebd., S. 30.

156 Ebd.

157 Vgl. ausführlich zu Begriff und Verwendung von ›Krise‹ hier das Kapitel 5.3: Konzeptualisierung ›Krise‹.

158 Vgl. Abels: Identität, S. 221.

159 Vgl. ebd., S. 225.

160 Vgl. ebd., S. 221.

161 Vgl. Krammer: Identitätskonzepte, S. 11.

162 Müller: Identitätsforschung, S. 38.

163 Vgl. ebd., S. 38f.

164 Ebd., S. 39.

drei exemplarisch vorgestellten und ähnlichen theoretischen Konzeptionen von ›Identität‹, dass sie ›Identität‹ nicht als einen statischen Zustand, sondern vielmehr als ein prozessuales Ergebnis sozialer Interaktion entwerfen. ›Personale Identität‹ ist demnach ein kommunikativ-performatives Konstrukt, das in sich fragil bleibt und fortwährend der Krise anfällig ist.<sup>165</sup> Zugleich präsentiert sich »Identität als [eine] (teilweise unbewusste) Struktur«, anhand derer »allerlei Unterschiede und Spannungen in ein und denselben Zusammenhang [...] integrier[t]«<sup>166</sup> werden.

Von der virulenten und ambigen Aktualisierbarkeit und theoretischen Vermessung, ja, der »schon berüchtigte[n] Unschärfe«<sup>167</sup> des Begriffs unabhängig lässt sich die fortwährende Beschäftigung mit dem eigenen Sein generell als ein zeittypisches Phänomen der Moderne betrachten. Das anhaltende Bedürfnis nach individueller Selbsterklärung und -verortung hat sich zu einer gegenwartsgesellschaftlichen »allgemeinen Praxis« entwickelt, die sich geradezu als »das Elixier unseres Daseins«<sup>168</sup> ausnimmt. Es sind »die durch den Verlust und den Umbau von Traditionen, durch wachsende Individualisierung, durch eine stetig beschleunigte Veränderungsdynamik sowie eine wachsende [...] Vielfalt von Optionen, Lebensformen und Lebensstilen« fluide gewordenen sozialen Gegebenheiten, aufgrund derer die »Frage ›wer bin ich (geworden), wer möchte ich sein«<sup>169</sup> wiederkehrend aufgeworfen wird und sich – nur noch – temporär beantworten lässt. Mit anderen Worten: Identität stellt sich als das lediglich vorübergehend gültige Produkt eines lebenslangen subjektiven Selbstthematizierungs- und Aushandlungsprozesses dar.<sup>170</sup> Zeugnis hiervon legen beispielsweise die umfangreiche Ratgeberliteratur und die zahlreichen Seminarangebote zum Thema ›Selbstfindung‹ sowie die expressiven inszenatorischen Identitätsaushandlungen auf Social-Media-Plattformen wie Instagram oder TikTok ab. Identität erweist sich insofern in doppelter Hinsicht als hochgradig liquid: einerseits angesichts der Spannweite der begrifflich-theoretischen Nutzbarmachung, andererseits als individueller Reflexionsgegenstand einer beständigen Thematisierung des eigenen Selbst.

Zusammengefasst: Der interpretationsoffene Begriff ›Identität‹ wird zur Reflexion vielfältiger sozialer und gesellschaftlicher Fragestellungen nutzbar gemacht und zeichnet sich dementsprechend durch eine große diskursive Reichweite aus. Der retropektive Blick offenbart ferner die Genese und gesellschaftliche

165 Vgl. Straub: Identität, S. 178.

166 Ebd., S. 176.

167 Jörissen: Identität und Selbst, S. 9.

168 Jürgen Straub: Das erzählte Selbst. Konturen einer interdisziplinären Theorie narrativer Identität. Ausgewählte Schriften. Bd. 1: Historische und aktuelle Sondierungen autobiographischer Selbstartikulationen. Gießen 2019, S. 16.

169 Jürgen Straub: Identität. In: Johannes Kopp, Anja Steinbach (Hg.): Grundbegriffe der Soziologie. 12. Aufl. Wiesbaden 2018, S. 175–180, hier S. 176.

170 Vgl. ebd.

Durchsetzung eines subjektiven Selbst-Bewusstseins als einen langen historischen Prozess, der von tiefgreifenden kulturellen sowie namentlich auch ökonomischen Veränderungen der Gesellschaftsfiguration getragen und von philosophischen Reflexionen begleitet wird. Kennzeichnend für soziologisch-psychologische Identitätskonzeptualisierungen neueren Datums ist die Vorstellung von ›Identität‹ als eines fortwährenden dynamisch-kommunikativen Aushandlungsprozesses. Zugleich kann das Bedürfnis steter individueller Selbstthematizierung als ein zeitcharakteristisches Phänomen der Gegenwart gelten, wobei ›Erwerbsarbeit‹ als identitätsformulierendes Leitkonzept eine zentrale Bedeutung zukommt.

Auf Grundlage dieser Übersicht verstehe ich ›Identität‹ im Rahmen meiner Arbeit folgendermaßen: ›Identität‹ ist das fluid-fragile, subjektiv generierte Produkt anhaltender kommunikativ-performativer Handlungen, für dessen Formulierung nachgerade die ökonomische Konstituente ›Erwerbsarbeit‹ grundlegend für die gesellschaftliche Positionierung des Einzelnen ist.

### 5.2.1 Identität als narrative Dimension

Die kontinuierliche individuelle (Re-)Formulierung der eigenen Identität erweist sich in doppelter Hinsicht als zeitgebunden: Erstens diachron, da sie sich in einem fortlaufenden Prozess aus Erinnern von Vergangenheit und Imaginieren von Zukunft vollzieht. Zweitens synchron, indem sie sich im Wechselspiel von äußerer und innerer Selbstperspektivierung ausgestaltet. Der Identitätsbildung liegt insofern »eine komplexe Verweisungsstruktur [...] [aus] Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft«<sup>171</sup> zugrunde. Dabei sind Vergangenheit und Zukunft als temporale Konstituenten der Identitätsgenese per se variabel sowie interpretationsoffen; unterliegen sie doch einer vom momentanen Gegenwartsbedarf geleiteten Lesart, mittels derer ein erfolgreicher – identitätskonstitutiver – Selbstentwurf aktualisierbar ist. Abels drückt diese mehrfache Zeitabhängigkeit und Fluidität von Identität apodiktisch wie folgt aus: »Tatsache ist, dass wir stets nur eine Identität *behaupten*, deren Vergangenheit ebenso offen ist wie ihre Zukunft. [...] Wir vermitteln einen Eindruck, den wir auch für wahr halten.«<sup>172</sup> Identität ist demgemäß als ein immerwährender Akt des Erzählens beschreibbar,<sup>173</sup> mit Ricœur kann konkrete-

---

171 Jürgen Straub: Kann ich mich selbst erzählen – und dabei erkennen? Prinzipien und Perspektiven einer Psychologie des *Homo narrator*. In: Alexandra Strohmeier (Hg.): Kultur – Wissen – Narration. Perspektiven transdisziplinärer Erzählforschung für die Kulturwissenschaften. Bielefeld 2013, S. 75–144, hier S. 87.

172 Abels: Identität, S. 328.

173 Vgl. Wolfgang Kraus: Das erzählte Selbst: die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. 2. Aufl. Herbolzheim 2000, S. 168.

sirt von ›narrativer Identität‹ gesprochen werden:<sup>174</sup> So äußert sich im Modus von »Selbsterzählungen [...] [das] Selbstgefühl und Selbstverständnis einer Person«<sup>175</sup> und lässt sich zugleich eine identitätsstiftende und -stabilisierende »Kohärenz und Kontinuität«<sup>176</sup> des Selbst stets aufs Neue formulieren. Dass Erzählungen dementsprechend sowohl für den Bildungs- als auch für den sozialen Anerkennungs- und Tradierungsprozess personaler Identität essenziell sind, wird von Nünning treffend umrissen:

Wir verstehen, wer wir geworden sind, im Rahmen der Geschichten, die wir, abhängig von der jeweiligen Situation, in unterschiedlichen Formen konstruieren; wir kommunizieren unser narrativ geprägtes Selbstbild durch Erzählungen und laden andere dazu ein, es zu akzeptieren und zurückzuspiegeln oder mit uns auszuhandeln; und wir inszenieren uns nicht nur durch die Auswahl und Bewertung der Episoden, die wir anderen erzählen, sondern auch durch den performativen Akt des Erzählens selbst.<sup>177</sup>

Die strukturelle Narrativität von Identität tritt folglich in verschiedener Hinsicht zutage: Zum einen erweist sich Identität als ein fortwährend aktualisierbares Produkt selbsterzählter Vergangenheit und Zukunft qua subjektivem Erinnern und Imaginieren. Die dergestalt figurierte Identität wird zum anderen durch die erzählstrategische Selektion bestimmter Ereignisse und Vorstellungen kommunikativ vermittelt, wofür unterschiedliche narrative Muster – beispielsweise das Schema der sozialen Auf- oder Abstiegsgeschichte – realisiert werden können. Hierdurch lässt sich Identität als Erzählung sozial verfügbar machen und kann somit zudem von anderen weiterkommuniziert und -interpretiert werden. Überdies zeigt sich die performative Darstellung des Selbstentwurfs als ein kontinuierlicher Akt des Erzählens, der sich auch nonverbal – etwa via Kleidungsstil – formuliert. Unter Berücksichtigung dieser vielschichtigen funktionalen Verwobenheit von Identität und Narration lässt sich grundsätzlich festhalten: Für die reflektive und sinngenerierende Verortung des Individuums in der Welt und seiner subjektiven Selbst-Formulierung sind Erzählungen fundamental bedeutsam,<sup>178</sup> denn »nur in

---

174 Vgl. Paul Ricoeur: Das Selbst als ein Anderer (Soi-même comme un autre). Aus dem Französischen übersetzt von Jean Greisch in Zusammenarbeit mit Thomas Bedorf und Birgit Schaff. München 1996, S. 143.

175 Straub: Identität, S. 175.

176 Kraus: Das erzählte Selbst, S. 169.

177 Vera Nünning: Erzählen und Identität. Die Bedeutung des Erzählens im Schnittfeld zwischen kulturwissenschaftlicher Narratologie und Psychologie. In: Alexandra Strohmeier (Hg.): Kultur – Wissen – Narration. Perspektiven transdisziplinärer Erzählforschung für die Kulturwissenschaften. Bielefeld 2013, S. 145–169, hier S. 147.

178 Vgl. ebd., S. 145.

der Form von Erzählungen können wir Erlebnisse, die für uns wichtig sind, wirklich verstehen, ihnen eine kommunizierbare Form verleihen und damit die Grundlage dafür schaffen, dass wir uns an sie erinnern können«. <sup>179</sup>

Die Art und Weise, wie Identität narrativ erschlossen und erzählt wird – welche biografischen Ereignisse etwa als relevant erachtet werden oder unter welchem Leitfokus erzählt wird –, ist durch kulturspezifische Normen und Vorstellungen präfiguriert und insofern Bestandteil sozialer Praxis. <sup>180</sup> Um Identität zu generieren und zu kommunizieren, wird im Allgemeinen auf ein bestimmtes Repertoire an kulturellen Erzählschemata und -konventionen zurückgegriffen, anhand derer sie erst lesbar und verständlich gemacht werden kann; <sup>181</sup> so mögen für die Figuration von Identität etwa auch literarische »Erzählungen, Mythen und sprachliche[] Bilder, mit denen sich Identität[] begründen l[ä]ss[t]«, <sup>182</sup> nutzbar gemacht werden. Die Ausformulierung von Identität ist dementsprechend stets als abhängig vom jeweiligen kulturellen Setting anzusehen und stellt sich insofern als »sehr eng auf die Kultur bezogen« dar. <sup>183</sup> Für Identitätsnarrationen in Gesellschaften des globalen Westens listet Kraus beispielsweise folgende Merkmale als kulturell einschlägig auf: Zielgerichtetheit und sinnhaftes Ende der Erzählung, Konzentration auf die narrativ relevanten Ereignisse, linear-kausale Strukturierung sowie einleitende und abschließende Markierung der Erzählung. <sup>184</sup> Darüber hinaus dominiere hier die erzählstrategische »Konvention [...], anderen Menschen in der eigenen Lebensgeschichte untergeordnete Rollen, etwas als Antagonisten oder Helfer, zuzuweisen«. <sup>185</sup> Als ein wesentliches Kriterium für die erfolgreiche Vermittlung von Identität hat deshalb eine angemessene Realisierung der kulturellen Narrationsregeln zu gelten. Mit anderen Worten: Basierend auf erzähltechnischen Charakteristika entscheidet sich, ob eine Identitätserzählung als ausreichend glaubwürdig sowie plausibel anerkannt wird, um infolgedessen sozial als »wahr« akzeptiert werden zu können. <sup>186</sup> Identität zeigt sich daher stets auch als ein Produkt künstlerischen Schaffens, <sup>187</sup> das es zählt, erfolgreich – sprich: selbst- und fremdbestätigend – zu kommunizieren. Demgemäß formiert sich Identität aus »keinen natürlichen oder epistemologischen Bedingungen«, <sup>188</sup> sondern stellt das erzählerisch-fluide Aushandlungsergebnis lebensgeschichtlicher Formierungen und sozial-kultureller Imprägnierungen dar.

---

179 Ebd., S. 148.

180 Vgl. ebd., S. 146.

181 Vgl. Kraus: *Das erzählte Selbst*, S. 176.

182 Krammer: *Identitätskonzepte*, S. 15.

183 Nünning: *Erzählen und Identität*, S. 150.

184 Vgl. Kraus: *Das erzählte Selbst*, S. 172f.

185 Nünning: *Erzählen und Identität*, S. 152.

186 Vgl. Kraus: *Das erzählte Selbst*, S. 171.

187 Vgl. Nünning: *Erzählen und Identität*, S. 149.

188 Krammer: *Identitätskonzepte*, S. 15.

Zusammengefasst lässt sich Identität folglich als eine durch spezifische kulturelle Schemata präfigurierte narrative Entität beschreiben, die in einem fortlaufenden Konstruktionsprozess aus subjektiver Selbstperspektivierung und sozial-kommunikativer Vermittlung gebildet wird.

## 5.2.2 Literarisches Erzählen von Identität

Literatur kann als ein Artikulations- bzw. Möglichkeitsraum der Verhandlung und Speicherung von Identität aufgefasst und insofern gleichfalls als ein »gesellschaftliches Reflexionsmedium«<sup>189</sup> verstanden werden. Kramer führt diesbezüglich präzisierend aus:

Die Texte stellen [...] ein Experimentierfeld dar, in dem unterschiedliche Variationen und alternative Möglichkeiten von Identitäten durchgespielt werden können. Dabei wird spezifisches Wissen über Identitäten reproduziert und auch in performativer Weise generiert. Paul Ricoeur spricht von einem »weiträumige[n] Laboratorium für Gedankenexperimente«, das Literatur eröffnet, um Variationsmöglichkeiten von Identitäten durchzuspielen und auf den Prüfstand zu stellen. Das bedeutet [...] auch, dass die Versuchsanordnungen qua Literatur so gestaltet sein können, dass sie das Überschreiten von Rollen und die Aufhebung von Identitätsgrenzen ermöglichen.<sup>190</sup>

Im Zusammenhang mit diesem zu konstatierenden, vielschichtigen Diskussionspotenzial von Identität in der Literatur übernehmen »ganz unabhängig vom literarischen Milieu und seinen jeweiligen Wertmaßstäben [...] Figuren in [den] narrativen Fiktionen eine zentrale Rolle«.<sup>191</sup> Die jeweils realisierte »Figurenkonzeption«<sup>192</sup> bzw. figurale Identität ist dabei historisch, kulturell sowie sozial rückgekoppelt an den Entstehungskontext des literarischen Textes.<sup>193</sup> Gesellschaftliche Veränderungen oder Fragestellungen können insofern in die narrative Figurengene-se einwirken und dergestalt verhandelt werden.<sup>194</sup> »Figur« wird hier mit Jannidis »als textgeneriertes, prototypisch organisiertes Konzept« verstanden, dem als »Informationsstruktur«<sup>195</sup> zwei identitätsformulierende Dimensionen inhärent sind:

189 Monika Wolting: ›Identität kann nur als ein Problem existieren‹ – Zu Identitätskonstruktionen in der Gegenwartsliteratur. Einleitung. In: Dies. (Hg.): Identitätskonstruktionen in der deutschen Gegenwartsliteratur. Göttingen 2017, S. 9–18, hier S. 10.

190 Kramer: Identitätskonzepte, S. 15.

191 Fortis Jannidis: Figur und Person. Beitrag zu einer historischen Narratologie. Berlin, New York 2004, S. 1.

192 Wolting: Identitätskonstruktionen, S. 11.

193 Ebd.

194 Vgl. ebd.

195 Jannidis: Figur und Person, S. 193.



Demnach besitzt eine Figur zum einen eine »Außenseite« – gedacht werden mag etwa an zugeschriebene personale Eigenschaften und soziale Charakteristika sowie die Darstellung ihres Handelns –, »aufgrund der[er] [...] der Figur eine Position im Raum der narrativen Welt zugewiesen«<sup>196</sup> werden kann. Zum anderen zeichnet sich eine Figur durch »ein ›Inneres‹ [...], das nicht sinnlich wahrnehmbar ist, sozusagen einen konzeptuellen ›Ort‹ in einem als ›innen‹ gedachten Raum [...] zur Beschreibung mentaler Zustände«<sup>197</sup> – beispielsweise Gefühle, Wünsche und Ansichten – aus.<sup>198</sup>

Durch das in literarischen Texten aktualisierte, handlungsgenerative Figurenrepertoire finden sich sodann »bestimmte Identitäten offeriert[]« und erzählerisch vermittelt; oder wie Wolting es bündig festhält: »Infolge des andauernden sprachlich-narrativen Prozesses erhalten Figuren Identitäten«.<sup>199</sup> Indem sich die Literatur »aus der Wirklichkeit« formuliert, vermag sie es damit, personal-soziale »Prozesse der Identitätsbildung oder auch [der] Identitätsverwerfung bzw. des Identitätsverlustes« auf diese Weise zu verhandeln und diese – vorgeführt anhand der erzählten Figuren – »nachvollziehbar«<sup>200</sup> zu machen. Auf den Punkt gebracht: Im literarischen Raum kann »am Beispiel von Figuren Identität[] zur Diskussion gestellt werden«.<sup>201</sup> Konkret zeigt sich ›Identität‹ durch die Aktualisierung von Figuren insbesondere durch zwei Aspekte formuliert: Erstens wird sie narrativ mittels der Figuren selbst entfaltet, nämlich in der Ausgestaltung »ihr[es] Denken[s], Tun[s] und Sprechen[s]«.<sup>202</sup> Zweitens findet sie sich außenperspektivisch – also etwa durch andere Figuren oder die Erzählinstanz – kommuniziert.<sup>203</sup> Das Erzählen von Identität stellt sich dementsprechend grundsätzlich als ein Erzählen von und durch Figuren dar.

Literaturgeschichtlich betrachtet, sind bereits in der volkssprachigen Dichtung des Mittelalters Ansätze einer narrativen Entfaltung – individueller – Identität erkennbar.<sup>204</sup> Zu einem Hauptschauplatz der Diskussion subjektiver Identitätsentwürfe ist die Literatur jedoch erst ab Ende des 18. Jahrhunderts, vor dem Hintergrund der sich gesellschaftlich nun verstärkt durchsetzenden »Vorstellung von in-

---

196 Ebd., S. 194.

197 Ebd.

198 Vgl. ebd.

199 Wolting: Identitätskonstruktionen, S. 10.

200 Ebd., S. 13.

201 Ebd., S. 12.

202 Ebd., S. 10.

203 Vgl. ebd., S. 10f.

204 Siehe hierzu Dieter Kartschoke: Ich-Darstellung in der volkssprachigen Literatur. In: Richard von Dülmen (Hg.): Die Entdeckung des ICH. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln u.a. 2001, S. 61–78.

dividueller, d.h. selbstbestimmter Identitätsbildung«,<sup>205</sup> geworden und es bis heute geblieben.<sup>206</sup> »Subjektivität und Individualität« sind im Zuge dessen »zu konstituierenden Kategorien der literarischen Figurenkonzeption« geworden; anstatt »Typen« bevölkern jetzt »Charaktere[]«<sup>207</sup> die fiktionalen Welten.

Zur Verhandlung subjektiv-individueller Identität in der Literatur popularisieren sich um 1800 mit dem Brief-, Entwicklungs- und Bildungsroman sowie dem psychologischen Roman neue literarische Genres,<sup>208</sup> die den Gedanken »autonome[r] Selbstbildung«<sup>209</sup> prominent fokussieren.<sup>210</sup> Unter dem Vorzeichen von »bürgerlich-aufklärerischen Vorstellungen vom Individuum, [...] von dessen sozialer (Herkunft, Ökonomie, Religion) und körperlicher (Geschlecht, Sexualität, Gesundheit) Bestimmung«,<sup>211</sup> gilt nunmehr namentlich den Bedingungen und Möglichkeiten von subjektiver Identitätsgenese das Interesse. Findet sich hier die Realisierung »bürgerlich-ökonomischer Autonomie« grundsätzlich als Signum von »Selbstermächtigung«<sup>212</sup> lesbar gemacht, wird eben diese um 1900 zur Disposition gestellt: Die individuelle Selbstverantwortung für die eigene wirtschaftliche und personale Identitätskonzeption ist jetzt zur Last geraten.<sup>213</sup> Unter dem Schlagwort von »der ›Krise des modernen Subjekts««<sup>214</sup> wird ein bürgerlicher Fortschrittsoptimismus von einer »zweifelnde[n] Selbstbeobachtung«<sup>215</sup> sowie einer Identitätsverunsicherung abgelöst; »das Ich [wird] zur ›unrettbaren‹ Kategorie«<sup>216</sup> erklärt. In der Literatur bildet sich als neue Erzählform zur Verhandlung dieser Fragilisierungserfahrung von Identität der innere Monolog heraus;<sup>217</sup> zudem treten

---

205 Corinna Schlicht: *Selbstentwürfe. Kulturelle Narrative des Selbst in der deutschsprachigen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Paderborn 2020, S. 10.

206 Vgl. ebd.

207 Fortis Jannidis: ›Individuum est ineffabile‹. Zur Veränderung der Individualitätssemantik im 18. Jahrhundert und ihre Auswirkung auf die Figurenkonzeption im Roman. In: Karl Eibl, Marianne Willems (Hg.): *Individualität*. Hamburg 1996, S. 77–110, hier S. 77.

208 Exemplarisch für den Briefroman hingewiesen sei auf: Sophie von La Roche *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* (1771), für den Entwicklungs- und Bildungsroman auf: Johann Wolfgang von Goethe *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (1795/96) und für den psychologischen Roman auf: Karl Philipp Moritz *Anton Reiser* (1785–1790).

209 Schlicht: *Selbstentwürfe*, S. 10.

210 Vgl. ebd., S. 10.

211 Ebd., S. 157.

212 Ebd.

213 Vgl. ebd., S. 12.

214 Ebd., S. 11.

215 Ebd., S. 12.

216 Heribert Tommek, Christian Steltz: Vom Ich erzählen. Identitätsnarrative in der Literatur des 20. Jahrhunderts. Einleitung. In: Ders. (Hg.): *Vom Ich erzählen. Identitätsnarrative in der Literatur des 20. Jahrhunderts*, S. 7–25, hier S. 7.

217 Exemplarisch für die Nutzbarmachung des inneren Monologs zur Verhandlung von instabiler personaler Identität sei auf Arthur Schnitzler *Lieutenant Gustl* (1901) hingewiesen.

als diesbezüglich charakteristische literarische Diskussionsorte »psychozialen Studie[n,] [...] Monodramen und Einakter«<sup>218</sup> in den Vordergrund. Diese »Krisendiagnostik« schreibt sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts längs »[p]ostmoderner Konzepte«, in denen »die Hybridität und Fragmentierung des Individuums«<sup>219</sup> herausgestellt wird, fort. In Romanen der Gegenwartsliteratur finden sich dann vielfach Figuren erzählt, deren »Selbst- und Weltverhältnisse« sich durch eine phlegmatische »Bezugs- und Beziehungslosigkeit«<sup>220</sup> auszeichnen: Ihnen gebracht es an »einer wirkliche[n] Teilhabe am Leben«<sup>221</sup> und damit einhergehend an dem Vermögen, eine stabile Identitätskonzeption zu generieren;<sup>222</sup> sie nehmen eine »distanzierte[] Zuschauerposition[] [...] sich, Anderen und ihren Lebenswelten«<sup>223</sup> gegenüber ein.<sup>224</sup> Damit zeigt sich in der Gegenwartsliteratur ein ökonomisch-leistungsgesellschaftliche Anspruch nach Ausbildung eines konsistenten Selbstentwurfs »als Überforderung«<sup>225</sup> verhandelt.<sup>226</sup>

Zusammengefasst: Vor dem Hintergrund kulturell-gesellschaftlicher Entwicklungen bildet sich um 1800 die Literatur als Diskussions- und Möglichkeitsraum von ›Identität‹ aus. Anhand von Figuren erzählbar gemacht, findet sich ›subjektive Identitätsgenese‹ hier zunächst als Akt optimistischer individueller Selbstermächtigung entfaltet, ehe sie um 1900 von existenzieller Seinsverunsicherung gezeichnet und weitere hundert Jahre später als überfordernder gesellschaftlicher Anspruch lesbar gemacht wird.

### 5.3 Konzeptualisierung ›Krise‹

›Krise‹ ist populär – oder wie Parr pointiert festhält: »›Krise‹ wäre in den letzten zehn Jahren sicherlich kein schlechtes Wort des Jahres, auch kein schlechtes Unwort des Jahres«<sup>227</sup> gewesen. So heischt ›Krise‹ als Schlagwort um Aufmerksamkeit in medialer Verwendung, fungiert in zahlreichen Fachdisziplinen als zentrale Analysekat-

218 Schlicht: *Selbstentwürfe*, S. 13.

219 Ebd.

220 Julia Catherine Sander: *Zuschauer des Lebens. Subjektivitätentwürfe in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Bielefeld 2015, S. 9.

221 Schicht: *Selbstentwürfe*, S. 113.

222 Vgl. ebd., S. 113.

223 Sander: *Zuschauer des Lebens*, S. 291.

224 Exemplarisch hingewiesen sei diesbezüglich auf: Christian Kracht *Faserland* (1995) und Katharina Hacker *Die Habenichtse* (2006).

225 Schicht: *Selbstentwürfe*, S. 157.

226 Vgl. ebd.

227 Rolf Parr: *Krisen und/oder Katastrophen erzählen?* In: Iuditha Balint, Thomas Wortmann (Hg.): *Krisen erzählen*. Paderborn 2021, S. 21–34, hier S. 21.

gorie, ist komprimierte Ein-Wort-Phrase, dank Bedeutungsunschärfe überall kompatibel und zugleich Begriff, der beschreibt, erklärt, deutet. Vor ›Krise‹ scheint – salopp gesagt – nichts und niemand sicher zu sein: Etwa kann es gelten, Beziehungs- und Identitätskrisen zu überwinden, es lässt sich in Lebens- und Sinnkrisen ebenso stecken wie in künstlerischen Schaffens- und religiösen Glaubenskrisen, ein Dauerkrisenzustand kann ausgerufen werden, Staaten, Regierungen, politische Parteien können sich in einer Krise befinden und weltweit ist gegenwärtig die Klimakrise zu bewältigen. Doch selbstverständlich vermag auch die sportliche Krise eines Fußballvereins dessen Fans in die Krise zu stürzen, ebenso wie man im auf der Bahnstrecke stehen gebliebenen Zug die Krise kriegen und sich die Wartezeit mit Google nach den Krisenkoordinaten und -akteur:innen der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 vertreiben kann. Als fachdisziplinäres Analyseinstrument wird Krise außerdem u. a. genutzt in den Geschichts-, Politik- und Wirtschaftswissenschaften, der Soziologie, der Medizin sowie der Psychologie, die sich selbst als »*Krisenwissenschaft par excellence*«<sup>228</sup> konzeptualisiert – und damit sei der Schlusspunkt dieser exemplarischen Illustration der zu konstatierenden Allgegenwärtigkeit von ›Krise‹ gesetzt, die in der Forschung längst zu einem viel zitierten Topos geworden ist.<sup>229</sup>

Losgelöst von dieser zu attestierenden extensiven Aktualisierbarkeit und omni-präsenten Realisierung verbunden mit einer semantischen Pauschalisierung – also der Reduktion auf den Status einer inflationär genutzten Floskel, einer inhaltsleeren Metapher –, lässt sich ›Krise‹ erzähltheoretisch als ein Analyseinstrument operationalisieren. Grundlegend ist hierbei der Gedanke, dass ›Krise‹ ein spezifisches Erzählmuster formuliert, mittels dessen Orientierung und Sinn produziert wird oder wie Kohlrausch es apodiktisch ausdrückt: »Krise [ist] eine narrative Struktur und kein objektiv beobachtbarer Zustand.«<sup>230</sup> Auf die damit einhergehende kommunikative Bedeutung weist Schenk hin:

---

228 Straub, Jürgen: Der Begriff der Krise in der Psychologie. In: Carla Meyer, Katja Patzel-Mattern, Gerrit Jasper Schenk (Hg.): Krisengeschichte(n). »Krise« als Leitbegriff und Erzählmuster in kulturwissenschaftlicher Perspektive. Stuttgart 2013, S. 27–66, hier S. 58.

229 Siehe hierzu exemplarisch: Henning Grunwald, Manfred Pfister: Krisis! Krisenszenarien, Diagnosen und Diskursstrategien. In: Ders. (Hg.): Krisis! Krisenszenarien, Diagnosen und Diskursstrategien. München 2007, S. 7–20, hier S. 7; Laura Kohlrausch, Marie Schoeß, Marko Zjnelovic: Einleitung. ›Krise‹ – mehr als ein Modebegriff? In: Ders. (Hg.): Krise. Mediale, sprachliche und literarische Horizonte eines viel zitierten Begriffs. Würzburg 2018, S. 7–19, hier S. 7 sowie Ansgar Nünning: Grundzüge einer Narratologie der Krise: Wie aus einer Situation ein Plot und eine Krise (konstruiert) wird. In: Henning Grunwald, Manfred Pfister (Hg.): Krisis! Krisenszenarien, Diagnosen und Diskursstrategien. München 2007, S. 48–71, hier S. 48f. und S. 52f.

230 Kohlrausch: Einleitung, S. 8. Vgl. zudem: Nünning: Grundzüge, S. 59.

Das sprachliche Begreifen von Krisen [...] als distinktives Phänomen der Lebenswelt ist eine wesentliche Voraussetzung für die gesellschaftliche Verständigung über die bezeichneten Phänomene. Sie beruht darauf, komplexe Vorgänge auf einen Begriff zu bringen, der gleichsam eine Mikroerzählung des Geschehens darstellt.<sup>231</sup>

Mit der Implementierung von ›Krise‹ in unterschiedlichen diskursiven Kontexten wird folglich ein bestimmtes Erzählschema aufgerufen, anhand dessen Ereignisse lesbar gemacht und in einen sozial-kulturellen Verständigungszusammenhang gesetzt werden. Was ›Krise ist‹ bzw. was zur ›Krise wird‹, stellt sich demnach als das »Ergebnis von Selektion, Abstraktion und Auszeichnung«<sup>232</sup> dar – kurz: als Ergebnis einer narrativen Konstruktion, die sich durch eine bestimmte Struktur und charakteristische Merkmale kennzeichnet.<sup>233</sup> Qua des Begriffs ›Krise‹ kann somit in konzentriertem Modus ›Erzählung‹ formuliert werden. Koschorke spricht diesbezüglich prägnant von einer »minuturierte[n] Erzählung [...] als Erzählkern[], die in ein einzelnes Wort zusammengedrängt«<sup>234</sup> ist.

Diese postulierte Narrativität offenbart gleichfalls der Blick auf die etymologische Herkunft und Geschichte von ›Krise‹ als hier zentralen semantischen Marker: Zurückzuführen auf das griechische Verb *krínein*,<sup>235</sup> das sich durch ein zwischen »›scheiden‹, ›auswählen‹, ›beurteilen‹, ›entscheiden‹«<sup>236</sup> und »›sich messen‹, ›kämpfen‹, ›streiten‹«<sup>237</sup> changierendes Bedeutungsspektrum auszeichnet, wird in der Antike ebenfalls das Substantiv *krisis* in dieser Spannbreite konzeptualisiert.<sup>238</sup>

231 Gerrit Jasper Schenk: A. Wie lässt sich die Krise begreifen? Begriffe, Konzepte und Erzählmuster. In: Carla Meyer, Katja Patzel-Mattern, Gerrit Jasper Schenk (Hg.): Krisengeschichte(n). »Krise« als Leitbegriff und Erzählmuster in kulturwissenschaftlicher Perspektive. Stuttgart 2013, S. 175f., hier S. 175.

232 Ebd., S. 56.

233 Vgl. Parr: Krise und/oder Katastrophen, S. 22.

234 Albrecht Koschorke: Das Narrativ der krisenhaften Moderne. In: Laura Kohlrausch, Marie Schoeß, Marko Zejnelovic (Hg.): Krise. Mediale, sprachliche und literarische Horizonte eines viel zitierten Begriffs. Würzburg 2018, S. 23–39, hier S. 27.

235 Vgl. Renate Schlesier: Entscheidungsrisiken: Krisis und Kultus in der griechischen Antike. In: Henning Grunwald, Manfred Pfister (Hg.): Krisis! Krisenszenarien, Diagnosen und Diskursstrategien. München 2007, S. 21–40, hier S. 23.

236 Reinhart Koselleck: Krise. In: Otto Brunner, Werner Conze, Ders. (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 3, S. 617–650, hier S. 617.

237 Ebd., S. 617.

238 Vgl. ebd. Die auf Mitte des 5. Jahrhunderts zu datierende Tragödie *Agamemnon* von Aischylos stellt ein frühes Zeugnis für die substantivische Verwendung von Krise im Griechischen dar. Vgl. Schlesier: Entscheidungsrisiken, S. 22.

Gemeinsam ist diesen unterschiedlichen Akzentuierungen, dass sie das Prozessuale einer Entscheidungsfindung benennen, wobei »die fällige Entscheidung [selbst] immer [...] mitgedacht«<sup>239</sup> wird. Demgemäß besitzt ›Krise‹ eine zweidimensionale temporale Figuration: Zeitraum und Zeitpunkt umfassend. Zugleich rekurriert der Begriff auf die Veränderung eines Zustands »und erfüllt damit die Minimaldefinition einer Erzählsequenz: Zustand A – Übergang – Zustand B.«<sup>240</sup> Ursprünglich konzentrierte sich die Verwendung von ›Krise‹ darüber hinaus auf medizinische, juristische sowie christlich-eschatologische Zusammenhänge und zielte auf »lebensentscheidende Alternativen«<sup>241</sup> ab:<sup>242</sup> »Recht oder Unrecht, Heil oder Verdammnis, Leben oder Tod.«<sup>243</sup> In dieser Zuweisung einer existenziellen Relevanz von bestimmten Ereignissen liegt – ungeachtet seiner im Verlauf des 17. Jahrhunderts einsetzenden Entspezifizierung und »metaphorischen Ausweitung«<sup>244</sup> – bis heute eine wesentliche semantische Leistung des Begriffs, wovon die Definition bzw. die analytische Nutzbarmachung von ›Krise‹ in unterschiedlichen fachdisziplinären Kontexten beredend Zeugnis ablegt; vier Beispiele:

So kommt ›Krise‹ erstens als geschichtswissenschaftliches Analysekonzept »eine Schlüsselposition« zu, durch das »Phänomene als Anomalie oder als strukturelle Abweichung von einem gegebenen Normalzustand [...] aus[ge]w[ie]sen werden«<sup>245</sup> können. In wirtschaftswissenschaftlicher Lesart lässt sich ›Krise‹ zweitens als »Zeit[] ›fundamentaler Unsicherheit‹, in de[r] bisher gültige Regeln der Selektion und Interpretation verfügbarer Informationen zum Problem werden und es den Akteuren an ›Regelvertrauen‹ fehlt«<sup>246</sup> deklarieren. ›Krise‹ ist in der Soziologie drittens als »jene[r] Zustand der Gesellschaft bzw. zentraler gesellschaftlicher Bereiche (Wirtschaft, Bildungswesen, Sozialstaat) [verstanden], in dem unter Zeitdruck schwierige Probleme der Anpassung, der Koordination und ggf. der Strukturver-

239 Koselleck: *Krise*, S. 617f.

240 Koschorke: *Narrativ*, S. 36.

241 Koselleck: *Krise*, S. 619.

242 Vgl. ebd., S. 617f.

243 Ebd., S. 617.

244 Ebd., S. 617. Vgl. zur sukzessiven verwendungskontextuellen Ausdehnung von ›Krise‹ namentlich auf politische, ökonomische und geschichtliche Zusammenhänge ausführlich ebd., S. 621ff.

245 Jan Marco Sawilla: *Zwischen Normabweichung und Revolution – ‚Krise‘ in der Geschichtswissenschaft*. In: Carla Meyer, Katja Patzel-Mattern, Gerrit Jasper Schenk (Hg.): *Krisengeschichte(n). »Krise« als Leitbegriff und Erzählmuster in kulturwissenschaftlicher Perspektive*. Stuttgart 2013, S. 145–172, hier S. 166 und S. 147.

246 Roman Rossfeld: ›Fieberkurven‹ und ›Finanzspritzen‹. Plädoyer für eine Kultur- und Wissenschaftsgeschichte wirtschaftlicher Krisen im 19. und 20. Jahrhundert. In: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 57/2 (2016), S. 305–332, hier S. 327.

änderung und Systemerhaltung zu lösen sind«. <sup>247</sup> Aus psychologischer Sicht lässt sich ›Krise‹ schließlich viertens als ein prozessuales Geschehen beschreiben, das

die betroffene Person [...] in ihrer Handlungs- und Lebenspraxis *emotional und kognitiv in Anspruch nimmt*, oft sogar *im Übermaß* an ihren Ressourcen zert [...] bis hin zu nachhaltig verstörenden Belastungen und längerfristig demotivierenden Verunsicherungen, die die Orientierungsfähigkeit, das Erlebnis- und Handlungspotenzial [...] massiv untergraben oder sogar zerstören können. <sup>248</sup>

Zusammenfassend kann ›Krise‹ an dieser Stelle damit als eine Phase der Transformation und Transition von fundamentaler Bedeutsamkeit perspektiviert werden, die in einem Wendepunkt – in einer finalen Entscheidung – kulminiert.

An diese definitorische Konturierung des Begriffs knüpft sich die Frage nach den konkreten Charakteristika von Krise als eine spezifische Erzählfiguration an. Also ob und wenn ja, welche typischen Strukturen, Muster und Motive für eine – literarische – Narrativierung eines Zwischenzustands bzw. Übergangs ›Krise‹ – als erzähltechnisches Basismodell fassbar gemacht werden können. Kurzum stellt sich die Frage: Was zeichnet ›Krise [...] [als] eine dramaturgische Kategorie« <sup>249</sup> aus? Während zur Analyse medialer Krisendiskurse – namentlich im Zusammenhang mit der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 – bereits einige Untersuchungen existieren, ist diesbezüglich von einem Forschungsdesiderat zu sprechen. <sup>250</sup>

Einen Abriss zu einer narratologischen und metaphorologischen Lesart von ›Krise‹ hat Nünning vorgelegt; er definiert ›Krise‹ in Abgrenzung zu den Begriffen ›Ereignis‹ und ›Katastrophe‹. Den argumentativen Ausgangspunkt bildet für ihn Schmidts theoretische Fassung von ›Ereignis‹ als »Zustandsveränderung[],

247 Bernhard Schäfers: Krise. In: Johannes Kopp, Anja Steinbach (Hg.): Grundbegriffe der Soziologie. Wiesbaden, 12. Aufl. 2018, S. 245–247; hier S. 245.

248 Straub: Krise in der Psychologie, S. 31.

249 Rainer Leschke: Medientheorie und Krise. In: Uta Fenske, Walburga Hülk, Gregor Schuhen (Hg.): Die Krise als Erzählung. Transdisziplinäre Perspektiven auf ein Narrativ der Moderne. Bielefeld 2013, S. 19–31, hier S. 29.

250 Hingewiesen sei auf den von Anja Peltzer, Kathrin Lämmle und Andreas Wagenknecht vorgelegten Sammelband: Krise, Cash & Kommunikation. Die Finanzkrise in den Medien. München 2012 sowie auf Kristin Kucks Aufsatz: Krisenviren und der drohende Infarkt des Finanzsystems. Metaphorische Rechtfertigungen von Krisenpolitik. In: Ingo Köhler, Roman Rossfeld (Hg.): Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte. Berlin, Boston 2016, S. 493–517; Auf diese zu konstatierende Forschungslücke weist ebenfalls Ansgar Nünning hin. Siehe: Ders.: Krise als Erzählung und Metapher: Literaturwissenschaftliche Bausteine für eine Metaphorologie und Narratologie von Krisen. In: Carla Meyer, Katja Patzel-Mattern, Gerrit Jasper Schenk (Hg.): Krisengeschichte(n). »Krise« als Leitbegriff und Erzählmuster in kulturwissenschaftlicher Perspektive. Stuttgart 2013, S. 117–144, hier S. 142f.

die zunächst zwei notwendige Bedingungen erfüllen m[u]ss[], nämlich Faktizität bzw. Realität und Resultativität«. <sup>251</sup> Ex negativo zu dessen Bestimmung der graduellen Ausprägung der »Ereignishaftigkeit«<sup>252</sup> von Ereignissen anhand eines fünfgliedrigen Kriterienkatalogs entfaltet Nünning seine Konzeptualisierung von ›Krise‹: Während jene über die Merkmale »Relevanz der Veränderung [...] [,] [...] Imprädikabilität [...] [,] [...] Konsekutivität [...] [,] [...] Irreversibilität [...] [und] [...] Non-Iterativität«<sup>253</sup> konfiguriert werden könnten, seien diese für ›Krise‹ allesamt nicht zu postulieren. Hier liege vielmehr »eine sehr spezielle Form von Ereignis bzw. eigentlich von Nicht-Ereignis«<sup>254</sup> vor, das konkretisiert werden kann als »eine Latenzperiode bzw. [...] eine ›Phase der Suspendierung von Ereignishaftigkeit‹, bei der ein Wandel bevorsteht, sich aber noch nicht vollzogen hat [Hervorh. K.T.]«. <sup>255</sup> Dieses Charakteristikum markiere ferner einen der drei Hauptunterschiede von ›Krise‹ und ›Katastrophe‹, da Letztere »sich [...] gerade dadurch auszeichne[], dass sie sämtliche [...] Kriterien größtmöglicher Ereignishaftigkeit erfülle[]«. <sup>256</sup> ›Krise‹ rekurre zudem insbesondere auf ausgedehntere Zeitspannen von Wandel und Umbruch, die sukzessiv in »einem entscheidenden Wendepunkt« kulminieren, während »für Ereignisse des Typs ›Katastrophe‹ [...] Merkmale wie Kurzfristigkeit, Abruptheit und Plötzlichkeit kennzeichnend«<sup>257</sup> seien. Darüber hinaus beschränke sich ›Krise‹ im Gegensatz zu ›Katastrophe‹ semantisch nicht auf ein negatives Bedeutungsspektrum, sondern bestehe durch eine vielschichtige Polyvalenz und Mehrdeutigkeit. <sup>258</sup> In ähnlichem Sinn hält ferner Parr »Krisen [für] prinzipiell reversibel«<sup>259</sup>. Das heißt, sie lassen sich grundsätzlich »wieder in Normalität zurück[]führ[en]«, während »Katastrophen« konträr dazu »als irreversible Zäsuren« anzusehen seien, infolgedessen »jeweils ganz andere Möglichkeiten des Erzählens« offeriert werden würden: »[i]m Falle von Katastrophe etwa solche, die mit Konzepten von Schicksal operieren, im Falle von Krise vorzugsweise solche der Re-Normalisierung«. <sup>260</sup>

Die Überlegungen Nünnings und Parrs zur narratologischen Konzeptualisierung von ›Krise‹ können für die Entwicklung eines hier nutzbaren Modells von

---

251 Ebd., S. 123.

252 Ebd.

253 Ebd.

254 Ebd., S. 124.

255 Ebd.

256 Ebd., S. 126.

257 Ebd., S. 127.

258 Vgl. ebd.

259 Parr: Krisen und/oder Katastrophen, S. 23.

260 Ebd.; Auch Link stellt heraus, dass ›Krise‹ längs der »Kategorien Denormalisierung und Normalisierung« vermessen werden kann und sich dementsprechend durch einen »prozessualen Charakter« auszeichne. (Link: Normalismus und Antagonismus, S. 261)



›Krise‹ als ein spezifischer Erzählmodus jedoch lediglich bedingt fruchtbar gemacht werden – geht es mir doch um die konkrete erzähltechnisch-motivische Ausgestaltung des Zwischenzustands ›Krise‹. Erkenntnisbringende Anknüpfungspunkte für eine derartige Schärfung liefert hingegen ein transdisziplinärer Blick auf zwei Klassiker der Religionsethnologie: die Ausführungen von van Gennep zu einer weitreichend strukturellen Similarität von Übergangsriten<sup>261</sup> sowie die daran anschließende theoretische Weiterentwicklung von Turner.<sup>262</sup> Sie entwerfen für übergangsrituelle Kontexte ein Verlaufsschema äquivalent zu dem von Krise (›Zustand A – Krise – Zustand B‹) und offerieren im Zuge dessen für die mittlere Phase als Transformation und Transition einen konkretisierenden Merkmalskatalog, der sich für eine inhaltlich präzisierende Fassung von Krise nutzbar machen lässt. Nachfolgend sollen kurz die Eckpunkte von van Genneps und Turners Konzeptualisierung vorgestellt werden, um darauf zurückgreifend Krise als Erzählmodus analytisch gewinnbringend figurieren zu können:

Ausgehend von der Beobachtung, dass die existenzielle Erfahrung sozialer Transition eine konstitutive Konstante menschlichen Seins darstellt und gemeinhin zereemoniell-rituelle Einbettungspraktiken hervorruft,<sup>263</sup> entwirft van Gennep »eine typische Abfolgeordnung [...]: das Strukturschema der Übergangsriten«. <sup>264</sup> Dabei handelt es sich um ein dreigliedriges Phasenmodell, das durch seine pointierte Klarheit besticht: »Trennungsriten kennzeichnen die Ablösungsphase, Schwellen- und Umwandlungsriten die Zwischenphase (die Schwellen- bzw. Umwandlungsphase) und Angliederungsriten die Integrationsphase.«<sup>265</sup> Folglich wird für übergangsrituelle Kontexte eine Verlaufsstruktur (›Ablösung – Schwelle/Umwandlung – Integration‹) attestiert, die erzähltheoretisch gleichfalls, wie oben ausgeführt, für das ›Krise‹-Grundmodell (›Zustand A – Krise – Zustand B‹) extrahierbar ist: ›Krise‹, bestimmt als Zwischenzustand von Transformation und Transition, lässt sich demgemäß äquivalent zur rituellen »Schwellen- [...] [und] Umwandlungsphase« betrachten. Turner führt zur funktional-inhaltlichen Dimension der einzelnen Stadien näher aus:

---

261 Arnold van Gennep: *Übergangsriten* (Les rites de passage). Aus dem Französischen übersetzt von Klaus Schomburg und Sylvia M. Schomburg-Scherff und mit einem Nachwort versehen. 3., erw. Aufl. Frankfurt a. M., New York 2005 [1909]. Als ›Übergangsriten‹ definiert van Gennep all jene rituellen Praktiken, die mit räumlichen, jahreszeitlichen, sozial-hierarchischen und lebenszyklischen Wechslen verbunden sind. Vgl. ebd., S. 15f.

262 Siehe hierzu Victor Turner: *Betwixt and between. The liminal period in rites de passage*. In: Melford E. Spiro (Hg.): *Symposium on New Approaches to the Study of Religion*. Seattle 1964, S. 4–20.

263 Vgl. van Gennep: *Übergangsriten*, S. 15f.

264 Ebd., S. 183.

265 Ebd., S. 21. Die Realisierung der einzelnen übergangsrituellen Phasen kann dabei in Bezug auf Intensität und Ausprägung natürlich variieren; etwa kulturell oder situativ (vgl. ebd.).

The first phase of separation comprises symbolic behaviour signifying the detachment of the individual or group either from an earlier fixed point in the social structure or a set of cultural conditions (the ›state‹); during the intervening ›liminal‹ period the state of the ritual subject (the ›passenger‹) is ambiguous, he passes through a realm which has few or none of the attributes of the past or coming state; in the third phase the passage is consummated. The ritual subject [...] is in a stable state once more and by virtue of this has rights and obligations of a clearly defined and ›structural‹ type, and is expected to behave in accordance with certain customary norms and ethical standards.<sup>266</sup>

Besonders interessant für die Konkretisierung von ›Krise‹ als ein spezifischer narrativer Modus ist jene zweite – liminale – Phase, für die Turner ›Jenseitigkeit von kulturell-sozialen sowie zeit- und räumlichen Ordnungs- bzw. Normkonzepten‹ als wesentliches Kennzeichen benennt.<sup>267</sup> Diese Positionierung im rituell-topografischen ›Außerhalb‹ formuliert sich ebenfalls über den temporären Verlust zentraler existenz- und identitätsgenerierender Marker der liminalen Subjekte, wie etwa der Absenz von »status, property, insignia, secular clothing, rank, kinship position«. <sup>268</sup> Turner spricht diesbezüglich von einer ›strukturellen Unsichtbarkeit‹, die der Schwellen- und Umwandlungsphase ebenso wie ›Paradoxien‹ und ›Mehrdeutigkeiten‹ grundlegend inhärent sei.<sup>269</sup> Diese Ambiguität formuliere sich insbesondere aufgrund einer Gleichzeitigkeit von sowohl strukturellen Ablösungsvorgängen wie auch einer transformativen Neujustierung hinfalliger Seinsaspekte.<sup>270</sup> Anders gewendet: Es ist eine mentale, emotionale und habituelle Unbestimmtheit, in der sich die Momente von ›Suche‹ und ›Verlorenheit‹ als auch von ›Freiheit‹ artikulieren können und die jenen rituellen Schwebestand des »betwixt and between«<sup>271</sup> maßgeblich konstituiert.<sup>272</sup>

Diese umrissenen strukturtypologischen Ausführungen von Genneps und Turners zur kulturellen Kohärenz übergangsritueller Praktiken bilden die Basis meiner narratologischen Konturierung von Krise als Erzählmodus, die sich aus fünf Merkmalskategorien speist:

266 Turner: *Betwixt and between*, S. 5.

267 Vgl. ebd., S. 8.

268 Ebd., S. 9.

269 Vgl. ebd.

270 Vgl. ebd., S. 8f. Die konstitutive Widersprüchlichkeit der Schwellen- und Umwandlungsphase kann symbolisch ausgedrückt werden: »locally antithetical processes of death and growth may be represented by the same tokens – e.g. by huts and tunnels which are at once tombs and wombs, by lunar symbolism, (for the same moon waxes and wanes) by snake symbolism (for the snake appears to die, but only to shed its old skin and appears in a new one)« (Ebd., S. 9)

271 Ebd., S. 7.

272 Vgl. ebd., S. 14.

1 ›Trennung‹: Als kennzeichnend für Krise erweist sich der Verlust zentraler Existenz- und Identitätsparameter, ob derer die bis dato gültige personale Normalität<sup>273</sup> nicht mehr oder nur noch unzureichend ausgebildet werden kann. Diese Einbuße vermag es narrativ, sowohl den Beginn von Krise zu markieren wie auch den Zustand von Krise zu explizieren. Ferner können sich mehrere Verluste ereignen, die parallel oder aufeinander folgend stattfinden und/oder erzählerisch multikausal miteinander vernetzt werden.

Die Geschwindigkeit, in der sich die Auflösung der selbstfigurativen Seinsaspekte vollziehen kann, zeigt sich dabei variabel: Die identitätsbildenden Koordinaten können zum einen sukzessiv schwinden – etwa vom drohenden Arbeitsplatzverlust bis zum konkreten Kündigungsakt – und zum anderen gleichfalls durch ein jäh-einschneidendes Ereignis – beispielsweise eine plötzliche Arbeitsplatzkündigung – abrupt wegfallen.

Zu den Existenz- und Identitätsstabilität generierenden Parametern, ob deren Verlust sich ›Krise‹ formuliert finden kann, zählen neben extern gelagerten Gesichtspunkten wie wirtschaftlichen Gegebenheiten – Erwerbssituation, monetäre Liquidität – und sozialen Beziehungen – Partnerschaft, Familie, Freundschaften – auch intrapersonale Faktoren wie physische und psychische Gesundheit.

Durch den Analyseaspekt ›Trennung‹ als narratologischer Parameter von Krise soll hier demgemäß die erzählerische Heraus- und Loslösung einer Figur aus ihrem existenz- und identitätskonzeptionellen Normalzusammenhang greifbar gemacht werden.

2 ›Liminalität‹: Krise ist als Zwischenzustand eine fundamentale Such- und Auslöschungsbewegung inhärent, die dazu führen kann, dass zuvor gültige Modi der sozialen Ordnung zur Disposition stehen und/oder suspendiert werden. Beispielsweise mag der juristisch-gesellschaftlich eigentlich als regelwidrig gewertete Diebstahl zur opportunen Handlungsmöglichkeit werden. Überdies kann ›Krise‹ erzählerisch sowohl mit einem topografischen und/oder sozialen fremdinitiierten und/oder eigenaktiven Exkludieren einer Figur verbunden sein als auch mit zeit- und/oder räumlichen Erfahrungs- und Wahrnehmungsveränderungen einhergehen. Zum Beispiel wird der etablierte Lebenskontext verlassen, mögen Orientierungsverluste eintreten, können sich ehemals bekannte Orte sich zu einem verwirrenden Labyrinth figurieren oder vermag sich das subjektiv erlebte und objektiv verifizierbare Tempo des Zeitvergehens asynchronisieren. Des Weiteren ist etwa eine Entgrenzung der perzipierten Realität hin zum Fiktionalen möglich, die sich bis in eine psychopathologische ›Verwahnsinnigung‹ steigern kann.

---

273 ›Normalität‹ definiere ich hier als einen subjektiv perzipierten Seinszustand, der existenz- und identitätsstabilisierend wirkt.

›Krise‹ zeigt sich insofern als jenseits von gesetzten Ordnungssystemen gesellschaftlicher und wirklichkeitsstrukturierender Art sowie gleichfalls von einer fluiden Eigengesetzlichkeit geprägt, die sich als ein offener Aushandlungsprozess formuliert und durch das Erproben unterschiedlicher Bewältigungsstrategien besticht.

Anhand des Analyseaspekts ›Liminalität‹ als narratologischer Parameter soll hier somit die erzählerische Verortung einer Figur in deren Erleben von Eigengesetzlichkeit sichtbar gemacht werden.

3 ›Reflexive Ambiguität‹: Als Schwellen- und Übergangsphase ist für ›Krise‹ eine Interpretations- und Konstruktionsoffenheit charakteristisch, die zeitlich den Vor-Krise-Zustand ebenso umschließt wie den Nach-Krise-Zustand. In diesem Sinne ist ›Krise‹ sowohl eine vergangenheits- als auch eine zukunftsgerichtete Reichweite inhärent.

Funktional betrachtet, kommen diesbezüglich zwei unterschiedliche narrative Aspekte zum Tragen: Während die retrospektive Wendung namentlich den Jetzt-Zustand einer Figur erklärend unterfüttert, entwirft die vorausgreifende Reflexion neue, orientierungsstiftende Existenz- und Identitätsversionen. Die Mehrdeutigkeit von ›Krise‹ ergibt sich aus der Vielzahl als auch aus der Unbestimmtheit an möglichen Vergangenheits- und Zukunftsaktualisierungen, die als Erklärungsmuster und Orientierungsfolie aufgerufen werden können.

Über den Analyseaspekt ›Reflexive Ambiguität‹ als narratologischer Parameter findet sich hier demgemäß die deutungs offene Positionierung einer Figur zwischen Vor-Krise-Vergangenheit und Nach-Krise-Zukunft in den Blick genommen.

4 ›Identitätsfragilität‹: Infolge ihres transitorisch-transformierenden Status' kann es liminalen Figuren – sprich: Figuren im Zwischenzustand ›Krise‹ – an identitätsformulierenden Seinsaspekten mangeln, ob dessen ihnen in unterschiedlichem Ausmaß eine subjektbezogene Besitzlosigkeit eigen ist: Für den Selbstentwurf können relevante soziale Rollen<sup>274</sup> prekär geworden bzw. nicht mehr realisierbar sein, etwa die der Firmeninhaberin nach dem Bankrott ihres Unternehmens. Ebenfalls mögen sich bestimmte identitätsgebende Moral- und Wertvorstellungen als auch Selbstkonzeptionen liquidiert haben bzw. temporär außer Kraft gesetzt sein, beispiels-

---

274 ›Soziale Rolle‹ verstehe ich mit Goffman »als die Ausübung von Rechten und Pflichten [...], die mit einem bestimmten Status verknüpft sind, [und die] eine oder mehrere Teilrollen umfaßt [...] [, wobei] jede dieser verschiedenen Rollen von dem Darsteller bei einer Reihe von Gelegenheiten vor gleichartigem Publikum oder vor dem gleichen Publikum dargestellt werden kann« (Erving Goffman: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. (The presentation of self in everyday life)*. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Peter Weber-Schäfer. 8. Aufl. München 2010 [1959], S. 18).

weise die eigene Perspektivierung eines, die Pleite seines Betriebs zu verantwortenden Geschäftsführers als beruflich erfolgreich.

Im Zuge dieser Absenz von ehemals aktualisierten Identitätskoordinaten können sich zugleich neue Facetten im Selbstentwurf ausgestalten bzw. erprobt werden, etwa mag ein Banker infolge seines Arbeitsplatzverlustes sein Talent für die Kaffeerösterei entdecken.

Darüber hinaus kann sich angesichts dergestalt erfahrener Identitätsverwerfungen die subjektive Handlungsbefähigung extremisieren; skalierend zwischen einer völligen Aktionsreduktion einerseits und einer exorbitanten Aktivitätssteigerung andererseits. Außerdem vermag die Seinsdestabilisierung emotionale bis pathologische Auffälligkeiten zeitigen, zum Beispiel Wut, soziale Selbstisolierung, die Ausbildung pathologischer Verhaltensweisen, die Entwicklung von diffusen Ängsten oder der Konsum von Rausch- und/oder Betäubungsmitteln als zeitweiliger Behelf zur Daseinsbewältigung.

Mittels des Analyseaspekts ›Identitätsfragilität‹ als narratologischer Parameter wird hier folglich die erzählerische Ausgestaltung von einer krisenbedingten Identitätsbrüchigkeit einer Figur fokussiert.

5 ›Angliederung‹: Durch die Reformulierung zentraler Existenz- und Identitätsparameter, anhand deren eine neue personale Normalität generierbar ist, wird Krise als transformativ- transitorische Phase abgeschlossen bzw. in einen Nach-Krise-Zustand überführt, der wieder Existenz- und Identitätsstabilität verspricht. Die Geschwindigkeit mag dabei erzählerisch zwischen einem sukzessiv-prozessualen Übergang und einem direkt-proklamativen Zustandswechsel zu changieren. Ferner kann sich die Auflösung von Krise handlungskonkretisiert oder perspektivisch-angedeutet umgesetzt finden, beispielsweise eröffnet eine geschasste Aktienhändlerin ein Café oder ein wirtschaftlicher und/oder identitätsgenerativer Neustart wird handlungsausblickend und -abschließend skizziert.

Durch den Analyseaspekt ›Angliederung‹ als narratologischer Parameter soll hier dementsprechend die erzählerische Darstellung des Transfers einer Figur in einen neuerlich Existenz- und Identitätsstabilität verheißenden Nach-Krise-Zustand greifbar gemacht werden.

Zusammengefasst: Die Definition von ›Krise‹ als ein spezifischer Erzählmodus lässt sich mit Rückgriff auf van Genneps Implementierung des Drei-Phasen-Modells für übergangsrituelle Kontexte (Trennung – Schwelle und Umwandlung – Angliederung) und der daran anknüpfenden, konkretisierenden Beschreibung der mittleren Phase als Liminalität durch Turner präzisieren. Demgemäß stellt sich Krise als ein Transformations- und Transitionsprozess im Rahmen einer Zustandsveränderung dar, den vielschichtige Ambivalenzen und Paradoxien auszeichnen. In der durch den Verlust von entscheidenden Existenz- und Identitätsfixpunkten initi-

ierten und/oder explizierten ›Krise‹ wird ein eigengesetzliches Ordnungssystem formuliert, dessen Orientierungsparameter fluide sind und die jederzeit wieder verworfen werden können. Im Zuge dessen können gleichfalls die Vor-Krise-Vergangenheit sowie die Nach-Krise-Zukunft als Erklärungs- bzw. Lösungskonzepte bedürfnisadäquat justiert werden. Figurenbezogen bedeuten diese Krisencharakteristika die temporäre Absenz von Identitätsgewissheiten. ›Krise‹ endet narrativ mit der Etablierung oder perspektivischen Aufrufung eines neuen Zustands als Normalität.

Die dergestalt von mir entwickelten fünf narratologischen Parameter von Krise als Erzählmodus (›Trennung‹, ›Liminalität‹, ›Reflexive Ambiguität‹, ›Identitätsfragilität‹, ›Angliederung‹) sind hier als idealtypisch zu verstehen: Zum einen können sie im jeweiligen literarischen Einzelfall in der Intensität ihrer erzähltechnischen Realisierung variieren, das heißt zwischen prägnant, marginal oder gar nicht ausgebildet skalierend, aktualisiert sein. Zum anderen sind sie nicht als trennscharfe Kategorien anzusehen, sondern als miteinander verwobene und ineinander übergreifende textanalytische Fokussierungsperspektiven zu betrachten. Die hier entworfenen erzählerischen Krisen-Charakteristika sind folglich weniger als ein dogmatisches Interpretationsschema, denn vielmehr als ›kartografische Orientierungsmarker auf der narratologischen Landkarte Krise‹ aufzufassen. Ihre Funktion im Rahmen meiner Studie ist es, die verbreitete Amalgamierung von ›Wirtschaft‹ und ›Identität‹ im narrativen Modus ›Krise‹ in der deutschsprachigen Finanz- und Wirtschaftskrisenliteratur anhand exemplarischer Titel zu vermessen.

Nachfolgend soll jetzt die spezifizierte, fachdisziplinäre Nutzbarmachung von ›Krise‹ im wirtschaftlichen und psychologischen Kontext in den Blick genommen werden. Das Ziel ist im Zuge dessen zweierlei: Erstens gilt es, die Lesart von ›Krise‹ verbunden mit den beiden anderen analytischen Leitbegriffen dieser Arbeit – ›Wirtschaft‹ und ›Identität‹ – zu vergegenwärtigen. Zweitens soll überprüft werden, ob sich der hier entwickelte narratologische Kriterienkatalog von ›Krise‹ auch für die inhaltlichen Bezugsgegenstände bzw. die Rede von ›Wirtschaftskrise‹ und ›Identitätskrise‹ verwenden lässt und dementsprechend transferierbar ist.

### 5.3.1 Konturierung ›Wirtschaftskrise‹

Als ›Wirtschaftskrise‹ im eigentlichen Sinne wird der Wendepunkt im Konjunkturzyklus [...], der Umschlag vom Aufschwung zum Abschwung verstanden, sofern dieser Umschlag in sehr heftiger Form unter zahlreichen geschäftlichen Zusammenbrüchen und unter tiefem Fall der Börsenkurse und der Preise erfolgt. [...] [Au-

ßerdem wird] mit ›Wirtschaftskrise‹ häufig [...] auch die darauf folgende Depression [bezeichnet].<sup>275</sup>

Diese, dem *Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaften* entnommene Definition exemplifiziert in nuce die Hauptcharakteristika einer wirtschaftswissenschaftlichen Verwendungweise von Krise. So findet das Kompositum ›Wirtschaftskrise‹ für ökonomische Zäsuren Aktualisierung, denen eine existenzielle Bedeutung attestiert wird, die sich an wirtschaftlichen Ereignissen von gesellschaftlich desaströser Qualität entzündet – zu denken ist etwa an Börsencrashes, Staatsbankrotte oder einen inflationären Anstieg von Unternehmenspleiten. Im Zuge dessen kann – wie etymologisch im Begriff ›Krise‹ angelegt<sup>276</sup> – auf einen spezifischen Zeitpunkt oder Zeitraum rekurriert werden: Terminologisch ist hiermit folglich sowohl der Scheitelpunkt zur ökonomischen Abwärtsentwicklung als auch die Regressionsphase insgesamt etikettierbar. Zugespitzt konstatiert: ›Krise‹ ist in ökonomischer Perspektive bereits, »wenn Profitmaximierung ins Stocken gerät«<sup>277</sup> und infolgedessen Gewinneinbußen und/oder finanzielle Verluste zu verzeichnen sind, die – falls sie eine systemtolerale Größe überschreiten – im Kollaps gesellschaftszentraler Strukturen und Institutionen münden können. Im wirtschaftswissenschaftlichen Realisierungskontext weist ›Krise‹ semantisch dementsprechend zuvorderst eine negative Grundierung auf. Angesichts dessen kann sie allgemein als eine »gesamtwirtschaftliche Störung[]«<sup>278</sup> beschrieben werden, die als solche ebenfalls im öffentlichen Diskurs benannt wird, wie auch die gesellschaftliche Debatte über die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 illustriert: Hier als »eine Grenzerfahrung mit der routinierten Ordnung des Alltags«<sup>279</sup> rezipiert, zeigen sich namentlich Fragen nach den Ursachen und Folgen nebst möglichen Bewältigungsstrategien sowie überhaupt die »Legitimität [der] kapitalistische[n] Wirtschaftsordnung«<sup>280</sup> als Diskussionsgegenstand. So konstatiert Lüdeker rückblickend bezüglich der medialen Auseinandersetzung mit der Finanz- und Wirtschaftskrise:

275 Karl Erich Born: Wirtschaftskrisen. In: Willi Albers u.a. (Hg.): *Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaft (HdWW)*. Bd. 9. Stuttgart, New York 1982, S. 130–140, hier S. 130. Siehe zur Definition von ›Wirtschaftskrise‹ exemplarisch auch: Plumpe: *Wirtschaftskrisen*, S. 8f.

276 Siehe zur Etymologie von Krise hier das Kapitel 5.3: Konzeptualisierung ›Krise‹.

277 Kaufmann, Muzzupappa: *Crash Kurs Krise*, S. 108.

278 Plumpe: *Wirtschaftskrisen*, S. 9.

279 Veronika Zink, Sven Ismer, Christian von Scheve: Zwischen Hoffen und Bangen: Die emotionale Konnotation des Sprechens über die Finanzkrise 2008/2009. In: Anja Peltzer, Kathrin Lämmle, Andreas Wagenknecht (Hg.): *Krise, Cash & Kommunikation. Die Finanzkrise in den Medien*. Konstanz, München 2012, S. 23–48, hier S. 24.

280 Ebd., S. 23.

Im Verlauf der Krise wechselten die in den Medien konstruierten Schuldigen häufig: Es wurde wahlweise oder auch in Kombination das spekulative Finanzsystem, der globale Kapitalismus, die freie Marktwirtschaft, Ratingagenturen, Hedgefonds, Banken und Bänker bzw. Spekulanten als Sündenböcke ausgemacht. [...] Im Fall der Finanzkrise garantiert das Ausmachen von Sündenböcken in Kombination mit der Signalisierung politischer Intervention und der Regulierung einzelner Segmente des Finanzmarkts, eine allgemeine Beruhigung und letztlich die Stabilität und Fortführung des Gesamtsystems.<sup>281</sup>

Im Sinne einer derartig schwerwiegenden – und dementsprechend auch öffentlich-medial verhandelten – konjunkturellen Irritation präsentiert sich die Krise von Wirtschaft allerdings zugleich als »normaler Bestandteil des ökonomischen Geschehens«,<sup>282</sup> das sich a priori systeminhärent zeigt; Plumpe stellt lakonisch fest: »[D]er Zyklus von Boom und Krise [ist] nicht ein zu vermeidendes Defizit des kapitalistischen Strukturwandels, sondern seine Form.«<sup>283</sup>

Historisch betrachtet sind gravierende, wiederkehrende ökonomische Einbrüche nicht erst seit der Ausformulierung des modernen kapitalistischen Wirtschaftssystems im 19. Jahrhundert zu verzeichnen. Bereits in der vorindustriellen Zeit treten ökonomische Krisen auf, die – anders als im kapitalistischen System – vorrangig dem Klima und Wetter als externe Variablen geschuldet sind: In den agrarisch geprägten Gesellschaften konnten naturkatastrophale Ereignisse wie jahreszeitlich anormale Kälteperioden, Dürren oder Dauerregen, die dann oft Missernten, Viehseuchen und/oder Epidemien bedingten, zu dramatischen Hungerszeiten führen.<sup>284</sup> Diese wiederkehrenden Phasen kollektiver Mangel- bzw. Unterernährung gingen wirtschaftlich mit extremen Lebensmittelteuerungen einher, wodurch sich die Kaufkraft für andere Produkte und Dienstleistungen drastisch reduzierte, sodass rasch weitere Gewerbe betroffen waren. Hunger, Tod, Bettelei und Verarmung ließen die Gesellschaft in ihren Fundamenten erodieren, infolgedessen sich zeitweilig geradezu anarchische Zustände einstellten.<sup>285</sup> Beispielhaft für diesen vormodernen Typus ›Wirtschaftskrise‹ »apokalyptische[r] Dimension[]«<sup>286</sup> sind die großen Hungernöte zwischen 1315 und 1317, um 1437/38,

281 Lüdeker: *Spekulant*, S. 196.

282 Plumpe: *Wirtschaftskrisen*, S. 8.

283 Werner Plumpe: *Ohne Krisen keine Harmonie. Eine kleine Geschichte der Gleichgewichtsstörungen in der Wirtschaft*. In: Armin Nassehi (Hg.): *Kursbuch 170. Krisen lieben*. Hamburg 2012, S. 64–83, hier S. 73.

284 Vgl. Born: *Wirtschaftskrisen*, S. 130.

285 Vgl. Werner Plumpe: *Ob Tulpenschwindel oder Immobilienblase – Die Abläufe der Wirtschaftskrisen sind ähnlich. Historische Perspektiven auf ökonomische Rhythmen und ihre Ursachen*. In: *Forschung Frankfurt 2* (2012), S. 4–9, hier S. 6.

286 Ebd., S. 7.



der 1570er- sowie am Anfang der 1770er-Jahre,<sup>287</sup> die als »sozioökologische Extremereignisse«<sup>288</sup> weite Teile des europäischen Kontinents betrafen und sämtliche gesellschaftlichen Teilsysteme erfassten. Dass diese Form einer kollektiv-existenziellen Krise einerseits schwerwiegende soziale, kulturelle und ökonomische Verwerfungen zeitigten, andererseits jedoch – verstanden als Übergangszeit – innovativ und gesellschaftlich Impuls gebend wirken konnten, hält Collet betreffs der europäischen Hungerkrise von 1770 bis 1772 fest, die durch eine mehrjährige Niederschlagskonzentration auf den Sommer ausgelöst worden war:<sup>289</sup>

Augenzeugen [...] beobachteten die weitreichende Zerstörung sozialer Strukturen und die Auflösung von Familien- und Nachbarschaftsverbänden. [...] In der großen Politik brachte der Druck der Hungersnot die Regierungen in Frankreich, Dänemark und Schweden zu Fall. [...] Im Feld der Ökonomie löste die Teuerung eine europaweite Wirtschafts-, Finanz- und Bankenkrise aus. In den Regionen verursachte sie weitreichende Verarmung und den Höhepunkt einer der größten zeitgenössischen Migrationswellen, des sogenannten Zweiten Schwabenzugs. Die Nahrungskrise wirkte aber auch als Katalysator. Sie beförderte grundlegende Reformen des Agrar-, Schul- und Armenwesens. Sie stieß die Etablierung neuer Wissenschaftszweige wie der Meteorologie, der Nationalökonomie oder der Statistik an.<sup>290</sup>

Neben diesem skizzierten Krisentypus verzeichnet die vorindustrielle Zeit ferner ökonomische Krisen, die in Form von Spekulationskrisen auftraten. Als dergestalt Erste gilt der sogenannte *holländische Tulpenschwindel* zwischen 1634 und 1638: Nachdem die Tulpe im ausklingenden 16. Jahrhundert aus dem asiatischen Raum nach Europa importiert worden war, genoss sie aufgrund von neu gezüchteten Arten in den Niederlanden bald eine enorme Popularität. In der Folge stiegen die Preise für Tulpen und -zwiebeln exorbitant an; die Blütenpflanze entwickelte sich an der Amsterdamer Warenbörse zu einem begehrten Spekulationsobjekt.<sup>291</sup> »Neuzüchtungen erzielten Preise bis zu 10000 Gulden. Die Spekulanten tätigten auf Kredit Termingeschäfte, denn die Preise verfünffzigfachten sich innerhalb kurzer Zeit.«<sup>292</sup> Anfang 1637 brach die Nachfrage allerdings schlagartig ein; Panikverkäufe und ein rapider Preisverfall folgten. Der Crash des Tulpenhandels riss etliche Handelshäuser in den Bankrott und ließ zahllose Spekulierende verarmt zurück.<sup>293</sup> Weitere prominente

287 Siehe Kay Peter Jankrift: Brände, Stürme, Hungersnöte. Katastrophen in der mittelalterlichen Lebenswelt. Ostfildern 2003, S. 122–124 sowie Plumpe: Wirtschaftskrisen, S. 31–33.

288 Dominik Collet: Die doppelte Katastrophe: Klima und Kultur in der europäischen Hungerkrise 1770–1772. Göttingen 2019, S. 9.

289 Vgl. ebd., S. 10.

290 Ebd.

291 Vgl. Plumpe: Wirtschaftskrisen, S. 36.

292 Plumpe: Tulpenschwindel oder Immobilienblase, S. 5.

293 Vgl. Born: Wirtschaftskrisen, S. 131.

Beispiele für vormoderne Wirtschaftskrisen in Gestalt von Spekulationskrisen sind die *South Sea Bubbles* in Großbritannien zwischen 1718 und 1720 sowie der fast zeitgleiche Zusammenbruch der *Mississippi-Gesellschaft* und der *Banque Royale* in Frankreich; Letztere untrennbar mit dem Papiergeldexperiment des schottischen Nationalökonomen und Glücksspielers John Law (1671–1729) verbunden.<sup>294</sup>

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts verändert sich die Gestalt ökonomischer Krisenereignisse im Zuge der industriekapitalistischen Modernisierungsprozesse der Gesellschaft fundamental. Zum einen erzielte der Agrarsektor durch »verbesserte Bodenbearbeitung und [...] intensive Schädlingsbekämpfung«<sup>295</sup> jetzt deutlich höhere Erträge, während er zugleich an gesamtwirtschaftlicher Bedeutung einbüßte. Zum anderen führten technische Innovationen – etwa die Erfindung des mechanischen Webstuhls – zu einem Anstieg der gewerblichen Warenproduktion; die massenhafte Fabrikation von Gütern nahm ihren Anfang. Überdies vergrößerten sich durch die Mobilitätzunahme, namentlich aufgrund des Eisenbahnausbaus, die Absatzmärkte und der Handel dehnte sich aus. In der Folge erhöhte sich hier wie dort der Bedarf an finanziellen Mitteln; die Kreditfinanzierung und -spekulation geriet sukzessiv zum Kern wirtschaftlichen Handelns.<sup>296</sup> »Große Bank- und Handelshäuser entstanden, die sich einerseits auf die Finanzierung von Fabriken, und andererseits auf die Finanzierung von Handel und Export spezialisierten.«<sup>297</sup> Produktion und Handel verquickten sich infolgedessen mit dem Bankenwesen im – spekulativen – Moment der Preis- und Absatzerwartung.

Die Krise von Wirtschaft entwickelte sich jetzt zu jenem zyklisch wiederkehrenden Ereignis, das sich aus den charakteristischen Konjunkturbewegungen »von Aufschwung, Boom, Rezession und Depression, [...] [die sich] [...] in einem relativ festen zeitlichen Rahmen von sechs bis zehn Jahren [...] abspielen«,<sup>298</sup> einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung ergab.

Eine der ersten Wirtschaftskrisen, in denen sich »die Verbindung von kapitalistischer Expansion und wirtschaftlicher Krise«<sup>299</sup> zeigt, ist die englische Handelskrise 1825: Nachdem mit dem Ausschluss Großbritanniens vom europäischen Markt durch die Kontinentalsperre die dortige ökonomische Entwicklung lange stagnierte und die fatalen Missernten von 1816/1817 eine schwere wirtschaftliche Krise zeitigt hatten, fing in den frühen 1820er-Jahren der englische Außenhandel an zu prosperieren. Der lateinamerikanische Markt versprach nun hohe Absatz- und Gewinnmöglichkeiten, sodass zur Finanzierung des stark expandierenden Gewerbes

294 Vgl. hierzu ausführlich: ebd., S. 131–133 sowie Plumpe: Wirtschaftskrisen, S. 37–39.

295 Born: Wirtschaftskrisen, S. 130.

296 Vgl. Plumpe: Wirtschaftskrisen, S. 42f.

297 Ebd., S. 43.

298 Plumpe: Tulpenswindel oder Immobilienblase, S. 7.

299 Plumpe: Wirtschaftskrisen, S. 48.

und Handels die Bereitstellung einer enormen Anzahl von Krediten notwendig wurde. An der Londoner Börse begannen die Spekulationsgeschäfte mit lateinamerikanischen Anleihen zu florieren; der Boom endete jedoch abrupt mit dem im Herbst 1825 einsetzenden Preisverfall.<sup>300</sup> Innerhalb kürzester Zeit gingen derart viele der teilweise hochverschuldeten Banken pleite, dass »die Bank von England mit Liquiditätshilfen [...] [zur Stabilisierung des Finanzmarkts] einsprang«. <sup>301</sup> Die Krise griff alsdann auf die Realwirtschaft, »auf Produktion und Handel [über]. Der Wert der lateinamerikanischen Anleihen ging stark zurück, zahlreiche Projekte platzten, viele neugegründete Unternehmen mussten Konkurs anmelden«. <sup>302</sup> Nach diesem Auftakt zur Wirtschaftskrise modern-kapitalistischer Prägung trifft zwischen 1846 sowie 1849 eine durch gravierende Ernteausfälle ausgelöste »Hungersnot [mit] eine[r] Spekulationskrise und eine[r] gewerbliche[n] Strukturkrise«<sup>303</sup> zusammen; ein ökonomisches Krisenkonglomerat, dessen gesellschaftliche Verheerungen sich in einer breiten »politischen Radikalisierung«<sup>304</sup> der Bevölkerung entluden. Mit der ersten Weltwirtschaftskrise von 1857 bis 1859 sowie dem sogenannten *Gründerkrach* des Jahres 1873 und der nachfolgenden *Großen Depression* sollte das 19. Jahrhundert sodann noch zwei weitere Konjunkturreinbrüche von folgenreicher sozialer Dimension zeitigen.<sup>305</sup> Zum Abschluss dieser kursorischen Revue zur wirtschaftsgeschichtlichen Verwendung von »Wirtschaftskrise« ist noch ein kurzer Blick auf die Weltwirtschaftskrise von 1929 zu werfen, wird diese doch als »das gravierendste Ereignis der jüngeren Wirtschaftsgeschichte«<sup>306</sup> im Zusammenhang mit der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 oft zur zentralen »Referenzkrise« erklärt.<sup>307</sup> Mit den dramatischen Kurseinbrüchen der New Yorker Börse Ende Oktober 1929 als ihrem sichtbaren Fanal waren von der Weltwirtschaftskrise allen voran die USA und Deutschland betroffen. Hier wie dort »sank [zwischen 1929 und 1932] das Bruttoinlandsprodukt [...] um mehr als ein Viertel, die Industrieproduktion ging gar um zwei Fünftel zurück«. <sup>308</sup> Überaus problematisch stellte sich ebenfalls die jeweilige Lage der Landwirtschaft dar, die von deutlichen Absatz- und Preisrückgängen gezeichnet war. Im Zuge des schweren Konjunkturreinbruchs wurde Arbeitslosigkeit in beiden Ländern

---

300 Vgl. zur englischen Handelskrise 1825 ausführlicher: ebd., S. 46–48.

301 Ebd., S. 48.

302 Ebd.

303 Born: Wirtschaftskrisen, S. 134.

304 Plumpe: Wirtschaftskrisen, S. 52.

305 Vgl. zu Hintergründen, Verlauf und Folgen der ersten Weltwirtschaftskrise sowie des Gründerkrachs ausführlicher: ebd., S. 55–69.

306 Jan-Otmar Hesse, Roman Köster, Werner Plumpe: Die Große Depression. Die Weltwirtschaftskrise 1929–1939. Frankfurt a.M. 2014, S. 7.

307 Vgl. ebd., S. 205f.

308 Plumpe: Wirtschaftskrisen, S. 81f.

zu einem Massenphänomen; die ökonomische Misere und das damit einhergehende verbreitete soziale Elend sollte das Bild der USA in den 1930er-Jahren wesentlich prägen – Stichwort: *Große Depression* –, während in Deutschland die NS-Diktatur mit ihrem intensiven Ausbau der Rüstungsindustrie den konjunkturellen Aufschwung bereits befördert hatte.<sup>309</sup> Dieser umfassende ökonomische und im Zuge dessen auch gesellschaftliche Systemcrash sollte im Nachhinein eine enorme, bis heute anhaltende, narrative Wirkmacht entfalten: Dabei scheint hier die interpretatorische Essenz der Gedanke zu sein, »[d]ie Weltwirtschaftskrise [sei] [...] der deutlichste unter allen möglichen Nachweisen, dass eine unregulierte Wirtschaft die Existenz demokratischer politischer Systeme bedroht.«<sup>310</sup>

Zusammengefasst: ›Wirtschaftskrise‹ zählt in ökonomischen Beobachtungs- und Beschreibungszusammenhängen nebst der diesbezüglichen öffentlichen Diskussion zum zentralen Begriffsrepertoire. Im Zuge dessen findet der Begriff für die Bezeichnung periodisch wiederkehrender – negativer – ökonomischer Extremereignisse samt deren – gesellschaftlichen – Folgewirkungen Verwendung. In wirtschaftsgeschichtlicher Nutzbarmachung wird mit ›Wirtschaftskrise‹ außerdem auf Krisentypen verschiedener Couleur referiert: auf vormoderne Hungers- und Spekulationskrisen ebenso wie auf strukturimmanente Konjunkturkrisen modern-kapitalistischer Form. Der Blick auf die fachtheoretische Konturierung von ›Krise‹ im wirtschaftlichen Kontext zeigt außerdem: ›Wirtschaftskrise‹ kann als prägnantes Label einer ökonomisch-sozial einschneidenden Transformationsphase verstanden werden, das sich gleichfalls der von mir herausgearbeiteten narratologischen Parameter von Krise als Erzählung bedient: So ist der Beginn von ›Wirtschaftskrise‹ ebenfalls durch ›Trennung‹ von der bislang gültigen Normalität initiiert – sei es etwa in Form klimatischer Extremereignisse oder Börsencrashes, die eklatante wirtschaftlich-soziale Verwerfungen bedingen und dementsprechend einen eigengesetzlichen Zustand der ›Liminalität‹ generieren, in dem das ehemals vorherrschende Ordnungs- und Normsystem zur Disposition gestellt ist. Damit verbunden kann ›Wirtschaftskrise‹ auf personaler Ebene ›Identitätsfragilität‹ formulieren; gedacht werden mag an den individuellen Verlust des existenz- und identitätsstabilisierenden Markers ›Erwerbsarbeit‹, der emotional-eruptive Reaktionen wie Angst oder Wut zeitigen kann. Zugleich kristallisiert sich anhand des ›Wirtschaftskrise‹ begleitenden öffentlichen Diskurses über deren Ursachen, Folgen nebst etwaigen Bewältigungsstrategien ›Reflexive Ambiguität‹ als Charakteristikum heraus; auch ›Wirtschaftskrise‹ endet, indem ›Angliederung‹ an einen wieder systemstabilisierenden Normalzustand einsetzt wie beispielsweise durch Anstieg der Börsenwerte und neuerliches wirtschaftliches Wachstum.

309 Vgl. ebd., S. 82f.

310 Vgl. Hesse, Köster, Plumpe: *Große Depression*, S. 207.

### 5.3.2 Konturierung ›Identitätskrise‹

Krise ist [...] ein belastender, temporärer, in seinem Verlauf und seinen Folgen offener Veränderungsprozeß der Person, der gekennzeichnet ist durch eine Unterbrechung der Kontinuität des Erlebens und Handelns, durch eine partielle Desintegration der Handlungsorganisation und eine Destabilisierung im emotionalen Bereich.<sup>311</sup>

Komprimiert fasst die obige Definition Ulichs die zentralen Merkmale von Krise aus psychologischer Sicht zusammen. Demnach ist unter ›Krise‹ eine zeitlich begrenzte und ergebnisoffene Phase des Wandels zu verstehen, in der grundlegende existenz- und identitätsfigurierende Seinsaspekte eines Menschen infrage gestellt sind, was gemeinhin als »belastend[]« erfahren wird. Der Begriff fokussiert folglich seiner Etymologie gemäß<sup>312</sup> auch in individualpsychologischer Nutzbarmachung eine bestimmte Zeitspanne des Übergangs hin zu einem eine neue »Kontinuität des Erlebens und Handelns« erzeugenden Alltag, der – von Routinen und Gewohnheiten geprägt – dem Einzelnen wieder »ontische Sicherheit«<sup>313</sup> verspricht.<sup>314</sup> Als ein wesentliches Kennzeichen von ›Identitätskrise‹ gilt ferner, dass es sich um ein Geschehen handelt, das allein aufgrund subjektiver Interpretation zur Krise gerät. Krise unterliegt somit primär einer individuellen Bewertung und ist nicht anhand rein objektiver Kriterien greifbar.<sup>315</sup> Für das subjektive Krisenerleben als typisch erweist sich die – in unterschiedlicher Deutlichkeit – reflexiv-bewusste Feststellung, dass »das Passungsgefüge«<sup>316</sup> des eigenen Selbstentwurfs nicht mehr stimmig ist, sei es etwa in Hinblick auf die ausgestaltete Lebensrealität oder in intrasubjektiver Dimension, und dass leichterhand keine schnelle Anpassung erfolgen kann.<sup>317</sup> Beispielsweise mag sich eine an Long Covid erkrankte Investmentbankerin gezwungen sehen, ihren Beruf aufzugeben, oder ein Betriebswirtschaftsstudent beginnt kurz vor seinem Universitätsabschluss an der Sinnhaftigkeit seines Studiums und den darin vermittelten Inhalten grundlegend zu zweifeln.

Allgemein ist Krise von Identität als wesentlicher sowie wiederkehrender Bestandteil der individuellen biografischen Geschichte zu betrachten<sup>318</sup> und da-

311 Dieter Ulich: *Krise und Entwicklung: zur Psychologie der seelischen Gesundheit*. München 1987, S. 51f.

312 Siehe zur Etymologie von ›Krise‹ das Kapitel 5.3: Konzeptualisierung ›Krise‹.

313 Sigrun-Heide Filipp, Peter Aymanns: *Kritische Lebensereignisse und Lebenskrisen: Vom Umgang mit den Schattenseiten des Lebens*. 2., aktual. Aufl. Stuttgart 2018, S. 26.

314 Vgl. ebd.

315 Vgl. Straub: *Krise in der Psychologie*, S. 34.

316 Filipp, Aymanns: *Kritische Lebensereignisse*, S. 28.

317 Vgl. ebd.

318 Vgl. Straub: *Krise in der Psychologie*, S. 40.

mit »im Prinzip als etwas stets Mögliches [zu] erwa[n]te[n]«. <sup>319</sup> Insofern stellt sich ›Identitätskrise‹ als eine notwendige Konstituente und »Normalität des ›gesunden menschlichen Lebens‹« <sup>320</sup> dar, deren jeweilige Ausprägung sich wiederum spezifisch und singular zeigt; man denke nur an die sehr unterschiedlichen Realisierungsformen, die etwa die entwicklungspsychologisch viel besprochene Adoleszenzkrise oder auch der Umgang mit Identitätskrise auslösenden Ereignissen wie Arbeitsplatzverlust und erzwungener Wohnortwechsel annehmen kann. Verallgemeinernd lässt sich daher mit Kommer und Röhrle festhalten: »Krisen zeichnen sich dadurch aus, daß sie [...] insbesondere durch unmittelbare und dringliche Lebensprobleme ausgelöst werden, die für den einzelnen nicht bewältigbar« scheinen. <sup>321</sup> Infolgedessen gerät Krise im individuellen Erleben zumeist zu einer mentalen, emotionalen und bisweilen auch physischen Grenzerfahrung – etwa durch Alkohol- oder Medikamentenmissbrauch –, »die die Orientierungsfähigkeit, das Erlebnis- und Handlungspotenzial des oder der Betroffenen massiv untergraben und sogar zerstören k[a]nn[]«. <sup>322</sup> Dementsprechend findet sich ›Identitätskrise‹ im Alltags- und psychologischen Verständnis vorrangig in einem negativen Bewertungs- und Erlebnishorizont situiert, der insbesondere mit den Aspekten Bedrohung, existenzielle Unsicherheit sowie soziale Instabilität assoziiert ist. <sup>323</sup> Wie Kommer und Röhrle darlegen, können sich im akuten Zustand der Identitätskrise verschiedene psychopathologische Verhaltensweisen Bahn brechen: angefangen bei emotional-extremisierten Reaktionen wie Angst und Verzweiflung über ein desorientiertes und fahriges Agieren bis hin zu einer phlegmatischen Handlungspassivität einerseits und der Konkretisierung des individuellen Krisenerlebens in einem Hyperaktivismus andererseits, um bloß einige der unmittelbaren Ausdrucksformen von Identitätskrise zu nennen. <sup>324</sup> Geschuldet ist dieses breite Spektrum an Krisenartikulationsarten zuvorderst der subjektiven Disposition: Der individuelle Umgang mit Krise variiert je nach biografischem Erfahrungshintergrund, der psychischen Grundverfasstheit wie etwa Resilienzfähigkeit als auch der sozialen Integration, über die sich zum Beispiel Unterstützung von anderen Personen einholen lässt. <sup>325</sup> Ebenfalls nach verschiedenen Aspekten bemisst sich die innere Dynamik des Krisengeschehens sowie die Dauer von Krise. So kommen hier u.a. einhergehend mit der mentalen Konstitution des/der Betroffenen die jeweilige

---

319 Ebd.

320 Ebd.

321 Detlev Kommer, Bernd Röhrle: Handlungstheoretische Perspektiven Primärer Prävention. In: Wolf-Rüdiger Minsel (Hg.): Brennpunkte der Klinischen Psychologie. Bd. 2: Prävention. München 1981, S. 89–151, hier S. 135f.

322 Straub: Krise in der Psychologie, S. 31.

323 Vgl. Ulich: Krise und Entwicklung, S. 51.

324 Vgl. Kommer, Röhrle: Handlungstheoretische Perspektiven Primärer Prävention, S. 136.

325 Vgl. Ulich: Krise und Entwicklung, S. 52.

subjektive Bewertung des Geschehens nebst den individuellen Bewältigungsstrategien zum Tragen. Ferner spielt es eine Rolle, ob dem Erleben von Identitätskrise gleich mehrere Zäsuren zugrunde liegen; sich Krisenereignisse also multiplizieren und sich dementsprechend die Instabilität des Selbstentwurfs über unterschiedliche identitätszentrale Seinsaspekte erstreckt.<sup>326</sup> Angesichts dessen kann Krise im individualpsychologischen Zusammenhang laut Straub nicht nur »als vorübergehender Bruch in Erscheinung tr[e]t[en] und Diskontinuität markier[en]«, sondern ebenso »zu einem mehr oder minder dauerhaften und permanenten Bestandteil des Seelenlebens einer Person«<sup>327</sup> werden. »Identitätskrise« mag sich demzufolge verstetigen und mithin zur Normalität geraten. Die hier ursächlich initiiierenden Ereignisse rücken dabei sukzessiv in Vergessenheit und verlieren ihre Relevanz für die psychopathologische Verfasstheit der Person.<sup>328</sup> Dabei lässt sich fragen, ob »Krise« in diesem Fall noch als angemessene Bezeichnung gelten kann, da doch vielmehr ein neuer identitätsfigurierender Zustand vorzuliegen scheint, für den nachgerade das subjektive Erleben von emotionalen Extremen usw. grundlegend für den Selbstentwurf ist.

Die bisherigen Aspekte rekapitulierend sind es folglich die Begriffe »Veränderung« und »Belastung«, anhand derer sich »Krise« im psychologischen Verwendungskontext als Phase hoher Identitätsinstabilität fassbar machen lässt.<sup>329</sup> Diesbezüglich handelt es sich um eine Zeitspanne, die subjektiv hinsichtlich Handlungsvermögen, kognitiver und emotionaler Konstituierung grundsätzlich als außerordentlich herausfordernd erfahren wird und von einer intensiven Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbst gekennzeichnet ist. »Identitätskrise« kulminiert so im individuellen Erleben zu einem einschneidenden Lebensabschnitt, in dem sich zentrale Identitätsmarker neu figurieren oder wie Philipp und Aymanns emphatischer diesen Erfahrungszustand »Krise« umreißen: Die subjektiv erfahrene »Welt [ist] nicht mehr die [...], die sie einmal war, und [...] auch die Betroffenen [sind] nicht mehr die [...], die sie einmal waren«.<sup>330</sup> Diese fundamentale Neuorganisation des eigenen Identitätsentwurfs im temporären Modus »Krise« produziert entsprechend vorrangig Ungewissheit und wird namentlich als beunruhigender, ja beängstigender sowie schmerzvoller Veränderungs- und Übergangsprozess empfunden.

Betrachtet als ebenjene, weiter oben beschriebene normalbiografische Konstituente lässt sich »Identitätskrise« aus psychologischer Perspektive allerdings auch positiv lesbar machen. So kann diese Zeitspanne gleichfalls als Phase intensiven kognitiven und emotionalen Lernens aufgefasst werden; etwa in Bezug auf die Fähig-

326 Vgl. Kommer, Röhrle: Handlungstheoretische Perspektiven Primärer Prävention, S. 137.

327 Straub: Krise in der Psychologie, S. 38.

328 Vgl. ebd.

329 Vgl. ebd., S. 51.

330 Philipp, Aymanns: Kritische Lebensereignisse, S. 27.

keit, Bewältigungs- oder Lösungsstrategien zu entwerfen.<sup>331</sup> Insofern mag ›Identitätskrise‹ ebenfalls stets die Möglichkeit zur individuellen Weiterentwicklung bezeichnen. In diesem Sinne konstatiert denn auch Straub pointiert: »In und durch Krisen – ihren Umgang damit! – vermögen Menschen zu lernen, ihr Wissen zu verbreitern und zu vertiefen, ihre kognitiven Fähigkeiten und Fertigkeiten auszubauen, ihre emotionalen Register zu verfeinern und sich in Empathie zu üben.«<sup>332</sup>

Der Abschluss von Identitätskrise kann sich – wie bereits angeklungen – ebenso positiv wie negativ ausgestalten. Im erstgenannten Fall gelingt es, einen neuen, überzeugenden Selbstentwurf zu formulieren und entsprechend der sozialen Umwelt zu kommunizieren. In der Krise aufgetretene Handlungs- und Orientierungsstörungen werden überwunden, es dominieren keine negativen Gefühlsäußerungen mehr; Identitätsstabilität wird in genügendem, Sicherheit generierendem Maße wiedergewonnen.<sup>333</sup> In zweiterer Variante bleibt die erfolgreiche Restauration und soziale Implementierung der eigenen Identität aus. Dieses Scheitern führt häufig »zu einer Chronifizierung der Belastungsreaktionen«, es etabliert sich eine »dysfunktionale[], verzerrte[] Einschätzung[] der Welt und der eigenen Person«, die »eine[] Flucht in maladaptive Formen der Lebensbewältigung [...] bis hin zu [einem] depressivem Rückzug gepaart mit Hilflosigkeit, Hoffnungslosigkeit und erhöhter Suizidneigung«<sup>334</sup> zeitigen kann.

Insgesamt betrachtet handelt es sich bei ›Identitätskrise‹ überdies stets um eine vom jeweiligen gesellschaftlichen Kontext abhängige Variable. Das heißt: Sie ist das Produkt einer kulturell sowie historisch gewachsenen Praxis und entsprechend keine ›naturegegebene‹ Entität; exemplarisch erinnert sei diesbezüglich an die sogenannte ›midlife crisis‹ in westlich geprägten Gesellschaften.<sup>335</sup>

Zusammengefasst: Im individualpsychologischen Verwendungskontext zeigt sich ›Krise‹ als ein analytischer Schlüsselbegriff präsent. Hier verstanden als kulturgeschichtlich gewachsene und subjektiv perzipierte Erlebniskategorie ist Krise – der Etymologie gemäß – als mehr oder minder klar begrenzbar und wiederkehrende lebensbiografische Zeitspanne bestimmt. Ausgelöst durch zärierende Ereignisse, die identitätsdestabilisierend wirken, wird ›Identitätskrise‹ dabei gemeinhin als negative und belastende Phase aufgefasst, die auf eine Rejustierung des Identitätsentwurfs zielt und deren Ende – Gelingen oder Scheitern – offen ist. Die Vergegenwärtigung der fachtheoretischen Konturierung zeigt ferner, dass Identitätskrise inhaltlich längs der für Krise aus erzähltheoretischer Sicht entwickelten Merkmalskategorien fassbar gemacht werden kann: So ist der Verlust

---

331 Vgl. Straub: Krise in der Psychologie, S. 41.

332 Ebd.

333 Vgl. Filipp, Aymanns: Kritische Lebensereignisse, S. 29.

334 Ebd.

335 Vgl. Straub: Krise in der Psychologie, S. 42.



von zentralen Identitätsmarkern hier gleichfalls initiiierend, ebenso lässt sich der Krisenzustand – unter Berücksichtigung möglicher emotionaler, kognitiver und ggf. auch physischer Grenz- bzw. Extremerfahrungen – als liminal beschreiben, während die reflexionsbasierte Reformulierung des als hochgradig fragil erlebten Selbstentwurfs den Übergang in einen neuen, Normalität generierenden Zustand einleitet.<sup>336</sup>

Wie bereits der Blick auf die fachdisziplinäre Konturierung von ›Wirtschaftskrise‹ nahegelegt hat,<sup>337</sup> scheint mit ›Krise‹ demzufolge unabhängig vom konkreten Verwendungskontext grundsätzlich ein erzähltechnisches Verlaufsschema – ›Zustand A – Krise – Zustand B‹ – aufgerufen zu werden, das inhaltlich längs der von mir vorgestellten narratologischen Parameter ›Trennung‹, ›Liminalität‹, ›Identitätsfragilität‹, ›Reflexive Ambiguität‹ und ›Angliederung‹ vermessen werden kann. Insofern lässt sich Krise als ein anthropologisches Grundnarrativ betrachten, das für das Erzählen als existenziell-einschneidend rezipierter Transformations- und Transitionsphasen gesellschaftlicher und/oder personal-individueller Form nutzbar gemacht wird.

---

336 Vgl. zu den Charakteristika von Krise als spezifischer Erzählmodus ausführlich das Kapitel 5.3: Konzeptualisierung ›Krise‹.

337 Vgl. zur Figuration von ›Wirtschaftskrise‹ das Kapitel 5.3.1: Konturierung ›Wirtschaftskrise‹.

## 6 Zusammenfassung und analytischer Transfer

---

Zur Bearbeitung des Forschungsinteresses dieser Studie, das der narrativen Verflechtung des Nexus ›Wirtschaft – Identität – Krise‹ in deutschsprachigen Romanen der Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur gilt, wurde in den vorangegangenen Kapiteln die (literatur-)geschichtliche und theoretische Grundlage geschaffen.

Zur Vergegenwärtigung der immensen (finanz-)ökonomischen und gesellschaftlichen Geltung der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 sowie ihrer Aufbereitung als literarischer Verhandlungsgegenstand ist diese hierzu zunächst längs Ursachen, Verlauf und Auswirkungen skizziert als auch deren Aktualisierung bezüglich Thematisierung, Genrepräferenz und narrativer Merkmale in der Literatur beleuchtet worden. Für die literarische Nutzbarmachung von diesem globalen Jahrhundertereignis ließen sich überdies drei Hauptvarianten der erzähltechnischen Realisierung herausarbeiten: die Finanz- und Wirtschaftskrise als a) Handlungsmovens, b) Handlungssetting und c) Dechiffrierungscode.

Außerdem sind die für das Untersuchungsinteresse leitenden Begriffe ›Wirtschaft‹, ›Identität‹ und ›Krise‹ in ihrer diskursiven Präsenz und begriffsgeschichtlichen sowie theoretischen Figuration sondiert und definiert worden. Zur Erinnerung: ›Wirtschaft‹ wird hier verstanden als zentrales gesellschaftliches Kommunikations- und Beziehungssystem, das durch ›Geld‹ autopoietisch ausformuliert und aufrechterhalten wird. ›Identität‹ ist bestimmt als fluides, subjektiv generiertes Ergebnis fortlaufender kommunikativ-performativer Handlungen, wobei die individuelle Verortung in der Gesellschaft namentlich über den ökonomischen Aspekt ›Erwerbsarbeit‹ stattfindet. ›Krise‹ wird als eine Transformations- und Transitionsphase aufgefasst, der eine fundamentale Bedeutsamkeit zugesprochen ist, und die in einer finalen Entscheidung mündet. Zudem sind die Begriffe ›Wirtschaft‹ und ›Identität‹ in ihrer narrativen und literarischen Dimension umrissen worden; mit dem Ziel, sowohl ihren imaginativen Gehalt herauszustellen als auch ihre thematische bzw. konzeptionelle Präsenz in der Literatur zu illustrieren.

Um einen geeigneten Werkzeugkasten zur konkreten Untersuchung meines Forschungsanliegens parat zu haben, habe ich sodann rückgreifend auf van Geneps und Turners religionsethnologische Ausführungen zur kulturübergreifenden strukturellen Vergleichbarkeit von Übergangsriten ein narratologisches Modell

zur Konzeptualisierung von Krise als ein spezifischer Erzählmodus entwickelt: Demnach lässt sich Krise als Erzählung einer fundamentalen Zustandsveränderung beschreiben, die den Transformations- und Transitionsprozess von einem Normalität formulierenden Ausgangszustand zur Etablierung eines neuen Normalzustands fokussiert. Charakteristischerweise zeigen sich hier wiederkehrend ähnliche narrative Grundmuster und -motive aktualisiert. Diese können – rekurrierend auf Turners detaillierter Beschreibung der mittleren – liminalen – Phase von Übergangsriten – längs fünf narratologischer Merkmalsparameter konturiert und kategorisiert werden: 1. ›Trennung‹, 2. ›Liminalität‹, 3. ›Reflexive Ambiguität‹, 4. ›Identitätsfragilität‹ sowie 5. ›Angliederung‹. Dergestalt kann Krise als ein bestimmter narrativer Modus greifbar gemacht werden; nämlich als das Erzählen einer ergebnisoffenen Übergangsphase, die als eigengesetzlich, mehrdeutig und auf personaler Ebene als psychisch belastend erfahren wird.

Eingedenk der analytischen Leittrias meiner Arbeit – ›Wirtschaft‹, ›Identität‹, ›Krise‹ – wurde sich dann der fachspezifischen Aktualisierung von Krise im wirtschaftswissenschaftlichen und psychologischen Kontext vergegenwärtigt. Es galt auszuloten, inwieweit sich die Rede von ›Wirtschafts-‹ und ›Identitätskrise‹ vergleichbarer, inhaltlich-illustrativer Aspekte zur Darstellung eines als ›Krise‹ bezeichneten Grenz- und Ausnahmestands bedient, wie sie für das literarische Erzählen von Krise angesetzt worden sind. Im Zuge dessen konnte Krise in der hier entworfenen narratologischen Kartierung als eine anthropologische Kontante kenntlich gemacht werden. In diesem Erzählmodus ›Krise‹ zeigen sich ›Wirtschaft‹ und ›Identität‹ dabei konkret auf zwei Ebenen miteinander verschränkt: Erstens realisieren sie dieselbe Narration – sprich: ›Krise‹ – und sind damit, erzähltechnisch betrachtet, grundsätzlich äquivalent figuriert. Zweitens befinden sie sich inhaltlich in einem reziproken Verhältnis; so kann die Krise des ökonomischen Systems gravierende Verwerfungen in der subjektiven Identitätskonzeption zeitigen und vermag vice versa auch deren Krisenhaftigkeit wirtschaftliche Folgen hervorrufen.

Basierend auf dieser zu konstatierenden Verwobenheit von ›Wirtschaft‹ und ›Identität‹ im narrativen Modus ›Krise‹, lässt sich das Untersuchungsanliegen meiner Arbeit in folgende, vereinfachende analytische Matrix transferieren:

1. ›Wirtschaft‹ und ›Identität‹ zeigen sich als zentrale gesellschafts- und subjektfigurierende Entitäten, die ineinander verschränkt und miteinander verflochten sind. Diese wechselseitige Dependenz lässt sich als konstitutives Momentum der modernen Gesellschaft erachten.
2. Das Impactereignis ›Krise‹ – im hier fokussierten Fall konkret die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 – evoziert da wie dort eine fundamentale Erschütterung wesentlicher Stabilitätsparameter, aufgrund deren die Amalgamierung von ›Wirtschaft‹ und ›Identität‹ sich expliziert und offen zutage tritt. Insofern wird Krise als fundamentale Krise von Gesellschaft insgesamt beschreibbar.

3. Vermittelt wird der ökonomische und subjektive Zusammenbruch anhand für das Erzählen von Krise generell charakteristischer Strukturen, Muster und Motive, die mittels der narratologischen Analyseparameter ›Trennung‹, ›Liminalität‹, ›Reflexive Ambiguität‹, ›Identitätsfragilität‹ und ›Angliederung‹ fassbar gemacht werden können.

Auf Grundlage dieser theoretischen Modellierung des Nexus ›Wirtschaft – Identität – Krise‹ soll nunmehr die Literarisierung der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 im deutschsprachigen Raum untersucht werden. Die drei hierzu exemplarisch ausgewählten Romane repräsentieren dabei jeweils eine der drei herausgearbeiteten literarischen Aktualisierungsarten der Finanz- und Wirtschaftskrise: So findet sich die Finanz- und Wirtschaftskrise in Magnussons *Das war ich nicht* als Dechiffrierungscode, in von Steinaeckers *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* als Handlungssetting und in Knechts *Wald* als Handlungsmovens realisiert.

Es gilt im Zuge der textanalytischen Arbeit zum einen, der fiktionalen Realisierung der erläuterten elementaren Verwobenheit von Wirtschaft und Identität nachzugehen als auch das dergestalt entworfene Gesellschaftsbild zu perspektivieren. Daran anknüpfend ist zum anderen die konkrete narrative Ausgestaltung des Erzählens von ebenjenem existenziellen ökonomischen Systemkollaps in den Blick zu nehmen. Methodisch wird zu diesem Zweck auf die fünf, von mir extrahierten Analyseparameter zur Vermessung von Krise als ein spezifischer Erzählmodus – ›Trennung‹, ›Liminalität‹, ›Reflexive Ambiguität‹, ›Identitätsfragilität‹ und ›Angliederung‹ – zurückgegriffen. Abschließend sollen die eingangs meiner Arbeit formulierten Forschungsfragen und -thesen resümierend dargelegt werden.



## 7 ›Trennung‹ als narratologischer Parameter von Krise

---

»[Es] war [...] ein riesiges, uferloses Schuldenloch, in dem alles verschwand, versank und verschlungen wurde, was ihr gehört, was sie sich erarbeitet hatte, was ihr wichtig war, ihr Werk, ihr Zuhause, ihr Name.«<sup>1</sup>

Das Erzählen zäsierender Ereignisse, die für die Figuren den abrupten oder sukzessiven Verlust zentraler existenz- und identitätsgenerierender Koordinaten zeitigen, ist in allen drei hier exemplarisch zur Analyse ausgewählten Romanen der Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur präsent. Die jeweilige konkrete erzähltechnische Realisierung von ›Trennung‹ als Kennzeichen des spezifischen Erzählmodus ›Krise‹, in dem ökonomische und subjektiv-personale Frakturen ineinandergreifen, soll nun nähergehend behandelt werden.

### 7.1 Kristof Magnusson *Das war ich nicht* (2010)

Als narrative Signatur von Krise tritt ›Trennung‹ in Magnussons multiperspektivischem Roman *Das war ich nicht* in facettenreicher inhaltlicher Ausgestaltung zutage. Aus kapitelweise abwechselnder, homodiegetischer Sicht erzählt, zeigt sich hier anhand der Figuren Jasper, Meike und Henry »die Finanzkrise mit einer Schaffens- und einer Sinnkrise«<sup>2</sup> verwoben, deren gemeinsamer Fixpunkt es ist, »dass sie durch den leichtsinnigen Umgang mit virtuellen, also nur in der Vorstellung existierenden Größen ausgelöst werden«.<sup>3</sup> Sämtliche drei Hauptfiguren sind in einer existenz- und identitätsbetreffenden Ausnahmesituation verortet,<sup>4</sup> die zäsierende

---

1 Doris Knecht: Wald. Berlin 2015, S. 168. Im Folgenden zitiert mit der Sigle ›W‹ und der Seitenangabe direkt im Fließtext.

2 Maidt-Zinke: Alle Flaschen leer.

3 Ebd.

4 Vgl. Tabassi: Motiv der Finanzkrise, S. 515–517.

Ereignisse bzw. Entwicklungen evoziert – spricht: ›Trennung‹ als narratives Krisencharakteristikum realisiert – und im Zuge dessen die ökonomische Bedingtheit und Fragilität moderner Identitätskonzeption sichtbar werden lässt. Während auf der Inhaltsebene die einzelnen Handlungsstränge in *Das war ich nicht* komplex miteinander verflochten werden, zeichnet sich der Roman dabei stilistisch durch eine geradlinige, mit »leichte[m] Witz und schnelle[m] Dialog« gepaarte Erzählweise aus, die Bareis von einem »Theaterstil«<sup>5</sup> sprechen lässt.

Beginnend mit der Figur Jasper, werden nun die drei Hauptfiguren nacheinander unter dem Fokus des Krisenparameters ›Trennung‹ in den Blick genommen.

Gebürtig aus einer Kleinstadt bei Bochum stammend (vgl. D 229), arbeitet Jasper am Chicagoer Hauptsitz der amerikanischen Investmentbank Rutherford & Gold (vgl. D 65). Nachdem er dort »drei Jahre im Back-Office« (D 66) tätig und damit »einer von denen gewesen war« (D 52), die die Transaktionen im Händlersaal »kontrollierten« (D 52), ist er jetzt – nach mehreren gescheiterten Bewerbungen (vgl. D 66) – selbst Aktienhändler und als solcher »Vorne. An der Front« (D 11). Die Ausübung seines Berufs gilt ihm als »intensive[s] Leben [...], wo jede Sekunde zählt[]« (D 66) und in dem es »keine Langeweile« (D 66) gibt; überhaupt sind »Händler« für ihn »die Rockstars einer jeden Bank« (D 66). Jasper definiert sich folglich in erster Linie über seine Arbeit als Börsentrader. Seinem zentralen beruflichen Ziel, »seine Gewinne und damit auch seine Bonuszahlungen zu maximieren und in eine Position zu gelangen, die Verantwortung für mehr Geld mit sich bringt«,<sup>6</sup> ordnet er sowohl andere mögliche Seinsaspekte als auch die Pflege sozialer Beziehungen unter: »Gab bestimmt auch eine Zeit für das Privatleben. Frau. Kind. Später. Ich war erst 31. Zwischen 30 und 40 muss man brennen.« (D 9) Abgesehen von den regelmäßigen Telefonaten mit seiner Mutter alle zwei Wochen (vgl. D 34) verfügt Jasper über keine weiteren sozialen Kontakte außerhalb seines beruflichen Umfelds. Zu seinen Freizeitaktivitäten rechnet er Schlafen (vgl. D 34) ebenso wie »ins Fitnessstudio [gehen] oder Essen einkaufen« (D 34), ansonsten spielt er in seiner arbeitsfreien Zeit, allein in seiner Wohnung mit »de[m] Computer auf dem Schoß« (D 34) auf der Couch sitzend, Schach (vgl. D 34). Identitätskonstitutiv ist für Jasper primär das »von ihm konstruierte[] Idealbild des Investmentbankers«,<sup>7</sup> dessen Aktualisierung ihm aber in mehrfacher Hinsicht nicht adäquat gelingt: Zum Beispiel hat er sich als typisches Attribut eines erfolgreichen Bankers ein BlackBerry gekauft, obwohl er »[e]igentlich [...] gar keinen BlackBerry [braucht]« (D 98) und bloß Spamnachrichten erhält (vgl. D 98). Zudem kommen ihm als »Junior Trader« (D 7) bei der Investmentbank lediglich eingeschränkte Befugnisse zu (vgl. D 83) und hat er überdies im Kolleginnenkreis eine Außenseiterrolle inne, die er sich mit seiner vorherigen Tätigkeit im

5 Bareis: Finanzkrise, S. 146.

6 Lüdeker: Spekulant, S. 202.

7 Ebd.

Back-Office erklärt: »[N]och immer schienen sie [= seine Kolleg:innen im Händler-saal, K.T.] nicht vergessen zu haben, dass ich mal einer von denen gewesen war, die [...] hinterherrechneten. So jemand war hier so beliebt wie ein Legebatterienbesitzer im Tierschutzverein.« (D 52) Indem Jasper seine Identität namentlich über das von ihm internalisierte Stereotyp eines erfolgreichen Aktienhändlers zu profilieren versucht, kann er ebenfalls seine soziale Beziehungslosigkeit positiv umdeuten bzw. sein Leiden daran ausblenden, wie exemplarisch sein imaginiertes Telefonat mit seinem früh verstorbenen Vater illustriert: »Es würde ihn freuen, was sein Sohn für eine Karriere hinlegte. Sein Sohn, der keine Probleme hatte, sondern nur Herausforderungen – der nicht einsam war, sondern auf das Wesentliche konzentriert.« (D 65) Die zu attestierende Inkonsistenz seines Identitätskonzepts bricht sich in seinem seinsprägenden Bedürfnis Bahn, sich selbst in seiner Arbeit als wirkmächtig zu erfahren und somit sein entworfenes Ideal eines Top-Bankers ins tatsächliche Er- bzw. Ausleben zu transferieren.<sup>8</sup> Dieser Punkt lässt sich meines Erachtens als das maßgebliche Movens von Jaspers sukzessivem Abgleiten in illegale Spekulations-geschäfte erachten; es greift insofern denn auch zu kurz, Jaspers »betrügerische[] Aktionen« pauschalisierend als Resultat »eine[r] allgemeine[n] Sinnleere«<sup>9</sup> zu bezeichnen, wie Bareis es vorschlägt. Konkret ist es die plötzliche Entlassung seines Kollegen Chris Neely, der »die größten Kunden« gehabt hat und autorisiert gewesen ist, »mit dem Kapital der Bank [zu] spekulieren« (D 54), die Jasper diesbezüglich für sich als Chance ergreift und – anders als von ihm intendiert – den Anfang seiner beruflichen Ab- bzw. Ausstiegskaskade markiert. ›Trennung‹ findet sich damit anhand der Figur Jasper zum einen als quasi-topografische Abkehr vom legalen Arbeitshandeln sowie zum anderen als absichtslose Entledigung der imaginierten beruflich-identitätsgenerativen Idealkonzeption erzählt. Unerlaubterweise leitet Jasper die eigentlich seinem gekündigten Kollegen geltenden Kundenanrufe auf sein eigenes Telefon um (vgl. D 78):

Telefon.

›Chris?‹ sagte jemand.

›Chris Neely ist in einer Besprechung. Kann ich Ihnen helfen?‹

›Ich brauche einen Kurs für 80.000 UBS Basis 40, Junifälligkeit. Call.‹

Schon bevor ich UBS bei Bloomberg eingegeben hatte und der Kurs auf dem Bildschirm erschien, war mir klar, dass diese Order zu groß für mich war.

›Hab ich für 17,63‹, sagte ich.

›Machen wir.‹

›Okay‹, sagte ich und suchte mir die 80.000 Kontrakte zusammen. Klickte auf Speichern. [...] Ich war angewiesen, Transaktionen im Volumen von mehr als einer Mil-

8 Vgl. ausführlicher zu Jaspers instabiler Identitätskonzeption das Kapitel 10.1: Kristof Magnusson *Das war ich nicht* (2010).

9 Bareis: Finanzkrise, S. 146.



lion an erfahrene Kollegen weiterzuleiten. Was passierte, wenn ich versuchte, ein solches Geschäft selbst auszuführen, hatte ich nie ausprobiert. Nun wusste ich es: nichts.

Das System führte es einfach aus. Während ich die Order zu dem Kunden routete, nahm ich mir ein Snickers [...]. Führte eine weitere Kundenorder aus. Auch sie war eigentlich zu groß für mich. Dann noch eine. (D 82f.)

Ohne Wissen seines Vorgesetzten macht sich Jasper die Position eines höhergestellten Aktientraders zu eigen und tritt in dieser Rolle per Telefon nach außen hin auf. Obschon er nicht die Berechtigung für »Kundenorder« mit einem Auftragsvolumen »von mehr als einer Million« besitzt, nimmt er diese zur Bearbeitung an und stellt dabei fest, dass sein unautorisiertes Tun vom »System« nicht als solches erkannt, sondern seine Eingabe stattdessen »einfach aus[geführt]« wird. Euphorisiert vom Erleben seiner unerwarteten Handlungsmacht wickelt Jasper in rascher Folge die hereinkommenden, »eigentlich zu groß[en]« Aufträge ab. In diesem Zustand der Hochstimmung erreicht ihn ein Anruf von seinem Kollegen Jeff, der ihm hilfesuchend erzählt, dass er »einen Fehler gemacht ha[be]« (D 83): »Ich sollte 3.000 HST, Basis 55, Märzfälligkeit, Calls kaufen. Und habe sie stattdessen *verkauft*.« [...] Er [= Jeffs Kunde, K.T.] hatte auf das Steigen von *HomeStar* [= eine Aktie, K.T.] gewettet [...]. Jeff hingegen, hatte Kontrakte verkauft, die er nicht hatte.« (D 83f.) Hybrisartig davon überzeugt, die weitere Aktienentwicklung einschätzen und richtig beurteilen zu können, nimmt Jasper Jeffs »12.000 Dollar Verlust [...] in [s]eine[] Bücher[]« (D 84); das »Risikoprofil« hält er für überschaubar und »in Ordnung« (D 85). Er rechnet damit, das Defizit leichterhand durch den erwartbaren Aufschwung der Aktie »mehr als aus[]g[e]ichen« (D 85) zu können. Wie Lüdeker diesbezüglich herausstellt, ist es beileibe »kein Altruismus, der ihn die Verluste [...] übernehmen lässt«, vielmehr wird Jasper angetrieben von seiner eigenen »Lust am Risiko«, verbunden mit seiner »Einbildung, den Fehler ausgleichen zu können«;<sup>10</sup> subversiv nimmt er ohne Autorisierung die Position eines – erfolgreichen – Aktientraders ein. Jaspers Streben, seine Idealvorstellung eines Investmentbankers identitätsgebend umzusetzen, zeigt sich nicht daran geknüpft, dass dies auf legale Weise geschieht, denn »es [geht] ihm nicht darum ›richtig zu handeln‹; tatsächlich »handelt er ausschließlich regelwidrig, weil er es kann [...] [und] Befriedigung schafft ihm der Vollzug.«<sup>11</sup> In diesem Sinne resümiert er erfolgstrunken angesichts des Erfahrens seiner eigenen Wirkmacht: »So ging das mit der Karriere! Man musste nur was riskieren.« (D 119)

10 Lüdeker: *Spekulant*, S. 202.

11 Ebd., S. 203.

Da der Kurs der HomeStar-Aktie rasanter als von ihm prognostiziert steigt, sieht sich Jasper erneut zu einem buchungstechnischen Täuschungsmanöver gezwungen, um sein Tun zu verschleiern:

Sofort checkte ich auf Bloomberg den Kurs von *HomeStar*. 68,97. [...] Vor meiner Mittagspause waren es 59,03 gewesen. Plus 18 % in nicht mal einer Stunde. Ich sah auf die Analystennachrichten. Dort stand es gleich drei Mal, fett markiert und rot: ein Gerücht, dass ein Investor im großen Stil *HomeStar*-Aktien kaufte. Je weiter der Kurs stieg, desto mehr Anleger glaubten daran. Und kauften auch. [...] Während ich im *Caribou* mit Meike redete, hatte ich 200.000 Dollar verdient. [...] Das wird auffallen. [...]

Daran, dass auch ein *Gewinn* zu groß werden konnte, hatte ich nicht gedacht. [...] Ich hatte ohne Erlaubnis mit dem Geld der Bank spekuliert. Alex [= Jaspers Vorgesetzter, K.T.] müsste mich abmahnen, da war es egal, ob ich gewonnen oder verloren hatte. [...] Ich musste handeln. Die Position glattstellen. Jetzt. Sofort. [...] Ich öffnete Neelys Account. Heute war der letzte Tag, an dem wir mit dem alten Passwort reinkamen, das der Systemadministrator uns gegeben hatte. [...]

Theoretisch konnte ich einfach ein neues Passwort eingeben und den Account weiter nutzen. Und da Chris autorisiert war, mit dem Kapital der Bank zu handeln, würde mein Gewinn dort nicht so schnell auffallen.

Ich gab das alte Passwort ein, dann *Meike* als neues Passwort [...]. [...] Dann markierte ich meine Gewinn-Position auf *Equinox*, suchte im Menü den Auftrag *Routen* und buchte sie rüber zu Chris. (D 104f.)

In weniger als »einer Stunde« ist der »Kurs von *HomeStar*« um »18 %« gestiegen; »dass auch ein *Gewinn* zu groß werden konnte«, hat Jasper nicht in Betracht gezogen. Nach kurzer Zeit befindet sich ein derart hoher Geldbetrag auf seinem Konto, dass er ein Entdecken seines unautorisierten Spekulationsgeschäfts befürchten muss. Eine Abmahnung als wahrscheinliche arbeitsrechtliche Konsequenz vor Augen, begeht er den nächsten Regelbruch: Jasper beginnt, »den Account« seinen geschassten Kollegen Chris zu nutzen, um seine illegalen Aktivitäten zu vertuschen; doch geraten ihm in der Folge seine Spekulationsgeschäfte weiter außer Kontrolle:<sup>12</sup>

Schon Sekunden später war meine Wette aufgegangen: Ich hatte den Gewinn aus dem unautorisierten Geschäft komplett wieder verloren. In meinem Magen statt Schmerz nun ein wohliges Kribbeln. [...] Es hatte geklappt. Jetzt verkaufen, alles ausgleichen und so was nie wieder machen. [...] Als ich gerade auf das Kaufgesuch klicken wollte, verschwand es. Jemand anders war schneller. *HomeStar* stieg weiter, der Preis für Verkaufsoptionen fiel. [...] Niemand, der mir die Kontrakte abnehmen wollte. [...] Als der Kurs unter 6,00 gefallen war, rechnete ich nach. 650.000

12 Vgl. Tabassi: Motiv der Finanzkrise, S. 515.

Dollar Verlust, sechshundert ... Einen Moment tat ich nichts. Hoffte auf ein Wunder. [...] Ich dachte nichts, handelte nicht. Rechnete nur noch meinem Verlust hinterher. (D 106f.)

Es misslingt ihm, seine »Kontrakte« rechtzeitig zu verkaufen, der illegal gemachte Gewinn von 200.000 Dollar verwandelt sich in einen stetig größer werdenden Minusbetrag. Fassungslos seinem »Verlust hinterher[rechnerisch]«, zeigt sich Jasper zunächst unfähig, zu reagieren. Im zunehmend aussichtsloser werdenden Bestreben, einerseits das generierte Defizit zu tilgen sowie im Zuge dessen andererseits auch sein Identitätsideal »Top-Banker« weiter realisieren zu können, verliert er sich immer mehr in buchhalterischen Verschleierungsstrategien;<sup>13</sup> schließlich hat er für die Bank »eine[n] Verlust von ein paar Hundert Millionen Dollar« (D 227) zu verantworten. Jaspers »Fehlspekulation gigantischen Ausmaßes [ist] nicht mehr [zu] verbergen«,<sup>14</sup> sich sein berufliches Scheitern eingestehend (vgl. D 217), verlässt er fluchtartig Chicago »und setzt sich nach Deutschland ab«:<sup>15</sup>

Bei der Sicherheitskontrolle [= am Flughafen, K.T.] schmiss ich meine persönlichen Gegenstände in eine graue Plastikwanne. Ging, ohne Handy, ohne Gürtel, ohne Jacke und ohne Geld, durch den Metalldetektor und fühlte mich plötzlich frei. Ich betrat eine neue Welt, ging ihr mit weit ausgebreiteten Armen entgegen, während mich jemand abtastete. [...] Rutherford & Gold war vorbei. (D 227)

Jasper trennt sich von seiner ehemals handlungsleitenden Identitätskonzeption; »seine Laufbahn ist [...] an ein Ende gelangt« ebenso wie »die Geschichte des Bankhauses Rutherford & Gold«,<sup>16</sup> das Bankrott anmelden muss (vgl. D 242) und dadurch »erdruhschartige[] Kursverluste[] an den Aktienmärkten« (D 242) auslöst. Wie Lüdeker resümiert, ist Jaspers »Ausstieg aus dem Traumjob, in dem er nicht bestehen konnte«, letztlich »ein Befreiungsakt«:<sup>17</sup> Er erkennt, dass er sein Selbst nicht über die Realisierung seiner imaginierten beruflichen Identitätskonzeption entwerfen kann; durch die »Sicherheitskontrolle« am Flughafen gehend, wähnt er sich auf einmal davon »frei« und »eine neue Welt« betretend.

›Trennung« zeigt sich dementsprechend anhand der Figur Jasper als sukzessiver, unbewusst-eigenaktiv betriebener Loslösungsprozess von einer identitätsfigurativen beruflichen Selbstkonzeption erzählt, der sich in einem ökonomischen Crash auf der funktionalen Systemebene radikalisiert und dergestalt der Finanzbranche

13 Vgl. Lüdeker: *Spekulant*, S. 203.

14 Schumacher: *Szenarien des Endes*, S. 109.

15 Ebd.

16 Ebd.

17 Ebd.

als Arbeitsumfeld ein positiv identitätskonzeptionelles Potenzial abspricht. Insofern formuliert sich ›Trennung‹ hier zugleich als ein doppelter Erkenntnisprozess – in subjektiv-personaler und gesellschaftlicher Hinsicht – aus.

An der Figur Meike, der Zelik lapidar eine »Anfang-Dreißiger-Krise«<sup>18</sup> attestiert, findet sich ›Trennung‹ als ›Krise‹ formulierendes Momentum, das sich in wirtschaftlich-identitätsbezogener Spannweite entfaltet, ebenfalls erzählerisch umgesetzt. Meike, die während ihres Studiums »Groschenromane [...] übersetz[t]« (D 37) hat, versteht ihre jetzige Arbeit als Übersetzerin eines US-amerikanischen Bestsellerautors regelrecht als eine schicksalshafte Bestimmung: »[S]eit ich Henry LaMarck übersetzte, schien es mir, als hätte ich nie etwas anderes tun wollen.« (D 40) Ihr Identitätswurf ist dementsprechend eng mit ihrer beruflichen Tätigkeit verknüpft, sie generiert hieraus für ihr eigenes Selbst Sinnstiftung. So benennt sie es als ihr dezidiertes »Ziel im Leben« (D 40), »Henry LaMarck endlich zu dem Ruhm zu verhelfen, den Deutschland ihm bisher vorenthalten hatte.« (D 40) Dies gelingt: Dank ihrer Übersetzung wird dessen Roman »*Howards Hotel* [...] [sein] erster Bestseller in Deutschland« (D 40). »Nach d[ies]em Erfolg« (D 40) vom Verlag mit der Neuübersetzung seines »vor etlichen Jahren« mit dem »Pulitzerpreis« (D 26) ausgezeichneten Romans »*Unterm Ahorn* und andere[n] frühe[n] Romane[n]« (D 40) betraut, kann Meike sowohl ihre Existenz wirtschaftlich absichern (vgl. D 40) als auch sich als angesehene Übersetzerin im Literaturbetrieb etablieren: »[D]as erste Suchresultat, wenn ich meinen Namen bei Google eingab, [war] nicht mehr *ww.w.stayfriends.de. Brillant übersetzt von Meike Urbanski* stand da nun auf den Seiten renommierter Zeitungen.« (D 40) Sie erklärt »Henry LaMarcks Lebenswerk« (D 67) allerdings nicht nur in arbeitstechnischer Hinsicht zu ihrem eigenen (vgl. D 67), sondern legt es sich geradezu als wirklichkeitsauthentische Handlungsfolie und Abbild von Realität vor: Beispielsweise kocht sie ein, in einem seiner Romane beschriebenes »Muschelrezept« (D 197) für ihren Freundeskreis nach – »[e]s war ein desaströser Abend gewesen [...]. Henry LaMarck hatte sich bei der Salzdosierung vertan, drei Esslöffel stand da, doch drei Teelöffel hätten mehr als gereicht« (D 194) – oder »folg[t]« den Figuren »auf dem Stadtplan mit dem Finger [...], wobei ich manchmal sogar kleine Fehler fand: Menschen trafen sich an Straßenecken oder überquerten Brücken, die es nicht gab. Das konnte ich dann korrigieren.« (D 87) Darüber hinaus nimmt sie sich Henrys literarische Vorlage für ihre eigenen Lebensentscheidungen zur Orientierung: »Graham Santos [= die Hauptfigur aus Henrys Roman *Unterm Ahorn*, K.T.] [...] verlässt seine Freundin, sein normales Leben, heimlich und mitten in der Nacht, und kauft sich ein Haus, zwar nicht an der Nordsee, [...] aber das war auch der einzige Unterschied. [...] Ich hatte es so gemacht wie er.« (D 193) Rückgreifend auf das fiktionale Vorbild macht sich Meike »heimlich aus dem Staub« (D 19): Sie trennt sich von ihrem langjährigen sozialen

18 Zelik: Ein spektakulärer Schnellschuss.

Lebenskontext, dem sie sich ob seiner zunehmenden Verbürgerlichung entfremdet fühlt (vgl. D 18f.).<sup>19</sup> Radikal bricht Meike mit ihrem Freund Arthur (vgl. D 19) sowie ihren »gemeinsamen Pärchenfreunde[n]« (D 18) und kauft sich »sehr billig« (D 42) ein »verwahrlost[es]« (D 23) Haus in der nordfriesischen Einöde (vgl. D 24). Über Nacht verlässt sie das Hamburger Schanzenviertel, wo sie rund ein Jahrzehnt gewohnt hat (vgl. D 18):

[I]ch [erledigte] den Umzug allein, heimlich und morgens um vier. [...] Es war, als hätte ich schon bei der Auswahl meiner Möbel darauf geachtet, dass sie weder besonders sperrig noch schwer waren: Das Bett gehörte Arthur, doch ich besaß ein Schlafsofa, ein Designerstück aus gepresstem Styropor, das weniger als 25 Kilo wog und sich mühelos die Treppen hinuntertragen ließ. Die Beine meines Schreibtisches hatte ich bereits am Vorabend abgeschraubt, und der Rest kam in Umzugskisten. Nach kaum einer Stunde war alles in dem Renault-Rapid-Transporter verstaut, den ich mir vor einigen Wochen gekauft hatte. Ich nahm mir sogar die Zeit, Arthurs Möbel zu verrücken und die Bücher in den Regalen umzustellen, sodass ihm meine Abwesenheit vielleicht nicht sofort auffallen würde, wenn er von seiner Ausstellungseröffnung in München zurückkam. (D 18)

Wie Zelik ebenfalls hervorhebt, gleicht diese Loslösung Meikes aus ihrem gesamten privat-sozialen Umfeld einer Flucht,<sup>20</sup> die ihr Leben zäsierend in ein Vor- und Nachher unterteilt. Als Möbelstücke lediglich das »Schlafsofa« sowie den »Schreibtisch« mitnehmend, sind ihre Sachen in »kaum einer Stunde« in einem eigens zu diesem Zweck erworbenen Auto »verstaut«. Die in der Wohnung verbliebenen »Möbel [...] und die Bücher in den Regalen« ordnet sie ferner um, damit ihrem Freund, der von ihrer Entscheidung nichts weiß, ihr Weggang »vielleicht nicht sofort auff[ällt]«, wenn er von seiner »Ausstellungseröffnung in München« zurückkommt. Indem sich Meike auf diese Weise rigoros dem Gespräch mit ihm entzieht – so »ersetzt« sie in ihrem Handy auch seinen gespeicherten »Namen durch *Nicht rangehen*« (D 63) –, finalisiert sie ihren Entschluss als unumkehrbar: »Als ich wenig später auf die A 23 fuhr und in Richtung Husum/Heide Gas gab, war ich mir sicher, dass ich diese Stadt nie wiedersehen würde.« (D 18) Aktiv von ihr vorangetrieben, entledigt sich Meike demgemäß zentraler Seinsaspekte ihrer bisherigen Lebensfiguration und zieht ins sprichwörtliche Niemandsland: Ihr Haus liegt jenseits des »Ortsausgangsschild[s], das unter dem durchgestrichenen Tetenstedt eigentlich den Namen der nächstfolgenden Ortschaft zeigen müsste, doch [...] [da] war nur ein gelbes Nichts« (D 61f.).

19 Vgl. zu Meikes radikalem Bruch mit ihrem sozialen Lebenskontext in Hamburg und ihrem instabilen Selbstentwurf auch die Kapitel 9.1: Kristof Magnusson *Das war ich nicht* (2010) und 10.1: Kristof Magnusson *Das war ich nicht* (2010).

20 Vgl. Zelik: Ein spektakulärer Schnellschuss.

›Trennung‹ artikuliert sich hier demgemäß als radikaler, eigenaktiv betriebener Bruch mit dem bisherigen identitätsfigurativen Lebenskontext.

Diese Abkehr Meikes von ihrer bisher aktualisierten Selbstverortung im Hamburger Boho-Milieu amalgamiert sich mit dem drohenden Verlust ihrer wirtschaftlichen Existenzgrundlage und gleichfalls identitätszentralen fiktionalen Orientierungsfolie: Das von ihr »besonders gespannt« erwartete Manuskript Henrys, seines als »Jahrhundertroman« angekündigten neuen Titels über den »Terroranschlag[] auf das World Trade Center« (D 40), trifft nicht ein. Vergebens kontrolliert sie mehrmals täglich ihren Briefkasten: »Der Briefkasten war leer. Wer hätte auch etwas einwerfen sollen, seit ich gestern vor dem Schlafengehen das letzte Mal nachgesehen hatte?« (D 16) Finanziell auf den Übersetzungsauftrag angewiesen, da ihr »Geld durch Umzug und Hauskauf aufgebraucht« (D 61) ist, ist für Meike die Nachricht, die sie letztlich vom Verlag erreicht, dass »Henry [...] nicht geliefert« hat, es überhaupt »kein Manuskript« gibt und er zudem als »verschwunden« (D 63) gilt, von existenzgefährdender Qualität:

Mein Mobiltelefon klingelte, zum ersten Mal in meinem Haus. [...]

›Hallo Meike‹, sagte Thorsten Fricke [= Lektor aus dem deutschen Verlag Henrys, K.T.]. ›Hast du meine Mails nicht gelesen? Natürlich hast du das nicht. Sonst hättest du mich längst angerufen.‹ ›Ich habe noch kein Internet hier.‹

[...]

›Also, was ich dir geschrieben hatte‹, sagte er dann [...]. ›Es gibt ein Problem mit dem neuen Buch. Henry hat nicht geliefert.‹

›Nicht geliefert?‹

›Es gibt kein Manuskript. Er ist, na ja, er scheint verschwunden zu sein.‹

›Verschwunden.‹

›Parker [= der amerikanische Verlag Henrys, K.T.] hat eine Überraschungsparty zu seinem Sechzigsten gemacht. Und er ist weggelaufen.‹

›Henry LaMarck läuft doch nicht einfach so weg.‹

›Auf jeden Fall ist er seitdem nicht mehr in seiner Wohnung aufgetaucht.‹

[...]

›Nun entspann dich mal. Er braucht einfach länger mit dem Buch, das ist alles. Sobald er fertig ist, taucht er bestimmt wieder auf.‹

›Könnt ihr mir trotzdem schon den Vorschuss zahlen?‹

›Solange wir kein Manuskript von ihm haben? Nein.‹

›Aber ich muss...‹, ich dachte an die erste Rate für den Kredit, die fällig war, ›... wirklich nicht?‹

›Wenn es in der nächsten Woche nicht kommt, müssen wir es ein halbes Jahr schieben. Oder ein Jahr.‹

Ich legte auf [...]. [...] Die Wischfärbung an den Wohnzimmerwänden war zu einem sich langsam beschleunigenden Mahlstrom geworden, sodass ich mich ans Fenster stellte, ohne Getränk, ohne Musik. Draußen waren wieder Schafe auf der Wiese, genau genommen ein Schaf. (D 62–64)

Ohne Aussicht darauf, zeitnah neue finanzielle Mittel zu erhalten, sieht sich Meike schlagartig in eine »private[] Finanzkrise«<sup>21</sup> geraten. Für sie eröffnet sich eine Notlage, die ihre bereits prekäre Existenz- und Identitätsfiguration völlig zu liquidieren vermag. Ihrem drohenden Ruin ansichtig, verwandelt sich ihr die Umgebung in einen »langsam beschleunigenden Mahlstrom«; allein am »Fenster« stehend, wird sie sich unmittelbar ihren radikalen Rückzug aus ihrem bisherigen sozialen Lebensmilieu als existenziell folgenreich bewusst. Das ausbleibende »Manuskript« Henrys zeitigt für Meike die konkrete Konsequenz, dass ihr fest eingeplantes Übersetzungshonorar wegfällt, mit dem sie die erste Kreditrate für das Haus bezahlen wollte (vgl. D 42). Da sich ferner der Zeitpunkt der Romanpublikation voraussichtlich um »ein halbes Jahr [...] [o]der ein Jahr« verzögern wird, bleibt es für Meike ungewiss, wann sie neuerlich Einnahmen erwarten kann; ist sie doch ökonomisch allein auf die Übersetzung von Henrys Œuvre angewiesen. ›Trennung‹ zeigt sich insofern als extern evozierte wirtschaftliche Existenzgefährdung ausgestaltet.

Derartig vom Verlust ihrer ökonomischen Identitätskoordinate bedroht und damit verbunden mit einer tiefgreifenden Destabilisierung ihres Selbstentwurfs konfrontiert, sieht Meike sich zum Handeln gezwungen:

Bleierne Stille im ganzen Haus. Ich hörte, wie das Blut in den Adern rauschte, hörte mein Herz, das noch fünfzig Jahre so weitermachen würde, und überlegte, ob Henry LaMarck in diesem Moment genauso verwirrt durch Chicago irrte. [...] Ich konnte nicht glauben, dass er den Roman nicht fertig geschrieben hatte. Er hatte ihn abgeschlossen, fertig geschrieben, vollendet. Dann war er völlig erschöpft bei *Parker Publishing* angekommen und was machten die? Eine Überraschungsparty! Hätte ich denen auch sagen können, dass Henry LaMarck da einen Schock bekommt. [...]

Vielleicht wäre es gut, wenn eine Person sich mit ihm treffen würde, die nicht von Verlag kam. Jemand, zu dem er keine enge persönliche Beziehung hatte, und der sein Werk dennoch gut kannte. [...] Ich war diese Person. (D 68f.)

Meike stellt sich Henrys Roman als »fertig geschrieben« sowie ihn selbst in einer psychischen Ausnahmesituation befindlich vor und imaginiert sich im Zuge dessen gleichfalls als die einzig qualifizierte »Person«, die ihm zu helfen vermag. Auf Grundlage dieser, von ihr visionierten Wirklichkeit entscheidet sie sich, nach Chicago zu fliegen, um dort Henry zu finden und sich »den Jahrhundertroman« – also ihre wirtschaftliche und identitätsgenerative Seinsgrundlage – geradezu »ab[zu]holen wie eine bestellte Torte« (D 197); die Reise gedenkt sie sich durch den Verkauf eines Bildes, das sie von ihrem Ex-Freund »zu[m] [...] dreißigsten Geburtstag geschenkt [bekommen] hat[]« (D 68), zu finanzieren. Vor dem Hintergrund einer wirtschaftlichen und personalen Identitätsprekarisierung gewinnt ›Trennung‹ erzählerisch als

21 Tabassi: Motiv der Finanzkrise, S. 516.

Kennzeichen von Krise anhand der Figur Meike dementsprechend ebenfalls topografisch Gestalt.

Auch die »Schaffenskrise«<sup>22</sup> Henrys, der dritten Hauptfigur des Romans, artikuliert sich aus dem Erleben einer ökonomisch-identitätsfigurativen Zäsur. Der renommierte Bestsellerautor hadert mit seinem Alter sowie seiner öffentlichen Bekanntheit; sich im Spiegelglas einer Fahrstuhlkabine ansehend, bilanziert er: »Hier stand ein berühmter Mann, der nicht alt sein wollte. Oder ein alter Mann, der nicht mehr berühmt sein wollte?« (D 28) Henry erlebt seinen performten Selbstentwurf nicht mehr als identitätskongruent. Durch regelmäßige Massageterminen, bei denen als individuelles »Anti-Aging-Programm [...] physiotherapeutische und kosmetische Elemente kombiniert[]« (D 58) werden, sowie durch ein dreimal wöchentliches »Workout« (D 75) bei einem Personal Trainer, versucht er, sich seine körperliche Fitness zu bewahren und zugleich sein Alter äußerlich zu kaschieren. Er sieht sich in einem für ihn unstimmig gewordenen Identitätskonzept verhaftet, ohne aber eine tragfähige Alternative formulieren zu können. Jenseits seiner beruflichen Verbindungen (vgl. D 25) krankt Henry außerdem verstärkt am Erleben seiner sozialen Einsamkeit: »Es gab keinen Schulfreund aus der Zeit, bevor ich ein weltberühmter Autor geworden war, meine Eltern waren tot, Geschwister hatte ich nicht« (D 59). Weder verfügt er über familiäre noch andere engere soziale Beziehungen; seine letzte mehrjährige Partnerschaft endete bereits Mitte der 1990er-Jahre (vgl. D 59). Seit her hat Henry zu seinem einstigen Lebensgefährten Andrew keinen persönlichen Kontakt mehr, nichtsdestotrotz »verfolgt[]« er seit Kurzem online »auf eine[r] Seite namens [www.ratemyprofessors.com](http://www.ratemyprofessors.com) [...] mit, wie [...] [diesen] Monat für Monat Studenten dafür rügten, dass er der unordentlichste Professor sei, den sie je hatten« (D 102). Henrys Verwerfungen in seinem Selbstbild kulminieren in einer »Schreibblockade«;<sup>23</sup> unfähig geworden, seiner beruflichen Tätigkeit nachzugehen, zeigt sich ihm sein wesentlicher identitätsfigurativer Seinsaspekt zerrüttet.<sup>24</sup> Er hat seinen zentralen – ökonomisch verwertbaren – Identitätsparameter verloren. ›Trennung‹ findet sich angesichts dessen als innersubjektive Abkehr von identitätsprägenden Aspekten des Selbst motivisch umgesetzt: Dezidiert perspektiviert Henry »[s]ein Leben« von dem Zeitpunkt an als »entgleist« (D 163), an dem ihm in einer britischen Fernsehtalkshow »nichts Besseres ein[fiel], als einen Jahrhundertroman anzukündigen und mir damit die ganze Misere einzubrocken. Seitdem hatte ich nichts mehr geschrieben.« (D 164) Wie Mайдt-Zinke betont, ist Henrys öffentlichkeitswirksame Verlautbarung eines »Opus magnum«<sup>25</sup> über die Terroranschläge vom 11. Septem-

22 Ebd., S. 517.

23 Mайдt-Zinke: Alle Flaschen leer.

24 Vgl. zu Henrys Identitätsdestabilisierung ausführlich auch das Kapitel 10.1: Kristof Magnusson *Das war ich nicht* (2010).

25 Bucheli: Höchststrafe Happy End.



ber 2001 namentlich dem Umstand geschuldet, dass »er Elton John [= der als weiterer Gast in der Sendung gewesen ist, K.T.] beeindrucken wollte«, da er diesen »als Künstler und aufgrund gemeinsamer erotischer Neigungen schätzt«:<sup>26</sup> So habe er sich ihm gegenüber »wie ein verklemmter Schreiberling, ein dummer Amerikaner« (D 163) gefühlt. »[O]hne den leisesten Anflug von Nervosität in London aus dem Flugzeug [ge]stieg[en]«, wird Henry »eine Stunde vor der Sendung [...] auf geradezu schulmädchenhafte Weise hibbelig« (D 163). Es ist sein inkonsistent gewordenes Selbstkonzept, das ihn letztlich zu der fatalen Aussage verleitet und ihn sodann final an dessen weiteren Verwirklichung scheitern lässt: Sein vollmundig angekündigter epochaler Roman – so würde er »praktisch seit dem 12. September 2001 heimlich [daran] arbeiten« (D 26) – erweist sich für Henry, von dem bislang »[f]ast jedes Jahr [...] ein neues Buch« (D 40) publiziert worden ist, als nicht realisierbar:

Eigentlich hatte ich gleich nach meinem verpatzten Auftritt in der BBC-Talkshow vor einem Jahr anfangen wollen, meinen neuen Roman zu schreiben. Dann beschloss ich, mich vorher ein kleines bisschen zu informieren, ein paar Zeitungsartikel über den 11. September zu lesen. Doch je mehr ich las, desto mehr wollte ich wissen. [...] Schließlich sollte es ja mein Jahrhundertroman werden, da konnte ich nicht einfach so drauflosschreiben – was dazu führte, dass ich überhaupt nichts schrieb. [...]

Spätestens als ich anfang, die Grundrisse des World Trade Centers Stockwerk für Stockwerk durchzuarbeiten, hätte ich wissen müssen, dass ich mich heillos verfranst hatte. [...]

Aber wirklich klar wurde mir das erst, nachdem der Brief von der Urbanski gekommen war. Fünf Seiten mit meinen Fehlern. [...] Und einen neuen Roman zu schreiben, hätte bedeutet, neue Fehler zu machen.

Wenige Tage nach dem Brief hatte ich beim Verlassen meines Arbeitszimmers die Tür aus Versehen etwas zu kräftig zugezogen. Ich hörte noch, wie drinnen ein Bücherstapel ins Rutschen kam und direkt vor die Tür fiel. Mein Roman hatte mich ausgesperrt. (D 159)

Habe er zum Einstieg in sein Schreibvorhaben lediglich »ein paar Zeitungsartikel über den 11. September [...] lesen« wollen, verliert sich Henry sukzessiv in immer kleinteiligeren Recherchen zum Terroranschlag auf das New Yorker World Trade Center. Durch seine öffentlich kommunizierte Ambition, einen »Jahrhundertroman« vorzulegen, findet er sich ohnedies unter einen enormen Erwartungs- und Erfolgsdruck gesetzt, ob dessen er schließlich »überhaupt nichts« zu schreiben vermag. Dass er seinem formulierten Anspruch nicht wird genügen können, macht ihm final der Brief seiner deutschen Übersetzerin – Meike – »wirklich klar«, die ihm seitenlang die »Fehler« seines jüngsten Romans – etwa »schiefe Metaphern,

---

26 Maidt-Zinke: Alle Flaschen leer.

logische Fehler« (D 194) – auflistet. Als schließlich »beim Verlassen des Arbeitszimmers [...] drinnen ein Bücherstapel [...] direkt vor die Tür« fällt und ihn regelrecht »aus[]sperrt«, nimmt Henry dies »zum Anlass [...], um [s]ein Arbeitszimmer nicht mehr zu betreten« (D 159). Es zeigt sich ihm nunmehr als ein Ort, der die konkreten Zeugnisse seines Versagens beherbergt und damit topografisch fassbar sein Scheitern illustriert, das ihm wiederum den Verlust seiner – Selbstentwurf bestimmenden – beruflichen Identitätskoordinate heißt. In dieser Hinsicht findet sich ›Trennung‹ als narratives Kennzeichen von Krise hier gleichfalls räumlich-symbolisch greifbar gemacht.

Henry entzieht sich dem Eingeständnis seiner Schreibblockade, sowohl sich selbst als auch seinem Verlag gegenüber. Als dieser, der für seinen annoncierten Jahrhundertroman »ein Marketingkonzept und eine Absatzprognose, in der das Wort ›Million‹ vorkam« (D 26) entwickelt hat, für ihn eine Überraschungsparty zu seinem 60. Geburtstag sowie zu seiner zweiten Nominierung für den Pulitzerpreis ausrichtet, sieht er sich plötzlich mit dem drohenden öffentlichen Eingeständnis seiner »Schaffenskrise«<sup>27</sup> konfrontiert:

Meine Verlegerin Gracy Welsh hatte mich zu *Parker Publishing* gebeten, angeblich um mir die Umschlagentwürfe für die Taschenbuchausgabe meines letzten Romans [...] zu zeigen. Als ich jedoch das Großraumbüro [...] betrat, standen plötzlich jede Menge Leute um mich herum und riefen: ›Überraschung!‹ [...]

Alle schienen zu jubeln, das sah ich ihren Gesichtern an, denn ich hörte nichts, und spürte auch nichts, außer diesem Herzrasen, das mich seit einiger Zeit immer wieder befiel und in meinem ganzen Körper wiederzuhallen [sic] schien, aufdringlich und schnell. Oh Gott. Ich war für den Pulitzerpreis nominiert, den ich vor etlichen Jahren schon einmal für meinen Roman *Unterm Ahorn* bekommen hatte. Damals war das eine echte Auszeichnung gewesen, doch jetzt schoss mir nur ein Gedanke durch den Kopf: Sie wollen dir schnell noch mal den Pulitzerpreis geben, bevor sie dich aufs literarische Abstellgleis schieben. Ein zweiter Pulitzerpreis, das war, als bekäme ich den Ehrenoscar für mein Lebenswerk. Danach konnte man nur noch eine künstlerisch relevante Sache tun: sterben. (D 25f.)

Geradezu eruptiv schlägt Henry die Außenwahrnehmung seiner Identitätskonzeption als arrivierter Bestsellerautor entgegen, die für ihn selbst jedoch an Gültigkeit eingebüßt hat. Der ihm in seiner Profession geltende Applaus wird von ihm weder »[ge]hört[]« noch »[ge]spürt[]«; lediglich sein »seit einiger Zeit« wiederkehrendes »Herzrasen« registriert er als direkte körperliche Reaktion darauf und Ausdruck seiner inneren Anspannung. Er erfährt die auf diese Weise unmittelbar – ihm gegenüber artikulierte – äußerer Perspektivierung seiner selbst durch sein soziales Umfeld als Widerspruch zu seinem eigenen Erleben. So gilt ihm denn auch seine

27 Tabassi: Motiv der Finanzkrise, S. 517.

mögliche zweite Auszeichnung mit dem Pulitzerpreis nicht als Zeichen der Anerkennung seiner literarischen Leistung, sondern ist ihm stattdessen ein Indiz dafür, dass er »aufs literarische Abstellgleis« geschoben werden soll. Fernerhin befürchtet er, von seiner Verlegerin Gracy auf sein noch nicht eingereichtes Manuskript angesprochen zu werden: »Sie [= Henrys Verlegerin, K.T.] würde mich fragen, wann das Manuskript käme. [...] Gracy sah ich an, dass sie wissen wollte, was los war. Sie wartete nur auf den richtigen Moment, um mich zu fragen.« (D 27) Um der für ihn blamablen Selbst- und Fremdoffenbarung seines Scheiterns an seinem prominent angekündigten Jahrhundertroman zu entgehen, stiehlt Henry sich heimlich von der Party fort: »Ich verschwand in Richtung Toilette, machte aber vor dem Auszug halt und drückte auf den Pfeil, der nach unten zeigte. [...] Eine knappe Stunde später stand ich in der Bar des *Estana Hotel & Spa* und hoffte, dass hier niemand nach mir suchen würde.« (D 28) Wie Tabassi pointiert, »befindet [er] sich [...] auf der Flucht vor dem Verlag, vor der Presse und vor sich selbst«:<sup>28</sup> Henry entzieht sich radikal einer Auseinandersetzung mit seinem inkonsistent gewordenen Selbstkonzept, das er weder für sich selbst überzeugend noch nach außen hin kommunizierbar reformulieren kann. Er verlässt abrupt seinen bisherigen Lebensentwurf und checkt unter dem Namen der Hauptfigur seines Erfolgsromans *Unterm Ahorn* in einem Hotel ein: »Graham Santos. Unter diesem Namen hatte ich mich angemeldet. Dass auf meiner Kreditkarte ein anderer Name stand, hatte er [= der Rezeptionist, K.T.] entweder nicht mitbekommen oder er ignorierte es ebenso diskret, wie der Barkeeper mich ignoriert hatte.« (D 30) ›Trennung‹ gewinnt hier dementsprechend motivisch als topografischer Wechsel in einen identitätsanonymen Seinszustand Kontur.

Henrys dergestalt Ausdruck findende Weigerung sich mit seinem dissonant gewordenen Selbstentwurf auseinanderzusetzen, mündet schließlich in der Selbsterkenntnis und zugleich öffentlichen Bekundung, seine berufliche Tätigkeit als Schriftsteller aufzugeben: »Es wird keine neuen Bücher mehr geben.« ›Was?‹, sagte Thorsten [= Lektor des deutschen Verlags Henrys, K.T.]. ›Ich gehe in Rente. Das ist doch ein schöner Abschluss, so ein kleiner Pulitzerpreis.« (D 279) ›Trennung‹ kann insofern anhand der Figur Henry ebenfalls als allmähliche, eigenaktiv betriebene Loslösung von einer zunehmend dem eigenen Selbstbild fehlgehenden Identitätskonzeption fassbar gemacht werden.<sup>29</sup>

Zusammenfassend lässt sich für die Aktualisierung von ›Trennung‹ als narratologischer Parameter von Krise in *Das war ich nicht* festhalten:

28 Tabassi: Motiv der Finanzkrise, S. 517.

29 Henrys öffentliche Verlautbarung seines Tätigkeitsendes als Schriftsteller kann sowohl über ›Trennung‹ als auch den narratologischen Krisenparameter ›Angliederung‹ interpretatorisch greifbar gemacht werden. Vgl. diesbezüglich zu Henrys Selbsterkenntnis und – perspektivischen – Neujustierung seines bis dahin primär mittels seiner beruflichen Profession figurierten Selbstentwurfs ausführlicher das Kapitel 11.1: Kristof Magnusson *Das war ich nicht* (2010).

›Trennung‹ findet sich anhand der drei Hauptfiguren des Romans facettenreich ausgestaltet. So ist mittels der Figur Jasper dieses Krisencharakteristikum als ein sukzessiver Loslösungsprozess von seiner orientierungsgebenden beruflichen Idealvorstellung ›Investmentbanker‹ erzählt, was zugleich als ein Scheitern an dessen Verwirklichung lesbar gemacht wird. Dementsprechend zeigt sich ›Trennung‹ hier als ein Erkenntnisprozess verhandelt; am Ende steht nicht nur Jaspers Abkehr von seinem Beruf, sondern gleichfalls der durch sein illegales Spekulationshandeln ausgelöste Ruin seines Bankhauses, wodurch zudem die Funktionsweise des finanzwirtschaftlichen Systems kritisch perspektiviert wird. Bei der Figur Meike lässt sich eine inhaltlich anders figurierte Realisierung von ›Trennung‹ erkennen. Hier ist es ein aktiv von ihr vorangetriebener Bruch mit ihrem bisherigen sozialen Lebenskontext nebst des plötzlichen, extern initiierten Verlustes des Übersetzungsauftrags als ihrer ökonomischen und identitätsgenerativen Existenzgrundlage, mittels derer sich Krise erzählt findet. In der Figur Henry zeigt sich wiederum eine subjektiv als unstimmig erlebte Identitätskonzeption mit der Einbuße des beruflichen Könnens amalgamiert. Seine Schreibblockade markiert plakativ den Verlust seiner bisher gültigen wirtschaftlichen und identitätsfigurativen Selbstkonzeption, die in seiner dezidierten Aufgabe seiner Tätigkeit als Schriftsteller kulminiert. Bei allen drei Figuren ist folglich ein fragil gewordener Selbstentwurf mit einer prekarierten ökonomischen Existenzsituation verquickt, aus dem heraus über den Parameter ›Trennung‹ Krise greifbar wird. Des Weiteren zeigt sich ›Trennung‹ auch topografisch – als Orts- bzw. Zustandswechsel – erzählerisch ausgestaltet: Jasper verlässt als Aktientrader seinen legalen Aktionsradius, Meike trennt sich von ihrem sozialen sowie geografischen Lebenskontext und Henry entzieht sich seinem destabilisierten Selbstkonzept durch die bewusste Anonymisierung seiner selbst.

›Trennung‹ wird in Magnussons Roman *Das war ich nicht* somit sowohl als zä-sierendes Ereignis, sukzessiver Loslösungsprozess als auch motivisch-topografisch umgesetzt greifbar.

## 7.2 Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012)

In von Steinaeckers Roman *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* zeigt sich ›Trennung‹ als narratives Charakteristikum von Krise anhand eines mehrfachen Verlustes von zentralen ökonomischen und sozialen Existenz- und Identitätsparametern seitens der autodiegetischen Erzählerin Renate realisiert. In dem erzähltechnisch »als eine einzige aufbauende Rückwendung« konzipierten Roman, der sich »der klassischen Struktur von Rahmen- und Binnen-

handlung«<sup>30</sup> bedient, legt diese einen »unzuverlässige[n] Selbstbericht«<sup>31</sup> vor: Sie zeichnet ihr »von der Arbeit fast vollständig vereinnahmte[s] und von schweren familiär bedingten psychischen Deformationen, Tablettensucht und Zwangshandlungen geprägte[s] Leben[]«<sup>32</sup> nach. Vom Erzählzeitpunkt aus retrospektiv fokussiert sie dabei namentlich die Ereignisse der letzten drei Monate seit ihrem Arbeitsplatzwechsel als Versicherungsmaklerin vom Frankfurter Hauptsitz des fiktiven Versicherungsunternehmens CAVERE zur Zweigstelle nach München. Ihr »Jahresbericht« kann im Zuge dessen – wie Hillebrandt überzeugend vorschlägt – insgesamt »als ein Versuch« gelesen werden, »sich der eigenen Identität zu versichern und diese in selbsttherapeutischer Absicht zu verändern«.<sup>33</sup>

Geradezu klischeehaft stellt die 42-jährige Renate »ein Musterexemplar von Karrierefrau«<sup>34</sup> dar, deren Selbstentwurf sich ausschließlich auf Basis ihrer beruflichen Tätigkeit formuliert: »CAVERE war seit zwölf Jahren mein Zuhause. [...] CAVERE hatte einen Traum. Die Steigerung der Quartalszahlen. In unseren 11-m<sup>2</sup>-Büros träumten wir alle diesen Traum.«<sup>35</sup> Renate hat sowohl »ökonomische Effizienzprinzipien und Methoden der Eigenevaluation in ihrer Arbeits- und Lebenspraxis restlos inkorporiert« wie sie gleichfalls sämtliche »Handlungen [...] nach einem Kosten-Nutzen-Schema ab[]w[iegt]«. <sup>36</sup> Beispielsweise legt sie diese analytische Matrix auf einen Besuch bei ihren ebenfalls in München wohnenden Zwillingbrüdern Erich und Erwin an; sie perspektiviert soziale Beziehungspflege auf Grundlage wirtschaftlicher Interessensabwägungen:<sup>37</sup>

Dass [...] mir in den vergangenen Wochen die eine oder andere Reminiszenz an meine Familie, insbesondere an meine Großmutter, in den Sinn gekommen war, hatte sicherlich auch eine Rolle bei der Entscheidung gespielt, noch vor Weihnachten einen Nachmittag für meine Brüder zu opfern, selbst wenn vielleicht auch ein Telefonat ausgereicht hätte, um die wechselseitigen Informationsstände zu aktualisieren. Beziehungen haben ihren Preis. Man bekommt aber auch etwas zurück. (J 136)

---

30 Klein: Effizienz und Existenz, S. 339.

31 Hillebrandt: Entgrenzung, Marginalisierung, Kompensation, S. 107.

32 Ebd.

33 Ebd., S. 108.

34 Rutka: Imaginationen des Endes, S. 457.

35 Thomas von Steinaecker: *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen*. Frankfurt a.M. 2012, S. 20. Im Folgenden zitiert mit der Sigle »J« und der Seitenangabe direkt im Fließtext.

36 Rutka: Imaginationen des Endes, S. 457.

37 Vgl. ausführlicher zu Renates Identitätskonzeption das Kapitel 10.2: Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012).

Am 1. Oktober 2008 – das heißt: kurz nach dem Bankrott der viertgrößten US-amerikanischen Investmentbank *Lehman Brothers*, dem ikonografisch gewordenen Ereignis der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 – nimmt Renate als »neue stellvertretende Abteilungsleiterin« (J 10) in der Münchener Niederlassung der Versicherungsgesellschaft ihre Arbeit auf.<sup>38</sup> Bereits an ihrem ersten Tag kündigt sich der Verlust ihrer vorrangig beruflich figurierten Identitätskonzeption an und findet sich dergestalt ›Trennung‹ als narratives Krisensignum – metaphorisch die Handlung vorwegnehmend – realisiert:

**Am Morgen meines ersten Arbeitstages** in München, der 01. Oktober 2008, blieb ich irritiert im Untergeschoss der U-Bahnstation Nordfriedhof vor den Treppen stehen, die an die Oberfläche führten. Dort, wo die Überdachung endete und damit auch die Wärme [...] bedeckte ein feiner Film aus Schnee die Stufen. Seit für die Region Wetteraufzeichnungen existierten, war es erst ein, zwei Mal zu einem so plötzlichen Kälteeinbruch gekommen. [...] Draußen herrschte eine von den Straßenlaternen und den Lichtern in den umliegenden Gebäuden ungesund orange eingefärbte Dämmerung, durch die Flocken wirbelten. Auf der anderen Seite des Mittleren Rings bemerkte ich eine Trauergemeinde. Vor den Mauern des Friedhofs, hinter denen die schwarzen Flügel der Engelsstatuen und Kreuze hervorragten, gingen circa dreißig Frauen und Männer in langen dunklen Mänteln und mit gesenkten Häuptern eng beisammen. [...] Doch dann steuerten die vermeintlich Trauernden nicht auf die Kapelle zu, sondern auf das Business-Towers-Areal einige Straßen weiter. Sie waren auf dem Weg zur Arbeit wie ich. (J 7f.)

Der Weg zu ihrer neuen Arbeitsstätte ist für Renate von einer unwirklich-düsteren Stimmung gezeichnet. Symbolträchtig setzt die Handlung nicht nur ausdrücklich am »01. Oktober 2008« – spricht: knapp zwei Wochen nach dem globalen Systemcrash – ein,<sup>39</sup> sondern Renate steigt ferner als Angestellte eines Unternehmens, das sich in Aktiengeschäften auf dem US-Markt verspekuliert hat (vgl. J 288), bezeichnenderweise auch an einer »Nordfriedhof« heißenden »U-Bahnstation« aus. Darüber hinaus verweist der jahreszeituntypische, mit Schneefall einhergehende »plötzliche[] Kälteeinbruch« auf ein Ende der Prosperität; die Zeit des Wachstums ist schlagartig vorbei. Die Welt zeigt sich Renate in eine seltsam zweifelhafte, vom künstlichen Licht der »Straßenlaternen und den Lichtern in den umliegenden Gebäuden« herrührende »ungesund orange eingefärbte Dämmerung« getaucht. In einer Gruppe von »circa dreißig Frauen und Männer in langen dunklen Mänteln und mit gesenkten Häuptern« meint sie zunächst, »eine Trauergemeinde« zu erkennen, die sich tatsächlich jedoch als ein Tross von Angestellten erweist, der sich »auf dem

38 Vgl. Rutka: *Imaginationen des Endes*, S. 457.

39 Vgl. Porombka: *Antlitz der Gegenwart*.

Weg zur Arbeit« befindet. Damit ist zu Handlungsbeginn eindringlich das allmähliche Implodieren von Renates ökonomisch-beruflich fundierten Selbstentwurf über die metaphorische Aktualisierung des Krisenparameters ›Trennung‹ vorweggenommen. Rutka sieht denn auch Renates »Untergang und endgültige[n] Abstieg [sich] [...] nach den Gesetzen einer dämonisch anmutenden Zwangsläufigkeit«<sup>40</sup> ereignen. Die vorausgreifende Andeutung ihres wirtschaftlich bedingten kompletten identitätskonzeptionellen Verlustes lässt sich an weiterer Stelle festmachen: So wird Renate, angekommen im »Empfangsbereich[] der CAVERE-Abteilung München-Nord« (J 9) ihres nunmehrigen Arbeitsplatzes, dort anfangs nicht erkannt, geschweige denn überhaupt erwartet:

Lächelnd plus festen Schrittes steuerte ich auf die vielleicht 30-jährige, zu dicke Frau im braunen Hosenanzug zu. ›Guten Morgen, Frau Aktan‹, las ich vom Namensschild ab [...]. ›Guten Morgen ... ähm ...‹, sie strich sich die langen schwarzen Locken hinters Ohr und versuchte, ihre Irritation zu überspielen, was mir Vergnügen bereitete. ›... der Publikumsverkehr beginnt eigentlich erst um acht. ›Renate Meißner.‹ Ich machte eine Pause, um zu sehen, welche Wirkung mein Status auf sie hatte. Keine. ›Ich bin Renate Meißner. Die neue stellvertretende Abteilungsleiterin.‹ ›Stellvertretende ... Abteilungsleiterin?‹ [...] ›Das ist ja merkwürdig. Davon ... ähm ... weiß ich ja gar nichts. [...] Vielleicht ein Stockwerk höher? In der Zentrale ein Stockwerk höher?‹ Sie griff nach dem Telefon. ›Einen Moment. Ich frage mal schnell nach ...‹ Während sie darauf wartete, dass jemand abhob, startete sie mir in die Augen. ›Ist hier nicht die Anmeldung für die Abteilung Nord ... Ach so, macht man das oben?‹ Ich lachte zu laut. Frau Aktan antwortete mir nicht. Sie flüsterte in den Hörer. (J 10)

Die Empfangssekretärin Frau Aktan reagiert mit »Irritation« auf Renates Erscheinen, die sie fälschlicherweise zunächst für eine Kundin hält, da sie ihren Namen nicht einzuordnen weiß. Ihr liegen keine Informationen darüber vor, dass Renate im Büro als »neue stellvertretende Abteilungsleiterin« anfangen soll. Renates – äußerlich den Eindruck von Selbstsicherheit erweckendes – Auftreten findet nicht den von ihr erwarteten Widerhall – »Ich machte eine Pause, um zu sehen, welche Wirkung mein Status auf sie hatte. Keine.« – und verpufft entsprechend wirkungslos. Ihr performtes Selbstbild erhält keine externe Bestätigung, infolgedessen ergreift sie das Gefühl von Unsicherheit: Sie »löst[]« sich, als schließlich der Abteilungsleiter Willy Scholz – sie begrüßend – herbeigeilt kommt (vgl. J 11), »100 %ig souverän lächelnd [...] von der schwitzig-feucht gewordenen Oberfläche der Theke, die [...] [ihr] Halt gegeben hatte« (J 11). Renate erfährt ihre identitätsfigurative berufliche Existenz als instabil geworden; ihr diesbezüglicher Selbstentwurf findet zunächst von

---

40 Rutka: Imaginationen des Endes, S. 457.

außen keine Bestätigung. Insofern zeigt sich hier ebenfalls ›Trennung‹ als narrati-  
ves Kennzeichen von Krise metaphorisch greifbar gemacht.

Des Weiteren ist ›Trennung‹ erzählerisch anhand vier konkreter Zäsurereignisse ausgestaltet, die die »schwere Lebenskrise«<sup>41</sup> Renates begründen und in denen sich die Dimensionen ›Wirtschaft‹ und ›Identität‹ eng miteinander amalgamiert finden. Das Jahr 2008 zeitigt für Renate, die sich dezidiert selbst für »dieses Jahr eine seltene Pechsträhne« (J 228) attestiert, mehrere, extern initiierte Verluste, ob derer sie zunehmend der Fähigkeit, ihren bis dato gültigen und realisierten Selbstentwurf aufrechtzuerhalten, beraubt wird:

Erstens realisiert sich ›Trennung‹ motivisch als privat-berufliches Beziehungs-  
ende Renates. Ihre Versetzung vom Frankfurter Hauptsitz in die Münchener Zweig-  
stelle resultiert aus dem Ende ihrer Affäre mit dem dortigen Vorstandsmitglied Wal-  
ter (vgl. J 172). Es ist ein »als Beförderung etikettierte Wechsel«, der »auf dessen Ge-  
heiß hin«<sup>42</sup> geschieht. Aus dem »Quickie[] [...] auf der Herrentoilette« (J 127f.) des  
Büros hatte sich seinerzeit zwischen ihr und dem »15 Jahre älter[en]« (J 34) sowie ver-  
heirateten Walter (vgl. J 127) ein mehrjähriges Verhältnis entwickelt (vgl. J 127): Sie  
verbringen »sporadisch[] Wochenenden [...], an denen Walter zu Hause vorgab, wie-  
der mal auf Reisen zu sein« (J 167), in einem eigens dafür angemieteten Apartment  
zusammen (vgl. J 167), fahren gemeinsam in den Kurzurlaub und gehen miteinander  
aus (vgl. 171). Bald glaubt Renate, »für ihn« mehr zu sein »als bloß eine weitere  
Geliebte« (J 170); überhaupt empfindet sie sich in seiner Gegenwart »zu einer an-  
deren« werdend, »zu jemanden, den ich mochte« (J 170). »[A]ls Walter plötzlich von  
selbst die Option ins Spiel brachte, seine Familie für [...] [sie] zu verlassen« (J 171), be-  
ginnt sie sich »ein Gedankenspiel [zu erlauben], das letztlich das Ende herbeiführte:  
Ich stellte mir ein gemeinsames Leben mit ihm vor« (J 171). Sich zunehmend in der  
Imagination einer Zukunft mit Walter verlierend (vgl. J 171) sowie »das ewige Ver-  
steckspiel [...] satt« (J 167) habend, stellt Renate ihn schließlich »vor ein Ultimatum«  
(J 167), um eine Entscheidung von ihm zu forcieren:

Als er endlich eintraf [= in ihrer gemeinsamen Wohnung, K.T.], war er verschwitzt.  
[...] Er nahm nicht Platz, er stand, in der Mitte des Wohnzimmers, die Hände mit  
seinen schönen Fingern in den Taschen seiner beigen Kordhose, sah mir unver-  
wandt in die Augen, sagte mit fester Stimme, wie zu einer Kundin: ›Renate. Bit-  
te höre mir jetzt ganz genau zu. Ich werde Judith und die Kinder nicht verlassen.  
Unsere Affäre ist hiermit beendet. Das Apartment ist bereits gekündigt. Du wirst  
nach München versetzt. Eine leitende Position. Ich habe alles in die Wege geleitet.‹  
Ich kicherte. Ich horchte. Ging zur Schiebetür, öffnete sie und trat auf die Terrasse,  
atmete die klare Luft ein. Würgte und spürte, wie er hinter mir stand [...]. Ich sag-  
te in die Nacht vor mir, vollkommen ruhig: ›Verschwinde. Verschwinde sofort. Ich

41 Hillebrandt: Entgrenzung, Marginalisierung, Kompensation, S. 107.

42 Friedrich: Fotografien in Romanen, S. 28.



will dich nie mehr sehen.« Und er erwiderte, er konnte keine zehn Zentimeter von mir entfernt sein: »Und Judith? Hm? Und die Kinder? Was denkst du dir eigentlich? Nach zwölf Jahren seine Familie einfach so im Stich lassen? [...] Und diese ganze Lügelei. Ich will endlich reinen Tisch, verstehst du das nicht? [...]« Seine Stimme hatte bei den letzten Sätzen merklich zu zittern begonnen. Aber nicht wegen mir. Nicht wegen dem, was wir gehabt hatten. Wegen Judith, seiner Frau [...]. (J 172f.)

Geschockt erkennt Renate, dass sie Walters Perspektivierung ihrer Beziehung falsch eingeschätzt und sich in ihm getäuscht hat. Während sie ihr »Verhältnis« mit dem »L-Wort« (J 170) beschrieben hätte, ist sie ihm schlichtweg eine »Affäre« gewesen. Sein Handeln – etwa, dass er sie »in einer Bar [mit] einem Freund« bekannt macht und dabei »ganz offen« von »uns« und »wir« (J 171) redet – erweist sich im Nachhinein als ein rein situatives, vorsatzloses Agieren seinerseits, bar jedweder Vorstellung einer Zukunft mit ihr als seine offizielle Lebensgefährtin. Seine diesbezüglich vermeintlich an sie gesendeten Signale (vgl. J 170f.) demaskieren sich Renate als bedeutungsleer und ohne Wirklichkeitsreferenz. Sie wird schlagartig gewahr, dass sie sein Verhalten ihr gegenüber – ihrer Wunschvorstellung gemäß – über- bzw. fehlinterpretiert hat. »[M]it fester Stimme«, als spräche er geschäftlich mit »einer Kundin«, erklärt Walter ihr privates Verhältnis deklaratorisch als »hiermit beendet«,<sup>43</sup> was gleichfalls beruflich für Renate ihre Versetzung »nach München« bedeutet. »Anfang 2008« (J 128) ist ihre knapp dreijährige Beziehung mit Walter folglich nicht nur abrupt zu Ende (vgl. J 127), sondern sie hat auch ihre bisherige Arbeitsstelle verloren. Renate büßt dementsprechend gleich zwei wichtige identitätsfigurative Koordinaten ihres Selbstentwurfs ein. »Trennung« findet sich demgemäß als doppelte identitätsgenerative und wirtschaftliche Zäsur – privates Beziehungsende und Arbeitsplatzverlust – erzählt sowie im Zuge dessen auch als topografischer Wechsel und damit einhergehend als sozial-ökonomische Degradierung – von der Frankfurter Zentrale in die Münchner Niederlassung – ausgestaltet.

Ihre, der Trennung von Walter geschuldete Wegbeförderung führt ferner dazu, dass sich Renate damit konfrontiert sieht, eventuell aufgrund von wirtschaftlich für ihren Arbeitgeber notwendigen personellen Einsparungsmaßnahmen gekündigt zu werden; wird sie doch »ausgerechnet in eine Abteilung [versetzt], die verkleinert werden sollte« (J 228). Als narratologischer Parameter von Krise formuliert sich »Trennung« damit zweitens als sich sukzessiv finalisierender Arbeitsplatzverlust aus. So kommt einige Wochen nach Renates Eintreffen in der Münchener Dependence des Versicherungsunternehmens ein Controller an den Standort, der beauftragt ist, »alle Angestellten [...] einer Evaluation [zu] unterz[ie]hen« (J 114); den dortigen Mitarbeitenden gilt es »als ausgemacht, dass Katzer [= der Controller, K.T.]

43 Vgl. zu Renates Beziehung mit Walter auch das Kapitel 9.2: Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012).

die Vorgabe hatte, nach den Verlusten, die das Aktuariat durch Fehlinvestitionen eingefahren hatte, den Mitarbeiterapparat um soundsoviel zu reduzieren« (J 115). Renate assistiert ihm, auf seine Anordnung hin, bei seinen diesbezüglich durchgeführten Einzelgesprächen (vgl. J 115), wobei ihre »Funktion [...] lediglich darin zu bestehen [scheint], Katzer eine Überzahl zu verschaffen und seine Macht durch die sofortige Ausführung von Bitten, [...] einem Dritten zu veranschaulichen« (J 121). Die »fünf- bis zehnteiligen Gespräche« (J 121), die »ausnahmslos mit einer Zielvereinbarung, die beim nächsten Druckgespräch aufgegriffen wurde oder nicht« (J 121), enden, stellen sich ihr inhaltlich als substanzlos dar; es geht einzig um die Demonstration von Autorität und Entscheidungsgewalt. Schließlich sitzt Renate selbst als Befragte in einem derartigen »Verhör[]« (J 121) dem Controller gegenüber:

›Also ... Frau Meißner«, sagte Katzer und schaute auf sein Clipboard, als lese er ab, obwohl darauf, ich wusste es, lediglich ein leeres Blatt lag. [...]

›Können Sie mir knapp den Grund Ihrer Versetzung darlegen. Warum sind Sie hier?‹

›Ich wurde zur stellvertretenden Leiterin berufen. [...] Ich wollte mich beruflich verbessern.‹

Katzer malte oder schrieb weiter, als hätte ich nichts gesagt, schaute auf sein Blatt.

›Können Sie mir bestätigen, dass Sie in Frankfurt ein Verhältnis mit dem Vorstand Walter Albrecht unterhielten und Ihre Versetzung nach München mit dem Ende dieses Verhältnisses koinzidiert?‹ Katzer schaute auf meinen Hals. [...] Ich befeuchtete meine Lippen. ›Ja«, sagte ich laut, was aber meine Stimme zu meinem Entsetzen nur umso stärker zittern ließ. [...]

›Ein Verhältnis, gut.‹ Katzer [...] erhob sich stumm und schloss die Knöpfe an seinem Sakko.

›Ja?, fragte ich und legte das linke Bein über das rechte.

›Danke«, sagte Katzer. [...]

›Ach so.‹ Ich erhob mich. ›Das war's schon?‹

›Danke. Ja. Das ist alles.‹ [...]

Auf der Toilette, wo ich mich im Spiegel betrachtete und mich fragte, ob Katzer [...] eben dieselbe Frau gesehen hatte [...], bemerkte ich, dass das Oberteil meines Salvatore-Ferragamo-Kleids buchstäblich nassgeschwitzt war [...] und dass meine Handteller von meinen Fingernägeln Kerben aufwiesen. (J 223–225)

Gegenstand des Gesprächs ist nicht die Qualität von Renates Arbeit als Versicherungsmaklerin. Stattdessen zielt es darauf ab, sie durch ein Eingeständnis ihres »Verhältnis[ses] mit dem Vorstand Walter Albrecht« und im Zuge dessen der Offenlegung von ihrem tatsächlichen Versetzungsgrund zu kompromittieren. Dadurch wird Renate sowohl ihre berufliche Expertise abgesprochen als auch ihr »zur Schau

gestellte[s] professionelle[s] Selbstbild«<sup>44</sup> als fragiles Konstrukt entlarvt: »[B]uchstäblich nassgeschwitzt« ist sie nach dem Gespräch mit Katzer und ihre »Handteller [weisen] von meinen Fingernägeln Kerben auf[]«. Renate wird offenbar, dass sich ihre private Vergangenheit mit Walter auf ihre berufliche Zukunft bei CAVERE auswirkt. Plötzlich stellt sich ihr die Frage, ob ihm im Vorfeld die anstehenden personellen Kürzungsmaßnahmen bekannt gewesen sind und er ihre Versetzung nach München dezidiert aufgrund dessen veranlasst hat: »War es möglich, dass Walter [...] wusste, dass meine Abteilung von einem Controller beobachtet wurde und natürlich ich, die Neue, in dessen Visier geraten würde, war das Walters Rache, wofür auch immer? [...] Es war Walter zuzutrauen, dass er mich schassen lassen wollte.« (J 228f.) Diese von ihr imaginierte – sowie als realistisch markierte – Handlungsmotivation Walters verwirft Renate allerdings eilends wieder; stattdessen formuliert sie für sich eine positive Interpretation seines Verhaltens, die ihr ein Festhalten an der Vorstellung einer gemeinsamen Zukunft erlaubt: »[D]ie Versetzung hierher [stelle] eine Probe dar. Jetzt durchschaute ich Walters plötzlichen Gesinnungswandel endlich. Er wollte mich auf die Probe stellen. Ab ins Haifischbecken. Und wenn du überlebst, darfst du wieder zurück. Nach Frankfurt. Zu mir.« (J 230f.) Es ist ein Wirklichkeitsentwurf, dem es an Realitätsreferenz fehlt; so hat er etwa »seine Handynummer geändert« (J 225), um für sie nicht mehr erreichbar zu sein. Renate verdrängt ihre, durch das Beziehungsende mit Walter prekär gewordene berufliche Situation, infolgedessen ihr Selbstentwurf sich zunehmend destabilisiert.<sup>45</sup>

Als sich Renate schließlich im russischen Samara aufhält, um dort für die Versicherung eine neue Großkundin, die hochbetagte Inhaberin eines Freizeitparkimperiums, zu akquirieren (vgl. J 231), erhält sie von ihrem Münchener Abteilungsleiter die Nachricht, dass die Zweigstelle »aufgelöst« (J 287) wird und im Zuge dessen auch sie ihren Arbeitsplatz verliert (vgl. J 287f.): »Ja, Renate! Gefeuert! Alle! ›Aber mein Vertrag‹, wandte ich ein, für den Bruchteil einer Sekunde überzeugt, dass man etwas übersehen hatte. [...] ›Wie naiv bist du eigentlich, Renate? [...] Du kriegst 'ne Abfindung und basta! Vertrag! Das juckt die doch nicht!« (J 289) Fassungslos sieht sich Renate »mit dem Ende ihrer beruflichen Existenz als hochrangige Vermittlerin«<sup>46</sup> konfrontiert; schlagartig ist ihr Selbstkonzept seines identitätsgenerierenden Kerns beraubt. Porombka konstatiert hierzu plakativ: »Ihr Frankfurter Chef hat sie nach einer Affäre doppelt vor die Tür gesetzt und aus seinem privaten und berufli-

---

44 Rok: Entfremdung, S. 124.

45 Vgl. zur fortschreitenden Destabilisierung von Renates Selbstentwurf ausführlicher das Kapitel 10.2: Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012).

46 Hillebrandt: Entgrenzung, Marginalisierung, Kompensation, S. 107.

chen Dunstkreis heraus nicht nur aufs berufliche Abstellgleis befördert, sondern in einen Zug gesetzt, der unaufhaltsam gegen die Wand fährt.«<sup>47</sup>

Über diese ausgeführten inhaltlichen Fixpunkte – extern initiierte Versetzung, Erkenntnis des geplanten Arbeitsplatzabbaus am neuen Standort, Bewusstwerden der Abhängigkeit ihrer weiteren beruflichen Existenz von ihrem privaten Beziehungsende und Mitteilung ihrer Kündigung – wird ›Trennung‹ somit als allmählicher Verlust Renates von ihrem seinsbestimmenden beruflichen Identitätskonzeption ›Versicherungsmaklerin‹ erzählt.

Zu dieser Verquickung von sozial-beruflichen identitätsdestabilisierenden Trennungseignissen – Beziehungsende, Versetzung, Arbeitsplatzverlust – kommen zwei weitere Zäsurerlebnisse auf subjektiv-personaler Ebene hinzu. Renate, deren Vater bereits 1999 plötzlich an »eine[m] Herzinfarkt« (J 169) starb, hat im Sommer 2008 auch den Tod ihrer »an Schilddrüsenkrebs« (J 65) erkrankten Mutter zu bilanzieren (vgl. J 51): Sie erlebt deren langsames Sterben im Krankenhaus; »Mutti, am Ende eine stumme, bis auf die Knochen abgemagerte 64-jährige an Maschinen und Tröpfen, die wimmerte, der ich über ihr fettiges Haar fuhr« (J 65).<sup>48</sup> ›Trennung‹ ist hier als sozialer Beziehungsverlust in Gestalt einer familiären Bezugsperson aktualisiert. Verbunden mit dem Tod ihrer Mutter gerät Renate fernerhin die Gewissheit über ein familiäres Trauma ihrer Kindheit außer Kraft. Zufällig findet sie »beim Aufräumen in der Wohnung ihrer toten Mutter« von ihrer Großmutter stammende »Briefe«, die auf einen Zeitpunkt datiert sind, an dem sie diese bereits bei einem Autounfall verstorben glaubte:

Viele Jahre später, im Sommer 2008, wird die Tochter beim Aufräumen in der Wohnung ihrer toten Mutter zwischen dem Pass, dem Sparbuch und anderen Unterlagen, auf zwei sauber zusammengefaltete Briefe stoßen. Sie werden ein Datum aus den 1980ern tragen und in einer geschwungenen Handschrift geschrieben sein. Das kleine Mädchen vom Foto, das inzwischen erwachsen und verwaist ist, wird die Briefe ungläubig einmal, mit rasendem Herz ein zweites Mal, dann wieder und wieder lesen, im Zimmer auf und ab gehen, nach Luft ringen, auf die verschwimmenden Zeilen vor sich starren, weil es nicht glauben kann, dass sie tatsächlich von einer vermeintlich Toten stammen, ihrer Großmutter, kein Unfallopfer, sondern am Leben – zumindest damals noch, in den 80ern. (J 66)

Sich selbst als erlebendes Ich von der Erinnerung abstrahierend und in der dritten Person ihre vergangenheitsrevidierende Entdeckung rekapitulierend, vergegenwärtigt sich Renate den Fund der »Briefe [...] von einer vermeintlich Toten [...], ih-

47 Porombka: *Antlitz der Gegenwart*.

48 Vgl. ausführlicher zum familiären Hintergrund Renates das Kapitel 9.2: Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012).

rer Großmutter«. Sie erkennt, dass diese »offensichtlich doch nicht vor Jahren bei einem Autounfall ums Leben gekommen [ist], sondern [...] die Familie eines Tages plötzlich verlassen«<sup>49</sup> hat; »sich einfach aus dem Staub gemacht hatte« (J 207). »[D]ie Geschichte vom vermeintlichen Autounfall« ihrer Großmutter enthüllt sich Renate mit einem Mal als »eine Lüge« (J 207), die in ihrer Familie als leichter vermittelbare Wirklichkeit entworfen und erzählt worden ist, um das tatsächliche Geschehen zu verschleiern (vgl. J 207). Sich dieser Täuschung bewusst werdend, verliert sie ihr sicher geglaubtes Wissen über die eigene Vergangenheit; ihre familienbiografische Geschichte in Bezug auf ihre Großmutter demaskiert sich ihr nachträglich als fingiert.<sup>50</sup> ›Trennung‹ zeigt sich diesbezüglich somit als Gültigkeitsverlust der erinnerten Vergangenheit ausgestaltet.

Für die Verwendung von ›Trennung‹ als narrativer Indikator von Krise in *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* kann abschließend notiert werden:

Vor der hier u. a. anhand des Handlungszeitpunkts aufgerufenen Hintergrundfolie der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 wird narrativ die fundamentale existenz- und identitätserschütternde Krise der autodiegetischen Erzählerin Renate entfaltet und im Zuge dessen ›Trennung‹ als merkmalsgebendes Kennzeichen nutzbar gemacht. So findet sich ›Trennung‹ zum einen eingangs des Romans metaphorisch die Auflösung der wirtschaftlich fundierten Identitätskonzeption der Hauptfigur vorwegnehmend realisiert. Zum anderen tritt ›Trennung‹ in mehrfacher Hinsicht handlungskonkret zutage. Die Versicherungsmaklerin Renate verliert in schneller Folge durch extern initiierte Ereignisse die Schlüsselkoordinaten ihres Selbstentwurfs: Ihre langjährige Affäre mit ihrem Vorgesetzten endet, dem geschuldet sie einen Arbeitsplatz- und Wohnortswechsel hinzunehmen hat, ehe sie schlussendlich mit ihrer vordergründig wirtschaftlich bedingten Kündigung konfrontiert wird; überdies stirbt ihre Mutter, mit deren Tod sie darüber hinaus die Erkenntnis ereilt, dass ihre Großmutter nicht wie ihr seinerzeit als Kind erzählt, bei einem Autounfall ums Leben gekommen ist, sondern stattdessen die Familie aus freien Stücken verlassen hat. Renates, auf Grundlage von ökonomischen Rationalisierungs- und Optimierungsprämissen formulierter Selbstentwurf beginnt sich infolgedessen sukzessiv immer mehr zu destabilisieren; sie büßt solcherart ihre aktive Gestaltungshoheit über die eigene Identitätsfiguration ein.

Es zeigt sich dergestalt anhand der Hauptfigur Renate in von Steinaeckers Roman *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* motivisch

49 Friedrich: Fotografien in Romanen, S. 28.

50 Vgl. ausführlicher zur identitätsgenerativen Bedeutung ihrer Großmutter das Kapitel 8.2: Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012).

der Konnex von Wirtschaft und Identität aufgerufen, der, als Krise modelliert ist, wie der Analyseparameter ›Trennung‹ sichtbar macht.

### 7.3 Doris Knecht *Wald* (2015)

Plakativ realisiert stellt sich ›Trennung‹ als Parameter von Krise in Knechts Roman *Wald* dar. Hier ist es die extern erzwungene Entäußerung sämtlicher Insignien des bisherigen Lebensentwurfs, die für dessen autodiegetische Erzählerin Marian explizit den Beginn von Krise indiziert. Narrativ nutzbar gemacht als unmittelbares Movens der Handlung bricht die Finanz- und Wirtschaftskrise »wie eine Gewalt [...] von außen in ihr Leben ein[] [...] [und zerstört] ihr gesamtes Dasein«:<sup>51</sup> Marian verliert ihre berufliche Position als »aufstrebende Modedesignerin« (W 167) mit eigenem Label und büßt damit einhergehend ihre identitätsgebende »Existenz« insgesamt ein, die sie primär – wie Dickens herausstellt – »[i]hrer Arbeit entlieh«.<sup>52</sup> ›Trennung‹ ist dementsprechend als ein ökonomischer Ruin desaströsen Ausmaßes erzählt, der sie erfasst und, ihren bis dato gültigen Selbstentwurf dispensierend, einen tief greifenden »Einschnitt in Marians Leben«<sup>53</sup> markiert:

Der Store war ein Desaster, das nach einer lauen Eröffnung innerhalb weniger Monate in die Katastrophe führte. Die Kosten für den Ausbau von Atelier und Shop waren massiv höher ausgefallen als veranschlagt und ruinierten sie im Verein mit dem mörderischen Mietzins für dreihundert Quadratmeter in bester Innenstadtlage so schnell, dass sie es kaum realisierte. Zuerst waren es nur ein paar unbezahlte Rechnungen. Dann wurde es ein Meer aus Verbindlichkeiten, nichts, was ihren Finanzberater um den Schlaf brachte. Am Ende, als der Verbrecher längst weder am Telefon noch per Mail, noch unter seiner Adresse zu erreichen war, war es ein riesiges, uferloses Schuldenloch, in dem alles verschwand, versank und verschlungen wurde, was ihr gehört, was sie sich erarbeitet hatte, was ihr wichtig war, ihr Werk, ihr Zuhause, ihr Name. (W 168)

Marians Bankrott liegen mehrere ursächliche Faktoren zugrunde. Zuvorderst erweist sich ihre Storeeröffnung als ein finanzielles »Desaster« und »in die Katastrophe« leitend: Zum einen hat sich – geschuldet den Auswirkungen der Finanz- und Wirtschaftskrise – das allgemeine Kauf- und Konsumverhalten geändert; »[p]lötzlich war es wieder okay, Diskontmode von der Stange zu tragen, selbst für Schauspielerinnen und durchstartende Politikerinnen [...], die zuvor Marians Kreationen stolz durch Theaterpremierer, Parlamente, Pressekonferenzen getragen

51 Dickens: Alternativen zur Geldwirtschaft, S. 152.

52 Ebd., S. 151.

53 Ebd., S. 153.

hatten« (W 167). Hinzukommend beginnt es ihr an Fremdkapital zu mangeln, denn »alle[, die] den Wirtschaftsteil [lasen] [...] hörten auf, in ihre Entwürfe, Kleider, ihre Atelier-Expansionspläne und in ihren ersten Marian-Malin-Shop, in A-Lage natürlich, zu investieren« (W 167). Vor diesem Hintergrund erweist sich ihre Investition in das exklusive Ladenlokal zusammen mit dem Atelierausbau als eine eklatante wirtschaftliche Fehlentscheidung, da die Kosten »massiv höher aus[]fallen als veranschlagt« und sie darüber hinaus einen »mörderischen Mietzins« für die Geschäftsräume zahlen muss. Dieses Konglomerat von für sie finanziell verheerenden Entwicklungen bewirkt, dass sich Marian alsbald mit »ein[em] Meer aus Verbindlichkeiten« konfrontiert sieht. Fatalerweise vertraut sie in dieser wirtschaftlich angespannten Situation außerdem der Expertise »ihre[s] Finanzberater[s]«, den sie rückblickend als »Verbrecher« tituliert; ihre Obligationen wachsen sich schnell zu einem »riesige[n], uferlose[n] Schuldenloch« aus, von dem »alles [...], was ihr wichtig war, ihr Werk, ihr Zuhause, ihr Name« geradezu von jetzt auf gleich »verschlungen« wird.

Verbunden mit ihrem wirtschaftlichen Bankrott, verliert Marian nicht nur ihre ökonomische Existenzgrundlage, sondern gleichfalls den zentralen Marker ihres Selbstkonzepts, das sich vorrangig aus ihrer beruflichen Figuration als arrivierte »Selfmade-Frau« (W 59) speist.<sup>54</sup> ›Trennung« realisiert sich damit nicht allein als ein wirtschaftlicher Identitätsverlust, sondern auch als eine komplette Entäußerung sämtlicher bis dahin gültigen Seinscharakteristika. Marian durchlebt eine soziale Abstiegs-kaskade, als deren Stationen sie – sich retrospektiv die Frage, ob »es früher schöner [war]? [...] [G]anz früher, bevor das alles anfing?« (W 92) vorlegend – folgende benennt:

Bevor die Bank sie delogierte und ihre Wohnung versteigerte, und es reichte immer noch nicht. Bevor sie allen Mitarbeiterinnen gekündigt hatte, und es reichte immer noch nicht. Bevor sie ihren erst Monate zuvor mit Pomp eröffneten Store aufgab, das Auto verkaufte, die Wohnung und schließlich das Atelier und ihre Marke, und es reichte immer noch nicht. Bevor sie in die Eineinhalbzimmerwohnung zog, bevor sie beim Arbeitsamt vorsprach, immer wieder und schließlich die Arbeit in der Möbelbezugschneiderei eines Einrichtungshauses annahm, weit draußen, und dort jeden Tag mit der U-Bahn und der Tram hinzockelte und Sofa- und Polstersesselüberzüge zuschnitt und nähte [...]. Bevor sie anfing, bei Hofer einzukaufen, und auch dort nur noch das Billigste: abgepacktes Brot, Stangenwurst, Margarine. Bevor sie nach vier Monaten, die sie durchgehalten hatte, nur noch vegetierend, kaum noch am Leben, das Letzte opferte und was damit verbunden war – Sicherheit, Versicherung – und hinschmiss, alles hinschmiss und einfach abhaute. Verschwand. (W 92f.)

---

54 Vgl. ebd., S. 151f.

Allmählich büßt Marian sowohl alle Kennzeichen ihres bisherigen Existenz- und Selbstentwurfs als auch ihre soziale Stellung ein: »[I]hre Wohnung [wird] versteigert[]«, sie ist gezwungen, »allen Mitarbeiterinnen [zu] []kündig[en]«, »das Auto [...] und schließlich das Atelier und ihre Marke« zu verkaufen. Aufgrund ökonomischer Gesetzmäßigkeit wird sie als zahlungspflichtige Schuldnerin mehr und mehr ins Existenzminimum abgedrängt, bis sie sich selbst den Kauf von Lebensmitteln kaum noch leisten kann. Marian verliert im Zuge dessen vollends ihre Selbstwirksamkeit: Monatelang »vegetier[t]« sie »nur noch« am wirtschaftlich-sozialen Rande der Gesellschaft, ehe sie beschließt, sich diesem System komplett zu entziehen, wodurch sie ihre eigene Handlungsmacht zurückerlangt. Sie erkennt, dass es, um »der Schuld und ihrer Bezahlung zu entkommen«, letztlich »nur einen Weg [gibt]« (W 230): nämlich, »nichts mehr zu haben und nicht mehr da zu sein« (W 230). Es ist die völlige Aufgabe ihres Identitätskonzepts, in der sie ihre Befreiung von den ökonomischen Zwängen wähnt: »Wie ein verbitterter Punk hatte sie das System verflucht und am Ende beschlossen, es ganz zu boykottieren, das System, das ihren Untergang erst mitverursacht hatte und ihr nun Almosen anbot.« (W 44) Über ›Trennung‹ als Analyseparameter wird dementsprechend – neben dem wirtschaftlich-personalen Identitätsverlust – gleichfalls ›gesellschaftliche Exklusion‹ als narrativer Markstein von Krise greifbar und diese somit auch topografisch entworfen. Marian zieht in das geerbte Haus ihrer Tante<sup>55</sup> aufs Land und beginnt ein neues Leben als Selbstversorgerin (vgl. W 230). Der gesellschaftliche Teilhabeausschluss wird dabei von Marian als sukzessiver Prozess des Akzeptierens ihres unternehmerischen Bankrotts und folglich ihres allmählichen Kapitulierens gegenüber den marktwirtschaftlichen Mechanismen erlebt:

Da war das Atelier schon gekündigt, da war die Wohnung schon verloren, da haften schon auf den meisten ihrer wertvolleren Sachen kleine Pfändungsaufkleber, auf allem, was sie nicht rechtzeitig weggeschafft und bei Freunden versteckt hatte. Da hatte sie sich schon ergeben, hatte aufgehört zu kämpfen, sich zu wehren, eine kurze Zeit erst, aber es war eine elendige Erleichterung gewesen. Nach all den Gesprächen und Verhandlungen mit Banken, Gläubigern, Freunden, Verwandten. Nach all den Zurückweisungen und Niederlagen, nach all dem Kopfschütteln und den bedauernden Worten, denen brutale Konsequenzen folgten. Nach all den wertlosen Papieren, nach all den Unterschriften, nach all dem Danken für nichts. Nach dem Kämpfen, dem Weinen, der Panik, nach dem Hoffen und Betteln, nach dem Strampeln und Nichtwahrhaben-Wollen und dem Nichtaufgeben: Endlich verlieren dürfen. Doch aufgeben können. Endlich nicht mehr tapfer sein müssen. Endlich loslassen können, wegrutschen, abgleiten: fallen. (W 28)

55 Genau genommen handelt es sich bei Marians Tante Tilda um ihre Großtante (vgl. W 62), die sie allerdings schlicht ›Tante‹ nennt, weshalb auch hier diese Bezeichnung verwendet wird.



Marian verliert nicht allein ihr »Atelier« sowie ihre »Wohnung«, sondern ihr sämtlicher Besitz wird zur Begleichung ihrer Schulden zwangsvollstreckt; »alle[s], was sie nicht rechtzeitig weggeschafft und bei Freunden versteckt hatte«, wird mit »Pfändungsaufkleber[n]« versehen. Erschöpft vom verzweifelten »Kämpfen« um ihr wirtschaftliches Überleben, den ergebnislosen »Gesprächen und Verhandlungen mit Banken, Gläubigern, Freunden, Verwandten« und dem Unterzeichnen unzähliger »wertlose[r] Papiere[]«, erkennt sie die Aussichtslosigkeit ihres Ringens. Es ist ihre Einsicht, einem gesellschaftlichen Ausschlussautomatismus preisgegeben zu sein, dem sie sich nicht »[er]wehren« kann, die in ihr schließlich »eine elendige Erleichterung« auslöst: darüber, »[e]ndlich verlieren zu dürfen. Doch aufgeben zu können. Endlich nicht mehr tapfer sein zu müssen«. Diesbezüglich die passive Rolle des Opfers für sich annehmend,<sup>56</sup> akzeptiert Marian die betriebene fortschreitende Zersetzung bzw. Auflösung ihrer existenz- und identitätsverleihenden Seinsparameter. Hinsichtlich dieses »Verhalten[s] Marians in Anschluss an ihren Bankrott«<sup>57</sup> wird von Bareis eine psychologische Interpretationsmöglichkeit angedacht. So könne überlegt werden, ob Marian es deshalb unterlässt, »zu kämpfen«, weil sie ihren ökonomisch-sozialen Crash »als vermeintlich gerechte Strafe«<sup>58</sup> erachte: nämlich dafür, dass sie seinerzeit als junge, berufsambitionierte Frau »eingewilligt« (W 185) hatte, ihre kleine Tochter in London bei deren Vater und dessen neuer Partnerin »zu lassen« (W 186). Demzufolge habe sie nicht die stereotype Rollenerwartung der »tüchtige[n], selbstaufopfernde[n] Mutter« erfüllt, »sondern ihr eigenes Leben und ihre Karriere an erste Stelle gestellt«<sup>59</sup> und sich insofern ihrer Tochter gegenüber schuldig gemacht. Diese vorgeschlagene Lesart von Bareis ist meines Erachtens sowohl monokausal simplifizierend als auch klischeebehaftet, was der Roman in dieser Form nicht deckt: Zwar perspektiviert sich Marian durchaus als »Totalversagermutter« (W 200) – betrifft ihrer Nicht-Erfüllung des tradierten Mutterideals wie auch ihres beruflichen Fiaskos (vgl. W 200) –, doch bestätigt sie sich rückblickend auch die Richtigkeit dieser einvernehmlich von allen Beteiligten getroffenen Entscheidung: »Es [...] war völlig eindeutig, dass es Kim bei Liam, Shirley, Miles, Chelsea (später auch noch Leonard) gutging, besser als bei ihrer Vollzeit arbeitenden Mutter« (W 186) und »ohne Zweifel« habe ihre Tochter »eine glückliche Kindheit [...] [mit] eine[m] freundlichen Vater und zwei Mütter[n]« (W 187) gehabt. Der Argumentation von Dickens folgend, erachte ich es als überzeugender, Marians Verhaltensphlegmatisierung als unmittelbares Resultat ihrer identitätserschütternden unternehmerischen Pleite im Fahrwasser der Finanz-

---

56 Vgl. zur Marians ambivalenten Selbstperspektivierung als Opfer auch das Kapitel 9.3: Doris Knecht *Wald* (2015).

57 Bareis: Finanzkrise, S. 154.

58 Ebd.

59 Ebd.

und Wirtschaftskrise zu verstehen.<sup>60</sup> So werde durch diesen Impact ihr »Glauben, das Leben nach ihrem eigenen Willen gestalten zu können[, unterminiert]« und in der Folge sehe sie »[d]ie Machbarkeit des Lebens« überhaupt grundsätzlich »in Frage gestellt«. <sup>61</sup> Ihre hybrisartige »Lebensphilosophie, alles kontrollieren zu können, erweist sich als falsch«; gleichfalls findet sich plötzlich »ihre auf Karriere und Konsum gerichtete Lebensweise als nicht unantastbar«, <sup>62</sup> sondern vielmehr als in sich fragil demaskiert. Einhergehend mit ihrem wirtschaftlichen Zusammenbruch fällt so ihr Selbstkonzept in toto der Krise anheim; ein gesellschaftlicher, ökonomischer und identitätsbetreffender Totalcrash, dem sie namentlich mit ebenjener Apathie begegnet:

Hallo, Sie, Gefahr! Es war nur langsam näher gekommen, versehen mit einem großen, fetten Warnhinweis. Sie hatte es im Auge gehabt, lange Zeit. Sie sah es kommen, sie hätte ausweichen können. Das hatte sie nicht getan. Paralysiert, schreckstarr, völlig abgelenkt von der Brunoide oder einfach nur in ungläubiger Agonie, was auch immer. Marian hatte nicht reagiert, und als sie endlich doch reagiert hatte, war es zu spät gewesen. Sie hatte sich weggedreht und weggeschaut, so lange, bis es direkt hinter ihr war, bis es ihr auf die Schulter getippt und dann gepackt hatte und geschüttelt und mit solcher Wucht umgeworfen, dass sie daran fast kaputtgegangen wäre. (W 152)

Gleich einer numinosen Macht bricht die Krise als abstrakt-un(be-)greifbares »Es« über sie hinein und trennt sie »mit [...] Wucht« von ihren bisherigen Existenz- und Identitätsmarkern ab. »Paralysiert, schreckstarr« und »völlig abgelenkt« von ihrer destruktiven Liebesbeziehung, »der Brunoide«, verharrt sie »in ungläubiger Agonie«. Die »spät[en]« Rettungsversuche ihrer selbst bleiben erfolglos und sie erkennt sich einer Dynamik ausgesetzt, die sich ihrem eigenen Gestaltungswillen entzieht. Wie Dickens feststellt, weist Marian ihrem Verhältnis zu Bruno, »ihre[r] blinde Liebe«<sup>63</sup> zu ihm, ob derer sie »irgendwie auf[hörte], etwas anderes zu spüren als ihn« (W 51) und »die weiteren Aspekte ihres Lebens vernachlässigt«, <sup>64</sup> die Schuld für ihren ökonomisch-gesellschaftlichen Kollaps zu.<sup>65</sup> Mit anderen Worten: Es handelt sich um die Figuration ihres Privatlebens, das sie zum Bankrott und ebenso Kri-

---

60 Vgl. Dickens: Alternativen zur Geldwirtschaft, S. 153.

61 Ebd.

62 Ebd.

63 Ebd.

64 Ebd.

65 Vgl. zu Marians dysfunktionalen Beziehung zu Bruno ausführlicher das Kapitel 9.3: Doris Knecht *Wald* (2015).

se verursachenden zentralen Momentum erklärt und nicht ihr unternehmerisches Handeln.<sup>66</sup>

Dieser Aktualisierung von ›Trennung‹ als abrupte, existenzerschütternde Loslösung Marians von ihren bisherigen Selbstkoordinaten im Horizont der Finanz- und Wirtschaftskrise verleiht der Roman auf erzähltechnischer Ebene zusätzlich Nachdruck: Durch die kommentararme Erzählinstanz sowie die überwiegend interne Fokalisierung wird Marian als exemplarische Vertreterin der »Verliererseite der Weltwirtschaftskrise«<sup>67</sup> unmittelbar greifbar gemacht. Indem ausschließlich die an sie geknüpfte Betroffenenperspektive fokussiert ist, ergibt sich eine eindringliche subjektive Innensicht des Erlebens dieses epochalen Ereignisses. Das Zerbersten von Marians ökonomischem Existenz- und Identitätskonzept und ihre dem geschulte Selbstverunsicherung werden außerdem auch stilistisch transportiert. So kennzeichnet die Wiedergabe ihrer Gedanken eine reihenhafte anaphorisch-redundante Diktion, anhand derer Marians erklärungs- und selbstbefragende Auseinandersetzung mit ihrem wirtschaftlich-sozialen Crash sprachlich hervorgehoben wird, wie exemplarisch folgende Passage aufzeigt: »Endlich‹ verlieren dürfen. Doch aufgeben können. ›Endlich‹ nicht mehr tapfer sein müssen. ›Endlich‹ loslassen können, wegrutschen, abgleiten: fallen [Hervorh. K.T.].« (W 28) Zugleich ist der Text von derben »Austriazismen« – etwa »Wuascht« (W 57), »depperte« (W 71), »Glumpert« (W 115), »geschissene« (W 154) und »Hirnen« (W 195) – »durchsetzt[]«,<sup>68</sup> die die Drastik von Marians Erleben plakativ verstärken. Fernerhin finden sich »Namen und Schlüsselworte [...] bis zu zwölf Mal auf einer Seite«<sup>69</sup> wiederholt, wodurch laut Becker geradezu »ein unheimlicher Sound«<sup>70</sup> generiert wird; ein Beispiel zur Veranschaulichung: »Der letzte ›Winter‹ war daran schuld, ihr erster ›Winter‹ [= auf dem Land, K.T.]. Der Horror›winter‹. Sie wird diesen ›Winter‹ nie vergessen. Dieser ›Winter‹ war es, der sie so abgemagert hat [...]. Sie braucht nicht mehr so viel, seit diesem ›Winter‹, dieser ›Winter‹ hat ihr gezeigt, mit wie wenig man überleben kann [Hervorh. K.T.].« (W 35) Durch die Nutzbarmachung dieser genannten Stilmittel wird die Krise auszeichnende Such- und Auslotungsbewegung somit gleichfalls auf der Ausdrucksebene greifbar gemacht sowie als identitätszäsurierende Phase hervorgehoben.

Zusammenfassend bleibt für die Realisierung von ›Trennung‹ als narratologischer Parameter von Krise in *Wald* zu konstatieren:

Erstens zeigt sich ›Trennung‹ als ein – extern initiiertes – identitätskonzeptuelles Zäsurereignis dargestellt: Vermittelt durch die perspektivleitende Hauptfigur

66 Vgl. Dickens: Alternativen zur Geldwirtschaft, S. 153.

67 Bareis: Finanzkrise, S. 153.

68 Schröder: Blätter, kein Wald.

69 Becker: Trüffelsalami ade.

70 Ebd.

wird der individuell-konkrete Impact des abstrakten Ereignisses der Finanz- und Wirtschaftskrise, die im Roman explizit als Handlungsmovens entworfen ist, aufgezeigt. Marian sieht sich einer wirtschaftlichen Exklusionsdynamik der Gesellschaft unterworfen, im Zuge derer sie sämtliche Signifikanten ihrer wirtschaftlichen Existenz und damit ebenfalls ihren subjektiven Identitätswurf einbüßt. Sie verliert mit ihrer beruflichen Selbstständigkeit als Modedesignerin ihre sozial arrivierte Position. Zweitens wird ›Trennung‹ als eigenaktiv betriebene Exklusion entfaltet, die sich auch topografisch Bahn bricht: So sieht sich Marian in der Folge ihres völligen wirtschaftlich-sozialen identitätserodierenden Crashes dazu gezwungen, das gesellschaftliche System zu verlassen; von der Stadt aufs Land gezogen, versucht sie als Selbstversorgerin proaktiv, einen neuerlich existenz- und identitätsstabilisierenden Selbstentwurf zu generieren. Die Finanz- und Wirtschaftskrise kulminiert hier dementsprechend in einer individuellen ökonomischen und identitätsfigurativen Krise, die sich an einem extern initiierten radikalen Zusammenbruch der ehemals gültigen Selbstkonzeption entzündet.

›Trennung‹ findet sich somit in Knechts Roman *Wald* als umfassender Gültigkeitsverlust der bisher aktualisierten wirtschaftlichen und personalen Identitätskoordinaten erzählt, der zugleich mit einer gesellschaftlichen Exklusion verbunden ist.

## 7.4 Zusammenfassung

Die Aktualisierung des narratologischen Krisenparameters ›Trennung‹ in den Romanen der Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur *Das war ich nicht*, *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* und *Wald* insgesamt Revue passieren lassend, zeigt sich unisono eine prekarierte wirtschaftliche Existenz mit einer fragilisierten Identitätskonzeption verwoben. Diese Amalgamierung wird narrativ unter Nutzbarmachung der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 als Dechiffrierungscode, Hintergrundfolie und Handlungsmovens entfaltet. Aus dieser Verflechtung formuliert sich ›Trennung‹ als Kennzeichen von Krise; hier wie dort tritt erzählerisch der Nexus ›Wirtschaft – Identität‹ im Modus ›Krise‹ zutage.

Konkret lassen sich für ›Trennung‹ als ein narratologisches Charakteristikum von Krise folgende Aspekte hervorheben:

1 Inhaltliche Ausgestaltung von ›Trennung‹ als (drohender) wirtschaftlicher Existenz- und Identitätsverlust: ›Trennung‹ ist dominant mit dem Erzählen der – drohenden – Einbuße der identitätsfigurativen beruflichen Profession verbunden, dem eine handlungsbestimmende Bedeutung zukommt: In *Das war ich nicht* verliert sich Jasper in illegale Aktienspekulationen, die die Investmentbank, in der er tätig ist, kollabieren lassen; im Zuge dessen löst er sich zudem vom seinem anvisierten Selbstentwurf ›er-

folgreicher Banker«. Ihre identitätsfigurative wirtschaftliche Existenz als Übersetzerin bedroht sehend, reist Meike nach Chicago, um den untergetauchten Schriftsteller Henry zu finden und sich mit dem erhofften Erhalt seines neuen Romanmanuskripts ihre Erwerbsgrundlage zu erhalten. Am Schreiben seines unbedacht angekündigten Jahrhundertromans scheiternd, entzieht sich Henry zunächst diesbezüglich dem Eingeständnis und entäußert sich schließlich seines Berufs als zentralem identitätsbildenden Seinsaspekt. In *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* erfährt Renate ihre Karriere, der sie ihre Identitätskonzeption vorrangig abgewinnt, zunehmend der eigenen Entscheidungs- und Handlungsautorität enthoben; schließlich wird sie als Vermittlungsmaklerin gekündigt. Die arrivierte Modedesignerin Marian aus *Wald* verliert in toto ihre ökonomisch-identitätsgenerativen Selbstkoordinaten und beginnt außerhalb des gesellschaftlichen Systems als Selbstversorgerin auf dem Land ein neues Leben.

Die Figuren, als deren gemeinsames Momentum sich die Aktualisierung eines qua Arbeit ökonomisch fundierten Selbstentwurfs betrachten lässt, finden sich dergestalt narrativ in einen Zustand der Krise gesetzt.

Des Weiteren als inhaltliche Ausgestaltungen von ›Trennung‹ sind im Textkorpus präsent: Beziehungsende (Meike, Renate, Marian), Aufgabe des sozial-gesellschaftlichen Lebenskontextes (Meike, Marian), Tod eines Familienmitglieds (Renate) sowie Revidierung der eigenen Vergangenheitswahrnehmung (Renate).

2 ›Trennung‹ als aktiv betriebener Loslösungsprozess: ›Trennung‹ zeigt sich als ein vom Agieren der Figur selbst ausgehender Loslösungsprozess. Diese Variante wird in *Das war ich nicht* von den Figuren Jasper, Meike und Henry realisiert. Zu unterscheiden ist diesbezüglich zwischen einem bewusst-intendierten Handeln (Meike) und einem unbewusst-initiierten Verhalten (Jasper, Henry): Nach vorausgehender Planung bricht Meike radikal mit ihrem langjährigen sozialen Lebenskontext im Hamburger Schanzenviertel; ›Trennung‹ wird hier als Flucht aus einem subjektiv als nicht mehr konsistent erlebten Identitätskonzept erzählt. Jasper kann sich durch seine illegalen Spekulationsgeschäfte unbeabsichtigt von seinem bislang seinsbestimmenden beruflichen Identitätsideal des Top-Bankers befreien; ›Trennung‹ ist im Zuge dessen als Akt der Selbsterkenntnis erzählt. Henrys Schreibblockade verweist plakativ auf seinen für ihn dissonant gewordenen Identitätsentwurf, die in der Aufgabe seines Berufs mündet; ›Trennung‹ wird diesbezüglich als Prozess der Selbstakzeptanz erzählt.

3 ›Trennung‹ als passiv erlittenes Zäsurereignis: ›Trennung‹ wird als ein unvermittelt die Figur von außen traktierendes Zäsurereignis aufgerufen, das sich ihrer Einflussnahme entzieht. Diese Variante wird in *Das war ich nicht*, *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* und *Wald* seitens der Figuren Meike, Renate und Marian aktualisiert: Als direkte Folge von Henrys Schreibblockade

gerät Meike mangels Arbeitsgrundlage in eine wirtschaftliche Notlage. Renate verliert ihren Arbeitsplatz in Konsequenz des ihrerseits unfreiwilligen Beziehungsendes mit ihrem Vorgesetzten Walter sowie im Zuge allgemeiner personeller Einsparungsmaßnahmen, die das Versicherungsunternehmen im Fahrwasser der Finanz- und Wirtschaftskrise durchführt; ebenfalls demaskiert sich ihr der einstige Unfalltod ihrer Großmutter als über die Realität hinwegtäuschende familiäre Erzählung. Marians berufliche Existenz und Identitätskonzeption als selbstständige High-Fashion-Modedesignerin implodiert hingegen unmittelbar resultierend aus den gesellschaftlichen Folgewirkungen des globalen Systemcrashs.

›Trennung‹ passiviert hier erzählerisch ausnahmslos die Figuren zum Opfer andernorts getroffener Entscheidungen bzw. verlaufender Entwicklungen. Aus Genderperspektive daran bemerkenswert ist, dass es sich ausschließlich um Frauenfiguren handelt, die dergestalt identitätszentrale Seinsaspekte einbüßen und so das Genderstereotyp ›weibliche‹ Passivität tradieren.

4 Topografische Ausgestaltung von ›Trennung‹: ›Trennung‹ wird räumlich entfaltet. Der Krisenparameter findet sich diesbezüglich sowohl als konkreter geografischer Wechsel als auch als bewusst veränderte imaginativ-topografische Selbstverortung der Figur fassbar gemacht. In Form einer konkret geografisch angezeigten Zustandsveränderung formuliert sich ›Trennung‹ anhand der Figuren Meike, Renate und Marian in *Das war ich nicht*, *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen*, und *anfang zu träumen* und *Wald* aus: Meike verlässt ihren sozialen Lebenskontext in Hamburg, zieht zunächst in die norddeutsche Einöde, um dann – versuchend, ihre ökonomische Existenzgrundlage zu retten – nach Chicago zu reisen. Renate wird nach dem Ende ihrer Beziehung mit ihrem Vorgesetzten zwangsweise vom Frankfurter Hauptsitz der Versicherung in die Münchener Dependence versetzt. An den gesellschaftlichen Rand gedrängt, verlässt Marian nach ihrem Bankrott als Modedesignerin die Großstadt Wien und plant, sich in einem abgeschiedenen Dorf eine neue Existenz als Selbstversorgerin aufzubauen. In Gestalt einer bewusst veränderten imaginativ-topografischen Selbstverortung zeigt sich ›Trennung‹ anhand der Figuren Jasper und Henry in *Das war ich nicht* aktualisiert: Jasper beginnt, illegal mit Aktien zu spekulieren, und kehrt sich insofern vom Raum legalen Handelns ab. Henry entzieht sich seinem brüchigen Identitätskonzept ›Bestsellerautor‹, indem er in seiner Heimatstadt Chicago in die Anonymität abtaucht und so seinen etablierten Aktionsradius verlässt.

Durch diese topografische Reichweite von ›Trennung‹ gewinnt Krise damit ebenfalls narrativ räumlich an Kontur und wird auch in dieser Hinsicht als einschneidende Zustandsveränderung kenntlich.

Anhand des Analyseparameters ›Trennung‹ tritt die erzählerische Verflechtung von ›Wirtschaft‹ und ›Identität‹ auf figuraler Ebene in den analysierten Romanen ver-

bunden mit der Aktualisierung der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 als krisenhaftes Amalgam zutage. Zugleich ist hier das Bild einer primär über das Leitnarrativ ›Wirtschaft‹ sich formulierenden Gesellschaft entworfen, die sich allerdings für eine stabile subjektive Identitätsgenese als ein unsicheres Formulierungssetting erweist.

## 8 ›Liminalität‹ als narratologischer Parameter von Krise

---

»Von da an begann ich [...], auf jedes noch so undeutlich auf Bänke, Trafokästen und Mauern gesprayte Graffiti zu achten; viele klangen wie düstere Prophezeiungen oder Drohungen gegen uns [...] Finanzdienstleister. Jedes Mal, wenn ich eine neue Entdeckung machte, zückte ich meinen Blackberry [...], damit ich mich später in meiner Wohnung nochmals vergewissern konnte, dass ich mir diese seltsamen Zufälle nicht bloß eingebildet hatte.« (J 213f.)

Die erzählerische Exploration von Krise als eine eigengesetzliche Phase, in der die etablierten gesellschaftlichen sowie realitätsstrukturierenden Ordnungssysteme außer Kraft gesetzt sein können und die sich narrativ in einer topografischen Exklusion der Figuren entfalten kann, variiert in den drei exemplarisch untersuchten Romanen der Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur hinsichtlich Intensivität und Figuration der Darstellung. Nachfolgend soll unter dem analytischen Leitaspekt ›Liminalität‹ Krise als ein wirtschaftliche und subjektiv-personale Verwerfungen verwebender Erzählmodus fokussiert werden.

### 8.1 Kristof Magnusson *Das war ich nicht* (2010)

In Magnussons Roman *Das war ich nicht* gewinnt ›Krise‹ als eigengesetzlicher, sich jenseits von etablierten gesellschaftlichen sowie wirklichkeitsstrukturierenden Ordnungssystemen ausformulierender Zwischenzustand an Kontur. ›Liminalität‹ als narratives Kennzeichen von Krise findet sich hier im Zuge dessen sowohl erzählkonzeptionell als auch motivisch aktualisiert.

Konkret formuliert sich ›Liminalität‹ auf erzählkonzeptioneller Ebene wie folgt aus: Die längs der Figuren Jasper, Meike und Henry entfaltete Such- und Auslöschungsbewegung von Krise wird von der narrativen Konstruktion des Romans aufgegriffen und widergespiegelt, indem sich erzähltechnisch ein Handlungsraum entworfen zeigt, dem eine liminale Eigengesetzlichkeit merkmalscharakteristisch ist. Tabassi hält bezüglich der inhaltlich-strukturellen Organisation von *Das war ich nicht*



prägnant fest: »Die Wege dreier Menschen, die sich jeweils in einer Krise befinden, kreuzen sich in Chicago. Abwechselnd fungieren sie als Ich-Erzähler und bringen rastlos neue Perspektiven und Handlungsstränge ein.«<sup>1</sup> Durch diesen fortlaufenden Wechsel der Erzählperspektive und den damit verbundenen Komplexitätsgewinn auf der Handlungsebene wird die subjektive Verlorenheit der Figuren, deren »Irrungen und Wirrungen, Hoffnungen und Enttäuschungen« in ihren jeweils »krisenhafte[n] Lebensabschnitte[n]«,<sup>2</sup> erzählstrukturell verstärkt. Zugleich führt diese konzeptionelle Anlage des Romans dazu, dass die unterschiedlichen figuralen Interpretationen von Wirklichkeit kontrastierend miteinander verwoben werden, wodurch ein von Mehrdeutigkeit geprägter aktionaler Raum für die Figuren entsteht. In diesem Sinne konstatiert Bazinger ebenfalls, dass Jasper, Meike und Henry in ihrer sozialen Vereinzelung fortwährend »durch ein winterkaltes Chicago« irren; sie »begegnen sich fast, missverstehen einander, falls sie sich zufällig sehen, verletzen und verlieren [sie] sich«.<sup>3</sup> Ein konkretes Textbeispiel zur Illustration: Meike erklärt sich den Umstand, dass Henry »so viel Zeit in und vor dem *Caribou* verbr[ing]t«, in Hinblick auf sein angekündigtes Romanprojekt: Ihrer Überzeugung nach handele es sich bei dem Coffeeshop nämlich um »das zentrale Motiv seines Jahrhundertromans«: »Eigentlich musste ich ihn gar nicht fragen, bestimmt war es so!« (D 188f.) – tatsächlich hält sich Henry aber immer wieder dort auf, da er hier Jasper zu treffen hofft (vgl. D 180). Der Zugriff der drei Ich-Erzähler auf die sie umgebende Realität wird insofern als wiederholter Akt der Fehlinterpretation kenntlich. Ein anderes Beispiel: Als Henry sich von Meike verfolgt merkt – »Irgendwann fiel sie mir auf [...]; noch nie hatte ich jemanden gesehen, der so auffällig ver mummt war« –, glaubt er, dass es sich bei ihr um eine für ihn von seinem Verlag engagierte »Detektivin« handelt: »Sie hatten mich nicht aufgegeben und mir einen Schutzengel an die Seite gestellt, der sich im Hintergrund hielt, diskret, aber doch sichtbar.« (D 129)

Im Zusammenhang mit der narrativen Amalgamierung verschiedener Lesarten von Wirklichkeit seitens der Figuren, anhand derer sich ›Liminalität‹ formuliert findet, ist darüber hinaus ›das Prinzip Zufall‹ von erzählkonstitutiver Relevanz; hieran entspinnt sich maßgeblich die Handlung, wodurch ›Liminalität‹ als Krisencharakteristikum auf erzählstruktureller Ebene zusätzlich Kontur verliehen wird. Ein Beispiel: So beginnt Meike ihre Suche nach Henry »am offensichtlichsten aller Orte«, in seinem Stammcafé »Walnut Room«, der ihr »der ideale Ausgangspunkt [ist], um mich in seine Welt einzufühlen« (D 88). Dort entdeckt sie ihn dann wider Erwarten tatsächlich (vgl. D 88) – »da war er!« (D 89) –, weil dieser wiederum, sich wünschend, aufgespürt zu werden (vgl. D 72), es seinem Verlag hat »etwas einfacher machen« wollen und »[d]eswegen [...] in den Walnut Room [gegangen ist], denn da

1 Tabassi: Motiv der Finanzkrise, S. 515.

2 Schandor: Das war ich nicht.

3 Bazinger: Für eine Handvoll Erdnüsse.

würden sie mich finden« (D 72). Verfolgt von Meike, eilt Henry sodann in die »LaSalle Street«; hier befindet sich Rutherford & Gold, seine Hausbank, in der auch Jasper – der »verzweifelte[] Business-Boy« (D 72) vom Zeitungsfoto, auf das er gestoßen ist (vgl. D 60) und den er als eine »wunderbare Inspiration« (D 72) für seinen Roman imaginiert – arbeitet, wie er sich via der fraglichen Aufnahme erschlossen hat (vgl. D 75). Jasper wirklich unvermittelt beim Verlassen des Bankgebäudes sehend, eilt Henry »ihm ins *Caribou*« hinterher, wo er sich allerdings – »[v]iel zu schockiert [...] davon, dass sich mein Wunsch so schnell erfüllt hatte« (D 100) – zunächst auf der Toilette versteckt, anstatt ihn anzusprechen (vgl. D 100). Infolge dieser miteinander kausal verquickten Zufallsereignisse lernen sich in ebendiesem Coffeeshop Meike und Jasper kennen, indem jene dessen bestellten »[k]leine[n] Americano« (D 93) für sich reklamiert:

Ich hatte den Becher bereits in der Hand und den ersten Schluck genommen, als ich jemanden rufen hörte:

›Americano? Here!‹, wobei das ›here‹ eher klang wie ein deutsches ›hier‹. [...]

›Did you take my Americano?‹

›Du meinst den, den keiner haben wollte?‹, antwortete ich auf Deutsch. [...]

Ich trat einen Schritt zur Seite. Er hatte sich so hingestellt, dass ich das WC für einen Moment aus dem Auge verloren hatte. [...] Henry konnte es unmöglich so schnell aus dem WC zum Ausgang geschafft haben. [...]

›Ich bin Jasper.‹

›Meike.‹

›Hallo, Meike. Ich arbeite hier. Als Trader.‹ (D 93–95)

Über diese – hier exemplarisch veranschaulichte – textfigurative narrative Nutzbarmachung des Zufalls als handlungsvorantreibendes Momentum zeigt sich ›Liminalität‹ als eigendynamischer Raum, in dem sich die Figuren bewegen, entworfen, was außerdem erzählstrukturell – wie oben skizziert – durch die sich kapitelweise abwechselnden Erzählperspektiven und damit verknüpften variierenden Wirklichkeitsinterpretationen verstärkt wird.<sup>4</sup>

Inhaltlich-motivisch formuliert sich ›Liminalität‹ als narratologischer Parameter von Krise des Weiteren prominent topografisch aus und kann diesbezüglich an

4 Ähnlich bilanziert Bucheli zu dieser textfigurativen Eigendynamik: »Mit einer wunderbar kindlichen Naivität, wie sie nur dem raffinierten Unterhaltungsroman zu Gebote stehen kann, erzählt Magnusson die Geschichte seiner drei verlorenen Seelen, die im Dreieck auf je eigene Weise den anderen ausgeliefert sind. Wie im Märchen finden sich die verstossenen Königskinder, als wären sie schon immer füreinander bestimmt gewesen. Und mag auch die Welt um sie herum einstürzen, sie entgehen auf wundersame Weise zuletzt aller Unbill, nachdem sie die Aufgaben bestanden haben, die das Schicksal ihnen auferlegt hatte.« (Bucheli: Höchststrafe Happy End)

allen drei Figuren fassbar gemacht werden. So gewinnt die Bank bzw. Börse als ein von »[I]rrational[ität]« (D 125) durchdrungenes Arbeitsumfeld über die Figur Jasper als zentraler Handlungsschauplatz Gestalt, der sich als ein von rätselhaften Mechanismen und verborgenen Regeln bestimmter Ort zeigt. Ein Beispiel: Die unvermittelte Kündigung von Mitarbeitenden gilt bei Rutherford & Gold als gängige Praxis. Wiederholt erfahren die Angestellten nur indirekt von ihrer Entlassung oder sie erschließen sich ihr dortiges berufliches Ende selbst aus vermeintlichen Indizien:

Es gab schlimmere Arten, von seiner Kündigung zu erfahren: Ich hatte mal von einem Kollegen gehört, der am Wochenende von seinem BlackBerry eine Mail von seiner privaten an seine Arbeitsadresse schickte und von einer automatischen Rückantwort mitgeteilt bekam, dass er nicht mehr für Rutherford & Gold arbeitete.

Zugegeben, so was war selten. Vielleicht sogar ein Gerücht. Aber auch der Normalfall war schlimm genug. Zum Beispiel bei meinem ehemaligen Chef aus dem Back-Office. Er wurde versetzt zu Fusionen und Übernahmen, es sah aus wie eine Beförderung, aber sicher war er sich nicht. Dafür, dass hier alles angeblich so rational war, gab es erstaunlich viel, wo man im Kaffeesatz lesen musste wie eine Wahrsagerin. Als ich einige Tage später mit meinem Ex-Chef im Fahrstuhl stand, sah er so schlecht aus, dass ich mich kaum traute, Hallo zu sagen. Schließlich erfuhr ich, was passiert war: Er hatte sein neues Büro vermessen, und es war zwei Quadratfuß kleiner als sein altes. Das waren ungefähr drei Seiten Papier. Und doch konnte er sich nicht damit abfinden, wurde schließlich sogar um 6:30 bei dem Versuch erwischt, sein altes Büro noch einmal nachzumessen. Einige Wochen später wurde er krank. Nie mehr gesehen. Obwohl sein neues Büro viel heller und zwei Etagen höher war, konnte ihm niemand den Glauben nehmen, degradiert worden zu sein. (D 32f.)

Die Beschäftigten des Bankinstituts haben keine Gewissheit über den Fortbestand ihres Arbeitsverhältnisses. Anlasslos scheint jederzeit ein Verlust ihrer Anstellung möglich. So herrscht unter den Mitarbeitenden beständig ein Klima der beruflichen Unsicherheit, das sich in verschiedenen kursierenden Geschichten über »schlimme[] Arten« des plötzlichen Gekündigt-Werdens Bahn bricht. Selbst bei einer »Beförderung« ist für die Angestellten nicht »sicher«, ob sie nicht vielmehr das Gegenteil heißt bzw. als »getarnte« berufliche Herabstufung die eigene Kündigung evokieren soll. Eigentlich belanglose Aspekte und Gegebenheiten werden im Zuge dessen als bedeutungsvolle Zeichen lesbar gemacht; so kann sich denn aus der Tatsache eines marginal kleineren »neue[n] Büro[s]« infolgedessen der »Glauben« speisen, »degradiert worden zu sein«. Auf diese Weise wird die Investmentbank als eine quasireligiöse Institution kenntlich, für die – entgegen ihrer »angeblich« sachlich-zweckrationalen Figuration – ein von Irrationalismen und Willkür geprägtes Glaubenssystem konstitutiv ist.

Damit verbunden zeigt sich auch die Funktionsweise des Aktienhandels grundlegend von einem spekulativ-unwirklichen Momentum gekennzeichnet und lässt die Bank bzw. Börse als einen realitätsentzogenen Ort, in dem mit fiktionalen Größen in einer virtuellen Dimension operiert wird, greifbar werden. Etwa beschreibt Jasper seine konkrete Arbeit als Aktientrader, der mit »Optionen []handelt«, in diesem Setting folgendermaßen:

Mit Optionen wetten unsere Kunden darauf, wie sich der Kurs einer Aktie entwickeln wird. Informiertes Glücksspiel, wenn man so will. Da Aktien an sich schon eine Wette auf die Zukunft eines Unternehmens sind, ist das, was ich tue, eigentlich eine Wette auf eine Wette. Ich bin ein Meta-Buchmacher. Das ist natürlich hochkomplex, aber irgendwie auch ganz einfach. (D 48)

Seine berufliche Tätigkeit ist in einem Umfeld situiert, als dessen Kernelement das sich »hochkomplex« gebende Spiel mit Erwartungen in der Hoffnung auf einen monetären Gewinn zu gelten hat. Demgemäß liegt hier ein System vor, das sich als immanent eigendynamisch und einer rationalen Logik enthoben erweist: Jasper zeigt der »Analystenmonitor« an, dass »[d]ie Gerüchte, dass jemand in großem Stil *HomeStar*-Aktien aufkaufte, [...] wirklich nur Gerüchte gewesen« waren; mit der Konsequenz, dass »[n]un, wo ich alles darauf gesetzt hatte, dass der Kurs weiter stieg, [...] das passiert [war], auf das ich all die Tage gewartet hatte: *HomeStar* fiel« (D 204). Henry, der dem Bankwesen gänzlich fremd gegenübersteht (vgl. D 136), stellt fernerhin zu Jaspers Arbeitsplatz fest: »Der Business-Boy hieß Jasper Lüdemann und arbeitete in meiner Bank, die für mich immer ein rätselhafter Ort voller leise ausgeführter obskurer Handlungen gewesen war, wo es das ganze Jahr Kaffee gab und in der Adventszeit Kekse.« (D 137) Bei der Bank handelt es sich aus der Außenperspektive Henrys dementsprechend um einen Ort, der sich ihm als nebulös und von undurchsichtigen Praktiken bestimmt zeigt; konkret greifbar wird dieser für ihn lediglich durch den banalen Umstand, dass er hier als Kunde stets »Kaffee« sowie in der Vorweihnachtszeit Gebäck angeboten bekommt.

Über die Figur Jasper gerät die Bank bzw. Börse zudem zum Ort kriminellen Agierens und damit zu einem gesellschaftlich normabweichenden Handlungsraum. So werden seine illegalen Aktienspekulationen<sup>5</sup> durch ein System begünstigt, dessen Kontrollmechanismen sich leichterhand umgehen lassen. Auch hierzu ein Beispiel: Da er die Leiterin des Back-Office, dessen Aufgabe es ist, die Aktivitäten im Händlersaal zu kontrollieren, persönlich kennt (vgl. D 119), vermag er es, seinen für die Bank mittlerweile verursachten Verlust von »50 Millionen« (D 145) Dollar zu verschleiern:

---

5 Vgl. zu Jaspers unautorisierten Spekulationsgeschäften detaillierter das Kapitel 7.1: Kristof Magnusson *Das war ich nicht* (2010).

Das Volumen meiner Spekulationen hatte nun endgültig eine Größenordnung erreicht, wo es dem Back-Office auffallen musste. [...] Doch eine Chance hatte ich vielleicht noch: Neelys Account galt weiterhin als Account eines Mitarbeiters von Rutherford & Gold. Wenn es mir gelang, aus diesem [...] einen Kunden-Account zu machen, würde es so aussehen, als ob die Positionen nicht im Verantwortungsbereich der Bank lägen. [...] Ich nahm das Telefon und rief Brittany Page an, die Chefin des Back-Office. [...]

›Guten Morgen, Brittany. Willkommen zurück.« [...]

›Wie geht es denn Jordan und ... wie heißt das neue?‹

›Marjorie.« [...]

Wie wir alle, musste auch Brittany ihr Passwort wöchentlich ändern, war dabei jedoch so oft durcheinandergelassen, dass sie sich ein System zurechtgelegt hatte: Sie nahm den Namen ihres Sohnes [...] und die jeweilige Kalenderwoche. Hatte sie mir bei der letzten Back-Office-Weihnachtsfeier erzählt, als sie zu viel getrunken hatte [...]. Da Brittany kein besonders origineller Mensch war, versuchte ich es nun einfach mit dem Namen ihrer Tochter und der Kalenderwoche: *Marjorie06*. Nachdem ich auf *Login* geklickt hatte, kam mir das Ganze plötzlich absurd vor. So einfach konnte das doch nicht sein. [...] Dann war ich drin. Mit Brittanys Security-Clearance im System! [...] Eigentlich durften Händlersaal und Back-Office nichts miteinander zu tun haben. Die für uns und für sie zugänglichen Informationen wurden streng getrennt, wie durch eine Chinesische Mauer. Ich hatte sie durchbrochen.

Sah ihre Desktop-Oberfläche auf meinem Bildschirm. Fand Account 8–4339633. Löschte die 8, die dafür stand, dass es ein internes Konto war. Ersetzte sie durch eine 6, die die Konten von privaten Anlegern markierte.

Ich löschte Neelys Daten. Nun brauchte ich nur noch einen Namen für meinen Kunden. Wenig später war ein gewisser Mister Graham Santos Kunde von Rutherford & Gold. Obwohl es ihn erst seit ein paar Minuten gab, hatte er bereits ein Vermögen verloren. (D 146–148)

Durch sein Wissen über die Angewohnheit seiner ehemaligen Vorgesetzten Brittany, ihr Passwort stets nach demselben Prinzip zu ändern, gelingt es Jasper, sich deren Zugriffsrechte zu verschaffen. Einzig aufgrund seiner persönlichen Bekanntschaft mit der »Chefin des Back-Office« kann er die eigentlich »streng[e]« Arbeits- und Informationstrennung von »Händlersaal und Back-Office« überwinden. Dass dies »[s]o einfach« ist, erscheint ihm selbst »absurd«; er ersetzt den für seine Aktiengeschäfte widerrechtlich genutzten Account seines Ex-Kollegen durch einen fiktiven Kundenaccount, um auf diese Weise seine verlustreichen Fehlspekulationen mit der HomeStar-Aktie zu kaschieren. Jaspers illegales Handeln entpuppt sich dementsprechend als von den systemimmanenten Schwachstellen der Bank begünstigt.

›Liminalität‹ als erzählerisches Kennzeichen von Krise formuliert sich insofern topografisch über die motivische Aktualisierung der Bank bzw. Börse als ein ebenso eigengesetzlich-ominöser wie auch kriminelles Handeln befördernder Ort aus,

in dem »immer unüberschaubarer werdende[] Geldströme im virtuellen Raum beweg[t]«<sup>6</sup> werden. Hiermit verbunden tritt gleichfalls eine kapitalismuskritische Perspektiveinnahme zutage; werden doch diese beiden zentralen gesellschaftlichen Institutionen des globalen (Finanz-)Wirtschaftssystems – Bank und Börse – als von zweifelhaften Praktiken geprägte sowie diese begünstigende suspekten Orte gezeigt, womit ›Gesellschaft‹ zugleich symbolisch von einer systemimmanenten Krisen- und Krankhaftigkeit gezeichnet greifbar gemacht wird. In dieser Hinsicht findet sich dementsprechend in *Das war ich nicht* die literaturgeschichtliche Tradition der Darstellung der Bank sowie der Börse als Institutionen eines dubios-numinosen Finanzmarkthandels und selbstentfremdeten modernen Arbeitsumfelds fortgeschrieben.<sup>7</sup>

Anhand der Figur Meike gewinnt der Krisenparameter ›Liminalität‹ überdies topografisch in Form einer eigenaktiv betriebenen Denormalisierung des Aktions- und Verhaltensradius sowie einer Veränderung der Wahrnehmung von Realität Gestalt. Im Bestreben, ihre eigene ökonomische Existenz als Übersetzerin Henrys zu retten, fliegt Meike nach Chicago, um diesem, der von seiner »Überraschungsparty [...] weggelaufen« (D 63) und untergetaucht ist, zu finden (vgl. D 64, D 68f.). Entgegen der anderslautenden Information, die sie von Henrys deutschem Verlagshaus erhalten hat (vgl. D 64), ist sie davon überzeugt, dass er bereits seinen angekündigten »Roman [...] fertig geschrieben« (D 68) hat. In Chicago angekommen, »macht[]« sich Meike sodann – geleitet von diesem (Fehl-)Glauben – direkt »auf die Suche« (D 87) nach Henry: Mit der Stadt durch dessen Romane, deren Handlung stets hier verortet ist, derart »vertraut, als wäre ich schon oft hier gewesen« (D 87), beginnt sie gleich einer Detektivin ihre Nachforschungen: »Wo ich hinmusste, wusste ich genau. [...] Ich wollte am offensichtlichsten aller Orte anfangen, dem Walnut Room.« (D 87f.) Meike findet sich im Zuge dessen in doppelter Hinsicht in einen Raum versetzt, der mit ihrer gewohnten Aktions- und Verhaltensdynamik und Wirklichkeitswahrnehmung bricht und sich insofern durch ein neues Ordnungs- und Orientierungssystem auszeichnet: Indem Meike beginnt, Henry, den sie unversehens in dem Kaufhauscafé Walnut Room entdeckt (vgl. D 89), zu beschatten, bildet sie erstens einen veränderten, normabweichenden aktionalen Verhaltensradius aus:

6 Zelik: Ein spekulativer Schnellschuss, S. 44.

7 Vgl. zur literaturgeschichtlichen Tradition der kapitalismuskritischen motivischen Verwendung der Bank bzw. Börse als Ort von Irrationalität und dubios-krimineller Handlungen und selbstentfremdeter Arbeit exemplarisch: Iuditha Balint: Bank, Bankier. In: Joseph Vogl, Burkhardt Wolf (Hg.): Handbuch Literatur & Ökonomie. Berlin 2019, S. 104–107, hier S. 106f. und Franziska Schößler: Der Börsendiskurs im ausgehenden 19. Jahrhundert. In: Christine Künzel, Dirk Hempel (Hg.): Finanzen und Fiktionen. Grenzgänge zwischen Literatur und Wirtschaft. Frankfurt a.M., New York 2011, S. 165–180, hier S. 165f.

Ich folgte ihm mit einigen Schritten Abstand, zu wenigen Schritten Abstand, wie ich plötzlich fand und blieb vor einer Handtasche stehen, ohne ihn aus dem Blick zu lassen. [...] Ich zählte bis drei, dann folgte ich ihm, stellte mich auf die Rolltreppe, die ihn nach unten trug, versuchte, ihm nicht zu nahe zu kommen, ihn aber zwischen Sonderangeboten, Mikrowellen und Entsaftern auch nicht zu verlieren. [...] Wo war er jetzt? Da. Er verschwand in einem Gang, der offensichtlich vom Untergeschoss des Kaufhauses direkt zur U-Bahn führte. [...] Ich rempelte Leute aus dem Weg, Richtung Ausgang. Treppe. Rauf. Er war es wirklich. [...] Voller Angst, ihn verloren zu haben, überholte ich zwei Frauen mit Laptoptaschen, und stellte dann fest, dass er stehen geblieben war. Einfach nur dastand. Vor einem Café. Mir fiel nichts Besseres ein, als mich an eine Bushaltestelle schräg vor dem Café zu stellen und zu hoffen, dass er mich nicht bemerkte. (D 90f.)

Zu »verblüfft« (D 89), um Henry direkt anzusprechen, fängt Meike an, ihm zu »folg[en]« und regelrecht zu observieren. Von der unvermittelten Möglichkeit der Kontaktaufnahme überfordert, sucht sie stattdessen, Gestalt als seine verdeckte Beobachterin zu gewinnen. Meike entfaltet sich damit einen neuen Handlungsraum, der für sie in Bezug auf Henry zunächst nach den Regeln des Sich-Verborgens funktioniert und sie macht sich folgerichtig ein Verhalten zu eigen, dass dieser Anforderung entspricht.

Zweitens ist »Liminalität« in Form der Ausbildung eines veränderten Ordnungs- und Orientierungsraums hier dahin gehend aktualisiert, dass Meike anfängt, Henrys fiktionale Darstellung bestimmter Chicagoer Orte mit ihrem realen Erleben von diesen abzugleichen. Ein Beispiel: Sich als inspirativen Ausgangspunkt für ihre Suche nach Henry das häufig in seinen Romanen erwähnte Kaufhauscafé Walnut Room wählend, wird dieses für Meike in dessen realer Ausgestaltung zu einer ernüchternden Erfahrung:

Wenig später stand ich im siebten Stock von Macy's on State Street. Wie Chicago hatte ich mir den Walnut Room unter dem Eindruck von Henry LaMarcks Romanen gemütlicher vorgestellt. Die von der Kassettendecke hängenden Kronleuchter, die dicken Teppiche zwischen den walnussholzgetäfelten Wänden waren zwar genau so, wie in seinen Büchern beschrieben, und doch konnte ich nicht vergessen, dass ich, um hierhin zu kommen, ein profanes, stinknormales Kaufhaus durchqueren musste [...]. Ich nahm an einem [...] Ecktisch Platz, denn ich wollte so weit weg wie möglich von den anderen Gästen sitzen, die hauptsächlich ältere Damen waren – keine Spur von den gut aussehenden Männern, die sich in Henry LaMarcks Romanen hier bei einem Stück *Frango*-Minztorte von ihren Beziehungskrisen, heimatlichen Krankheiten und gescheiterten Karrieren erholten. (D 88)

Die anhand von »Henry LaMarcks Romanen« generierten imaginativen Entwürfe Meikes von »Chicago« im Allgemeinen sowie dem »Walnut Room« im Besonderen

finden für sie in der Realität lediglich begrenzt Entsprechung. Obschon sich ihr einige der äußeren Gegebenheiten des Cafés »wie in seinen Büchern beschrieben« darstellen, erlebt sie sich in zentralen Aspekten von der Wirklichkeit enttäuscht: So findet sie sich hier nicht in der Gesellschaft »von den gut aussehenden Männern« aus Henrys literarischen Werken wieder, sondern sieht sich stattdessen vielmehr von »ältere[n] Damen« umgeben; auch schmeckt ihr »[d]ie in seinen Büchern so hochgelobte Minztorte [...] wie ein normaler Schokokuchen, den man mit After-Eight-Täfelchen verschalt hatte« (D 88). Meike legt sich Henrys Romane als Orientierungs- und Handlungsfolie für die Wirklichkeit vor, die sie basierend auf ihrer fiktionalen Ausgestaltung wahrnimmt. Dadurch schafft sie sich einen sekundären Raum von Realität, in dem ihr jedoch, durch ihre dergestalt präfigurierte Perspektivierung, jedwede diesbezügliche Abweichung zur Irritation gerät.

›Liminalität‹ zeigt sich als erzählerisches Charakteristikum von Krise gleichfalls an der Figur Henry als normalitätsabweichender, eigengesetzlicher Aktions- und Verhaltensradius kolportiert. Angesichts des drohenden Bekanntwerdens seines Scheiterns an seinem medienwirksam angekündigten Jahrhundertroman über die Terroranschläge vom 11. September 2001 (vgl. D 26f.) verlässt er fluchtartig seinen etablierten Lebenskontext: »Schämen solltest du dich, Henry LaMarck! Auf jeder anderen Party wäre es im Rahmen des gesellschaftlich Akzeptierten gewesen, sich sang- und klanglos davonzustehlen, doch auf der Party zu meinem eigenen sechzigsten Geburtstag war es das sicher nicht.« (D 25) Aus seinem anfänglichen Bedürfnis heraus, für seinen Verlag und die Öffentlichkeit nicht auffindbar zu sein, meidet er die Rückkehr in seine Wohnung und nimmt sich stattdessen unter dem Namen der Hauptfigur seines populären Romans *Unterm Ahorn* ein Hotelzimmer: »Graham Santos. Unter diesem Namen hatte ich mich angemeldet. Dass auf meiner Kreditkarte ein anderer Name stand, hatte er [= der Rezeptionist, K.T.] entweder nicht mitbekommen oder er ignorierte es ebenso diskret, wie der Barkeeper mich ignoriert hatte.« (D 30) Indem Henry sich dergestalt in die Anonymität zurückzieht, kann er sich der mit seiner beruflichen Positionierung als Erfolgsschriftsteller verbundenen Rollenerwartung – sprich: den angekündigten neuen Bestseller vorzulegen (vgl. D 26) – zunächst entziehen; kaum hat er seine »Suite betreten«, hängt er »das Bitte-nicht-stören-Schild« an die Zimmertür, lässt sich »auf das Bett [...] fallen, und das Herzrasen ließ endlich nach« (D 30f.). Nachfolgend beginnt sich Henry unter veränderten Parametern in seiner »Heimatstadt« (D 59) Chicago zu bewegen; Krise ist dementsprechend an seiner Figur als veränderte Erfahrungs- und Wahrnehmungswelt ausgebildet: So vergisst Henry jetzt »zum ersten Mal« seinen »seit einem Jahr« täglichen »physiotherapeutische[n] und kosmetische[n]« (D 58) Behandlungstermin und bricht darüber hinaus mit seiner Gewohnheit, das Café »Walnut Room im Kaufhaus Macy's«, dem er »die Treue« hält, da es ihm »einer der nostalgischsten Orte der Stadt [...] [und] mit [...] glücklichsten Kindheitserinnerungen verbunden« ist, erst mittags aufzusuchen: »Guten ... Morgen«, sagte die



Kellnerin. Sie zögerte kurz, da sie mich seit 20 Jahren mit ›Guten Tag‹ begrüßte; normalerweise kam ich ja erst um eins und kreuzte nicht, wie heute, bereits um halb zehn hier auf.« (D 73) Fernerhin fängt Henry an, Jasper, dem er zufällig auf einem Foto im »Wirtschaftsteil« der Chicagoer Tageszeitung als »einen erschöpften jungen Mann in weißem Hemd, der mit müden Augen in die Ferne blickte« (D 60) ansichtig wird, zu stalken (vgl. z.B. D 76, D 100, D 130f.); hierdurch begibt er sich ebenfalls in ein andersgeartetes realitätsstrukturierendes Ordnungssystem: Leidend an seiner sozialen Einsamkeit (vgl. D 166) und Jasper vordergründig als die inspirative Lösung seiner Schreibblockade imaginierend (vgl. D 70), geraten für Henry nunmehr mit dessen Arbeitsplatz, der Investmentbank Rutherford & Gold, sowie der auf der gegenüberliegenden Straßenseite befindliche Coffeeshop Caribou zum zentralen Ziel- und Ausgangspunkt seines Handelns: Dorthin verfolgt er Jasper (vgl. D 100), hier wartet er auf die Begegnung mit ihm (vgl. D 128), spricht er ihn erstmalig an (vgl. D 131) und dort überlässt er ihm schließlich auch »die Mappe mit meinen Kontounterlagen« (D 181f.); dank des Zugriffs auf seine Bankdaten kann Jasper sodann seinen Spekulationsverlust in Millionenhöhe noch einmal vertuschen (vgl. D 205).<sup>8</sup> ›Liminalität‹ als erzählerisches Krisensignum formuliert sich damit auch an der Figur Henry als ein räumlich Gestalt gewinnender Zustand eines Jenseits von etablierten Ordnungs- und Orientierungssystemen aus. Damit einhergehend wird ›Liminalität‹ anhand seiner zudem als Erfahrung externer Bedrohung fassbar. Unversehens sieht sich Henry mit Jaspers Teamleiter Alex konfrontiert und von diesem körperlich attackiert, der ihn – Zeuge von deren Treffen im Coffeeshop Caribou werdend – fälschlicherweise für einen vermögenden Klienten von Jasper hält (vgl. D 186):

Ich ging zurück zum Anfang der Brücke und nahm die Treppe nach unten [...]. Dass ich nach wenigen Stufen schnelle Schritte hörte, die hinter mir langsamer wurden, [...] hielt ich für Zufall. Dann spürte ich, wie eine Hand mich am Oberarm packte. [...] Ich fuhr herum und sah in das Gesicht eines Mannes, der ein Business-Outfit ähnlich dem Meinen trug. Auch nachdem er mich gepackt hatte, ging er weiterhin etwas schneller als ich. [...]

›Mr. Santos, wir sollten offen sprechen. Wir bei Rutherford & Gold legen wert darauf, unsere Kunden zu kennen. [...] Gerade bei Kunden, die aus dem Nichts auftauchen und in kürzester Zeit hohe Millionenbeträge investieren.«

›Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen‹, sagte ich. Seine Lippen verzogen sich zu einer Art Grinsen. [...]

Inzwischen hatten wir die untere Ebene [...] erreicht. Auf dem schmalen Streifen Bürgersteig, der den Fuß der Treppe vom Verkehr trennte, blieb er stehen, schob mich ein bisschen zu nah an die Straße, riss mich dann zurück, kurz bevor der

8 Vgl. zu Henrys Stalking von Jasper als motivisches Momentum von Krise auch das Kapitel 10.1: Kristof Magnusson *Das war ich nicht* (2010).

Lastwagen an uns vorbeidonnerte. Ich versuchte, meinen Arm aus seinem Griff zu winden, doch er drückte noch stärker zu, zwischen meine Muskeln, direkt auf den Knochen. Langsam tat es weh. (D 184f.)

Jaspers Vorgesetzter Alex hat dessen – unter dem Namen der Hauptfigur Graham Santos aus Henrys Roman *Unterm Ahorn* laufendes – fingiertes Kundenkonto entdeckt. Diesen Account für real haltend, bleibt ihm allerdings nicht nur das tatsächliche Ausmaß von Jaspers unautorisierten Spekulationsgeschäften verborgen (vgl. D 207), sondern er drängt vielmehr auch darauf, die Geschäfte für den vermeintlichen »Großkunde[n]« zu übernehmen: »Ab jetzt kümmerge ich mich um Ihren Account. Da ist noch einiges Potenzial, Ihre Strategie zu optimieren, das kann der [= Jasper, K.T.] eh nicht, aber ich kann das.« (D 186) Jaspers Teamleiter verfolgt und bedrängt Henry mit diesem Ansinnen; aggressiv hält er dessen »Oberarm [ge]packt[]« und droht ihn geradezu auf die viel befahrene Straße zu stoßen. Damit erfährt sich Henry einer externen Gewalt ausgeliefert, deren Zugriff er sich zum einen nicht körperlich zu erwehren vermag und die zum anderen resultativ mit seiner aktiv betriebenen Suspendierung seines etablierten Aktions- und Verhaltensraums zusammenhängt: Seinem Stalking von Jasper geschuldet, das sich aus seinem krisenhaft gewordenen Identitätsentwurf als Schriftsteller bedingt, gerät Henry erst in den Einflussbereich bankwirtschaftlichen Handelns. Krise zeigt sich hier folglich über das Kennzeichen ›Liminalität‹ als ein eigendynamischer Aktionsraum entworfen, in dem es – personifiziert in der Figur Alex – zur Bedrohung der subjektiven Identitätskonzeption durch eine externe Gewalt kommen kann.

Resümierend lässt sich demgemäß für die Okkurrenz von ›Liminalität‹ als narratologischer Parameter von Krise in *Das war ich nicht* festhalten:

›Liminalität‹ zeigt sich sowohl auf erzählstruktureller als auch inhaltlicher Ebene anhand der Figuren Jasper, Meike und Henry prägnant entfaltet. In ersterer Hinsicht findet sich die charakteristische Such- und Auslotungsbewegung des Zwischenzustands Krise zum einen längs der drei sich kapitelweise abwechselnden Ich-Erzähler transportiert, mittels derer unterschiedliche Interpretationen der Wirklichkeit miteinander verwoben werden, sowie zum anderen durch die narrative Nutzbarmachung des Zufalls als hier handlungsvorantreibendes Momentum hervorgehoben. Auf diese Weise wird erzähltechnisch ein Handlungssetting entworfen, in dem ›Liminalität‹ als ein eigendynamischer Bewegungs- und Wahrnehmungsraum zutage tritt. In zweiterer Hinsicht gewinnt ›Liminalität‹ motivisch über die jeweilige topografische Verortung der Figuren an Kontur, qua derer sie sich als in einen normalitätsabweichenden Aktions- und Verhaltensradius gesetzt zeigen. Besonders markant greifbar gemacht ist dies anhand Jasper, dessen Arbeitsumfeld und damit zentraler Handlungsraum – die Bank bzw. Börse – eindringlich als ein von unergründlichen Regeln und spekulativem Handeln geprägter irrationaler Ort, der ein kriminelles Agieren begünstigt, expliziert wird. Über die

Figuren Meike und Henry formuliert sich ›Liminalität‹ als erzählerisches Kennzeichen von Krise außerdem als ein aktiv initiiertes Bruch mit den etablierten Aktions- und Verhaltensparametern sowie einer damit verquickten veränderten Weltwahrnehmung aus: Ähnlich einer Detektivin beginnt Meike, den in die Anonymität abgetauchten Henry in Chicago zu verfolgen, wobei sie beständig dessen fiktionale Darstellung der Stadt in seinen Romanen mit ihrer eigenen Realitätserfahrung abgleicht. Ebenfalls durch seine fluchtartige Abkehr von den identitätsfigurativen Koordinaten seiner Existenz – berufliche Rolle, Wohnsituation und Alltagsorganisation – begibt sich Henry in einen neuen Erfahrungs- und Wahrnehmungsraum eines ›jenseits von‹ und fängt an, sich sein Chicagoer Lebensumfeld unter veränderten Vorzeichen zu erschließen. Überdies wird ›Liminalität‹ anhand der Figur Henry als Konfrontation mit einer äußeren Bedrohung – konkretisiert in Jaspers Vorgesetztem Alex – greifbar, sodass auch in diesem Punkt Krise als existenzielle Phase der identitätsfigurativen Verunsicherung narrativ kenntlich wird.

Unter dem Fokus von ›Liminalität‹ als analytischer Parameter lässt sich Krise in Magnussons Roman *Das war ich nicht* narrativ dementsprechend insgesamt sowohl erzählstrukturell als auch motivisch als topografische, habituelle sowie realitätsrezeptive (Selbst-)Exklusion der Figuren fassbar machen, die in personal-wirtschaftlicher Reichweite vermessen werden kann und mit einer systemimmanenten Krisen- und Krankhaftigkeit – symbolisch dargestellt anhand der Bank bzw. Börse als zentralen Handlungsort – korreliert.

## 8.2 Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012)

In von Steinaeckers Roman *Das Jahr, in dem ich aufhörte mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* zeigt sich anhand seiner Hauptfigur Renate Krise als eigendynamischer und wirklichkeitsentzogener Seinszustand eindringlich verhandelt. Über die narrative Nutzbarmachung mehrerer Motivkomplexe wird ›Liminalität‹ als ein sowohl facettenreiches als auch zentrales Krisensignum sichtbar.

Zum einen ist ›Liminalität‹ hier als soziale Exklusion erzählt, die ebenso unbewusst wie aktiv von Renate selbst evoziert wird und sich ihrer entfremdeten, durchökonomisierten Identitätskonzeption geschuldet zeigt. Wie Rok gleichfalls darlegt, ist es ihre selbstbetriebene »Verschmelzung von privater und Arbeitssphäre und somit die Ökonomisierung aller Lebensbereiche«, aus der ihre »Kommunikationsunfähigkeit, Vereinzeln sowie Verdinglichung personeller Beziehungen«<sup>9</sup> resultiert. Ein Beispiel: Durch den erzwungenen Arbeitsplatzwechsel erneut in ihre Heimatstadt München zurückgekehrt (vgl. J 25), meldet sie sich nicht nur unvermittelt wie-

9 Rok: Entfremdung, S. 126.

der bei ihrer Studienfreundin Lisa Miller – »Als ich ihr [...] am Telefon gesagt hatte, dass ich nach München gezogen sei, [...] hatte ich mich erst einmal dafür rechtfertigen müssen, dass ich mich seit dem Tod meiner Mutter im Sommer nicht mehr bei ihr gemeldet hatte« (J 51) –, sondern sie besucht diese auch überraschend am Abend ihres ersten Arbeitstages. Ohne vorherige Ankündigung klingelt Renate an Lisas Wohnungstür:

Als sich die Tür nach innen öffnete, schlug mir das Herz bis zum Hals. Ich zwang mich, herzlich zu lächeln und dabei natürlich zu wirken. Auf den ersten Blick hatte sich Lisa in den letzten 24 Monaten kein bisschen verändert. [...] »Na, das ist ja eine Überraschung.« ›Long time no see‹, lag mir auf der Zunge, das war Lisas Satz früher [...] gewesen, wenn wir uns länger als eine Woche nicht gesehen hatten, aber ich brachte dann nur heiser ›Hallo‹ hervor, während ich mich zu ihr beugte. Nach all der Zeit wollte ich sie lange umarmen, sie gab mir Wangenküsschen links und rechts in die Luft. (J 46)

Nachdem sie sich zwei Jahre lang nicht persönlich begegnet sind, ist Renate bemüht, sich unverkrampft »natürlich« zu geben. Übergangslos möchte sie wieder die von ihr erinnerte zwischenmenschliche Nähe zu Lisa erleben; »[n]ach all der Zeit wollte ich sie lange umarmen«. Soziale Beziehungen werden von Renate insofern zweckrational – das heißt: gemäß ihrem eigenen Bedarf – nutzbar gemacht.

Des Weiteren wird Renates soziale Exklusion vermittelt über ihre – wie Rutka treffend herausstellt – »professionalisierte, entfremdete Sprache, mit deren Hilfe sie umstandslos« sämtliche, ihr begegnenden Personen »kategorisiert«,<sup>10</sup> bewertet und gleichfalls ihr eigenes Verhalten fortwährend hinsichtlich seiner Funktionalität reflektiert. So wettet sie beispielsweise mit sich selbst, »während ich bei Erich oder Erwin [= ihren jüngeren Zwillingsbrüdern, K.T.] im Wohnzimmer saß, [...] wer was als Nächstes sagen oder tun würde« (J 140), bemisst ihre Freundin Lisa an optischen Kriterien – »Für ihre Lippen hatte sie ein zartes Rosa ausgesucht, das ihrem natürlichen Farbton nicht 100%ig entsprach, wie ich wusste. Zum ersten Mal sah ich Nude an jemanden in natura, auf Lisas hohen Wangen ohne Hautunreinheiten wirkte es phantastisch« (J 46) – und »freut[ ]« sich in einem Gespräch mit dieser dezidiert »die richtige Tonlage getroffen zu haben, entsprach sie doch präzise meinem Gefühl von Fürsorge für meine beste Freundin in diesem Moment« (J 84f.). Ein anderes Beispiel für Renates – stilistisch tradierte – fortwährende ökonomisch-rationalistische Vermessung ihres sozialen Umfelds: Unmittelbar bei ihrer ersten Begegnung resümiert sie bezüglich ihres Arbeitskollegen Serdar hinsichtlich seiner weiteren beruflichen Karriere:

10 Rutka: Imaginationen des Endes, S. 457.

Auf den ersten Blick mochte ein Außenseiter Serdar für den geborenen Vermittler halten. Er redete viel und mäandernd, so dass man bald nicht mehr genau wusste, worum es eigentlich ging. [...] Mir allerdings war sofort klar, dass so einer in der Branche nicht alt wurde. Für Höheres zu geschwätzig und für Routinearbeiten zu ungeduldig, würde er irgendwann, so prognostizierte ich [...], eine Auseinandersetzung mit seinem Vorgesetzten riskieren, den Kürzeren ziehen und letzten Endes das Fach wechseln, schätzungsweise in sechs, maximal acht Jahren. Serdar würde einen sehr guten Personalleiter abgeben. Er wusste es nur noch nicht. (J 23)

Renate attestiert sich das Vermögen, den Charakter ihres Kollegen lediglich auf Grundlage ihres ersten Eindrucks richtig beurteilen zu können. Zudem bewertet sie Serdar allein unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten und seine damit einhergehende, von ihr angenommene personal-ökonomische Verwertbarkeit: So interpretiert sie sein Verhalten – dass er sich ihr etwa als »geschwätzig« und »ungeduldig« zeigt – ausdrücklich in Bezug auf sein berufliches Entwicklungspotenzial. ›Liminalität‹, fassbar gemacht als soziale Exklusion, ist somit sowohl anhand Renates sozial-kommunikativen Agierens aktualisiert als auch stilistisch durch ihr sachlich-entemotionalisiertes Sprachregister zum Ausdruck gebracht.

Zum anderen wird der Krisenparameter ›Liminalität‹ im Roman als ein verändertes raum- und zeitkategoriales Erleben von Wirklichkeit dargestellt. Renate offenbart sich ihre eigene topografische und temporale Wahrnehmung wiederkehrend als nicht realitätskongruent; sie verliert wiederholt ihre Orientierung und hat Erinnerungslücken: »Es geschah in dieser 43. KW, dass ich plötzlich vor dem leise brummenden Kaffeeautomaten oder im Lift stand, ohne dass ich mich daran erinnern konnte wie ich dorthin gelangt war.« (J 94) Die Ordnung der Welt zeigt sich ihr überdies zunehmend nach Prinzipien strukturiert zu sein, deren zugrunde liegende Systematik sie sich nicht mehr erschließen kann. Etwa führen an ihrem Arbeitsplatz technische »Problem[e] mit der Elektronik« dazu, dass sich die »Rollläden« in ihrem Büro »[m]al [...] plötzlich [schlossen], ohne erkennbaren Grund, so dass es stockdunkel wurde; mal ruckelten sie gemächlich herunter, alle fünf Minuten einen Zentimeter« (J 177). Während nach einigen Tagen »sämtliche Räume« auf ihrer Etage »wieder einwandfrei funktionierten« (J 178), lassen sich bezeichnenderweise allein die Jalousien ihres Zimmers nicht mehr in ihren normalen Funktionszustand zurücksetzen (vgl. J 178). Ein weiteres Beispiel: Als »[e]inmal« das Kopiergerät kaputt ist und Renate »für ein Kundengespräch noch dringend die Kopie eines Formulars« (J 94) benötigt, wird sie diesbezüglich von der gerade telefonierenden Empfangssekretärin wortlos gestikulierend in ein höheres Stockwerk des Büroturms verwiesen (vgl. J 94):

Also fuhr ich in den 15. Stock. Der Korridor erfüllte lautes Gelächter und deutschsprachige Volksmusik, die von einem durchdringenden Geräusch wie von einer

Säge durchschnitten wurde. Als ich durch die angelehnte Tür [...] trat, schauten mir etwa fünf kräftige Männer überrascht entgegen, die um etwas Großes, Eckiges auf dem Boden herumstanden. [...] Für Bauarbeiter waren die Männer zu leger gekleidet, für CAVERE-Angestellte zu abgerissen. Meine Erscheinung musste indes für sich sprechen. Während sie dann weiter das Paket auf dem Boden zusammenzurten, rief mir einer der Männer über den Lärm hinweg im breitestem Bayrisch zu: ›Sie sich auch zum Kopieren? [...] Eins höher.‹ [...] Auf der Fahrt in den 16. Stock schüttelte ich irritiert darüber den Kopf, dass in den HighLight-Towers nicht die übliche Ordnung der Etagen eingehalten wurde. In Frankfurt war die Poststelle im Keller untergebracht, [...]. Hier aber, in München, befanden sich gewissermaßen die untersten Etagen in der Mitte des Gebäudes. Als sich die Lifttüren vor mir zu einem Korridor öffneten, war ich ausnahmsweise erleichtert, leise die typische Großraumbüro-Geräuschkulisse zu hören. (J 95)

In der Annahme, dass sich die nächste Kopiermöglichkeit direkt über ihrer »im 14. Stockwerk untergebracht[en]« (J 9) Abteilung befindet, steigt Renate in der folgenden Etage aus dem Fahrstuhl aus. Anstatt der erwarteten »typische[n] Großraumbüro-Geräuschkulisse« schallen ihr jedoch »lautes Gelächter«, »deutschsprachige Volksmusik« und ein »durchdringende[s] Geräusch wie von einer Säge« entgegen. Darüber hinaus findet sie eine Gruppe »Männer« vor, deren berufliche Profession sich ihr optisch nicht erschließt, und die mit einem, für sie zunächst undefinierbaren Gegenstand »auf dem Boden« hantieren. Renate sieht sich angesichts dessen unvermittelt in eine ihr befremdliche Szenerie versetzt, die sie mit ihrer Wirklichkeitserwartung nicht in Einklang bringen kann und die sich ihr erst als nicht dechiffrierbar darstellt. Überhaupt »irritiert« Renate die Stockwerkverteilung der einzelnen Abteilungen, die nicht der ihr geläufigen »übliche[n] Ordnung der Etagen« entspricht. Anders als ihr aus »Frankfurt« bekannt, sind hier »in München [...] die untersten Etagen in der Mitte des Gebäudes« angesiedelt; das unterste ist gewissermaßen nach oben gekehrt. Die räumliche Abteilungsgliederung längs der Etagenstruktur zeigt sich Renate an ihrem neuen Arbeitsplatz folglich als verwirrend und logisch nicht nachvollziehbar.

Auf einer Taxifahrt zurück von einem Kundentermin zum Büro (vgl. J 77) ist Renate ferner die Stadtopografie labyrinthartig entfaltet: »Der Taxifahrer verirrte sich auf dem Mittleren Ring. Er fand die Abzweigung zum Business-Areal nicht, das, während er leise in einer fremden Sprache fluchte, mal links, mal rechts von uns auftauchte, als wollte es Verstecken mit uns spielen.« (J 78) Ihre im Straßengewirr »mal links, mal rechts [...] auftauch[ende]« Arbeitsstätte erscheint als ein Trugbild, das seine Existenz illusioniert; immer wieder versagt es Renate die Annäherung

und entzieht sich ihrem räumlichen Zugriff.<sup>11</sup> Auch ihre subjektive Zeiterfahrung nimmt Renate wiederholt asynchronisiert zum objektiven Zeitvergehen wahr, wodurch gleichfalls ›Liminalität‹ als verändertes Erleben von Realität kenntlich wird. Ein Beispiel: Angekommen im russischen Freizeitparkressort, wohin sie zwecks Kundenakquise für ihre Versicherung geflogen ist, möchte ihr »das Gefühl [...] nicht weichen, dass ich alles, was sich vor mir abspielte, einige Sekunden versetzt wahrnahm« (J 268). Renate wähnt sich hier außerhalb der regulären Temporalität gesetzt, die ihr anmutet, als ginge sie ihrem eigenen Erleben voraus. Sie nimmt sich im Zuge dessen somit selbst als einem veränderten Ordnungssystem verhaftet und insofern als in einen wirklichkeitsentrückten Zustand versetzt wahr.

Darüber hinaus ist ›Liminalität‹ als narratologisches Signum von Krise aufgerufen als Entgrenzung der perzipierten Realität hin zum Fiktionalen und einer damit verbundenen psychopathologischen ›Verwahnsinnigung‹ Renates. Rutka spricht diesbezüglich pointiert von einer ›bizarre[n] ›Derealisierung‹ ihres Lebens«. <sup>12</sup> So büßt Renate durch die Erkenntnis des seinerzeit nur vorgeblichen Unfallstods ihrer Großmutter (vgl. J 66) die Gewissheit über die Vergangenheit ein, die sie sich in der Folge zunehmend fiktionalisiert. Ausgangspunkt hierfür ist ihre Entdeckung, dass das Geburtsdatum ihrer potenziellen Kundin, der Inhaberin des russischen Freizeitparkimperiums Sofja Wasserkind, die »plant auch in Deutschland einen Park [...] [i]n der Nähe von München« (J 152) zu betreiben, dem ihrer eigenen Großmutter entspricht (vgl. J 183). Die Tatsache des identischen »Geburtstag[s]« (J 183) der Frauen wird für Renate zum Anlass, deren Fotografien, die ihr aus unterschiedlichen Jahrzehnten vorliegen, auf Ähnlichkeit hin abzugleichen. Im Bewusstsein, dass ihre Großmutter nicht wie geglaubt gestorben ist, sondern ihre Familie vielmehr verlassen hat, geraten ihr die Aufnahmen im Zuge dessen sukzessiv zu Bildern von »ein und derselben Person« (J 183): »[J]e öfter mein Blick von Nase zu Nase schweifte [...], desto mehr verschwammen die beiden Frauen zu ein und derselben Person einmal knapp 65, das andere Mal über 90« (J 183). Es erfasst Renate »[e]ine ungute Ahnung« (J 183); allmählich werden für sie das übereinstimmende Geburtsdatum und die Fotografien zu vermeintlichen Belegen einer Vergangenheitsimagination, die es ihr erlaubt, aus ihrer Großmutter »Anna Marie Sophia Richter« (J 231) die Unternehmenschefin Sofja Wasserkind zu machen. Sie beginnt, darüber nachzusinnen, »wie wohl ein Lebenslauf aussähe, der es einer über 65-jährigen Deutschen ermöglichte, in den 1970ern nach Russland auszuwandern, dort ein Vergnügungsparkimperium aufzubauen [...] und [...] das eigene baldige Ende vor Augen, den Kontakt zu ihrer Enkelin zu suchen« (J 205f.). Renate versucht dementsprechend,

11 Dass sich Renates Arbeitsort hier geradezu als eine Chimäre zeigt, kann sowohl als Ausdruck ihrer Angst vor einer möglichen Kündigung sowie ebenfalls als Vorausdeutung ihrer späteren Entlassung gelesen werden (vgl. J 289).

12 Rutka: Imaginationen des Endes, S. 457.

sich erzählend eine Vergangenheit zu erschaffen, die es ihr einerseits ermöglicht, ihre Großmutter mit ihrer Klientin zu identifizieren, und die ihr andererseits selbst in der genealogischen Rolle »Enkelin« Bedeutung zuweist. Mit anderen Worten: Sie ist bestrebt, sich aktiv eine Realität zu generieren, in der – wie Friedrich hervorhebt – »ihre persönliche Vergangenheit und berufliche Gegenwart zu einer untrennbaren Einheit verschmelzen«.<sup>13</sup> Obschon sich Renate der »vielen abenteuerlichen biografischen Wendungen« (J 206), die notwendig sind, damit eine derartige Variante von Vergangenheit an Wahrscheinlichkeit gewinnen kann, bewusst ist, bleibt ihr doch »aufgrund gewisser Eckdaten« der Gedanke verhaftet, »dass die zu versichernde alte Dame in Russland meine Oma wäre« (J 207): Eine derartige Fiktionalisierung der Wirklichkeit bietet ihr die Möglichkeit, nach den, innerhalb von wenigen Monaten gemachten Verlusterfahrungen – »Ende der Beziehung mit Walter, Muttis Tod, Umzug, Versetzung [...] in eine Abteilung, die verkleinert werden sollte« (J 228) –, erneut sozial-personale und berufliche Identitätsstabilität zu gewinnen. Indem Renate ihre Großmutter als noch lebend sowie als potenzielle Versicherungsnehmerin den Kontakt zu ihr, der Enkelin, aufnehmend entwirft, kann sie für sich in sozial-wirtschaftlicher Hinsicht Identitätssicherheit generieren. Ausgehend von diesem Bedürfnis, gerät ihr die »Wahnidee, dass nämlich ihre verschwundene Großmutter jene Kundin im südrussischen Samara sein müsse«<sup>14</sup> – wider besseres Wissen – immer mehr zur Wirklichkeit:

Das Ximovan [= Medikament zur Behandlung von Schlafstörungen, K.T.] eignete sich für Spekulationen besonders, da es die Phantasie, von den Gewichten der Wahrscheinlichkeit befreit, beflügelte. [...] Meine Großmutter und Herr Wasserkind. Wie war man sich also begegnet? [...] Im hellblauen Reisealbum meiner Mutter klebte, wenn ich mich richtig erinnerte, ein Foto, das meine Großeltern auf dem Roten Platz zeigte. Vielleicht war meine Großmutter Waldemar Wasserkind auf einer Studienfahrt nach Russland [...] über den Weg gelaufen. Eine Führerin erzählt beim Gang durch die alten Hallen des Shiguli-Gebäudes die Geschichte von Vater Alfred; abends trifft man im Wirtshaus der Brauerei zufällig den Sohn, der dort wie immer an einem Nebentisch sein Bier schlürft. [...] Ohne es zu ahnen, trifft in diesem Augenblick meine Großmutter [...] auf ihren zukünftigen zweiten Mann [...]. [...] Man konnte Adressen ausgetauscht haben. [...] Wenn ich mich auch, wie mir dann auf einmal einfiel, bei dem Krimi ›Geliebter Genosse‹ bedient hatte – er stand bei meiner Mutter im Bücherschrank [...] –, so war es doch nicht von der Hand zu weisen, dass es sich um einen merkwürdigen Zufall handelte, dass meine Mutter, die nun wirklich keine Vielleserin war, ausgerechnet dieses zerfledderte, sprich wieder und wieder gelesene Taschenbuch besaß. (J 299)

13 Friedrich: Fotografien in Romanen, S. 31.

14 Klein: Effizienz und Existenz, S. 339.



Befeuert von ihrem Medikamentenmissbrauch, entspinnt sich Renate – »von den Gewichten der Wahrscheinlichkeit befreit« – eine Geschichte des Kennenlernens ihrer Großmutter mit »Waldemar Wasserkind«, dem »Vergnügungsparkbesitzer« (J 300). Erinnerter wie »ein Foto, das meine Großeltern auf dem Roten Platz zeigte« und ein »zerfledderte[s] [...] Taschenbuch« ihrer Mutter macht sich Renate dabei als objektives Zeugnis für die Authentizität ihrer Fantasterei lesbar; sie beglaubigen ihr den »Wahn [...], Sofja Wasserkind sei ihre erst tot, dann verschollen geglaubte Großmutter«<sup>15</sup> als wahr. Renate imaginiert sich eine Vergangenheit, die ihre Großmutter nicht allein in der Identität der jetzigen hochbetagten Freizeitparkinhaberin reanimiert, sondern die ihr selbst ferner damit einhergehend eine berufliche Perspektive verspricht:

Frau Wasserkind alias Sophia Richter hatte von langer Hand geplant, [...] ihre Enkelin zu sich zu holen, heim [...]. [...] Könntest du ihr vorstellen, meine Nachfolgerin zu werden?, hörte ich Frau Wasserkind sage, während ich ihr in der Villa gegenüber saß. [...] Ich würde mir erst einmal Bedenkzeit erbitten. [...] Der Triumph, als Teilhaberin der Wasserkind GmbH die Versicherung des Parks bei der Allianz abzuschließen. [...] Ich hatte wieder eine Zukunft. (J 317f.)

Verbunden mit der Vorstellung, sie sei Sofja Wasserkind's Enkelin, entwirft sich Renate die eigene berufliche »Zukunft« als deren potenzielle Unternehmensnachfolgerin. Die Fiktionalisierung der Vergangenheit lässt ihr damit ebenfalls eine andere Gegenwart und Zukunft möglich werden, in der sie sich selbst als wirkmächtig erfahren kann. Renate generiert sich so gleichfalls einen Imaginationsraum, der es ihr erlaubt, sich aus ihrer wirtschaftlichen Handlungspassivität – ungewollte berufliche Versetzung nach München, drohende Arbeitsplatzkündigung – zu befreien. »Liminalität« konkretisiert sich hier demgemäß als eine retrospektive lebensbiografische Fiktionalisierung, ob deren sich sodann auch die subjektive Verortung in Gegenwart und Zukunft derealisiert und dergestalt die Krisenhaftigkeit ihrer ökonomisch figurierten Selbstkonzeption deutlich werden lässt.

In dieser Form einer psychopathologischen »Verwahnsinnigung« von Wirklichkeit entfaltet sich »Liminalität« als narratives Kennzeichen von Krise darüber hinaus im Erleben einer sich verrätselt zeigenden Gegenwart sowie einem damit einhergehenden irrational-absurden Interpretieren von Realität. Renate fängt konkret an, sich die Wirklichkeit lesbar zu machen als von verborgenen, an sie adressierte Nachrichten durchdrungen. Ein Beispiel: Ihre neue Arbeitswoche mit dem Lesen ihrer E-Mails beginnend, offenbart sich ihr »die am Freitagabend mir selbst geschickte Evaluation« (J 220) unversehens als Verweis auf ihren persönlichen Schicksalsschlag, den Tod ihrer Mutter:

---

15 Hillebrandt: Marginalisierung, Entgrenzung, Kompensation, S. 110.

Ich hatte das Formular nicht noch einmal kontrolliert. Möglich, dass es sich um die Folge meines vergeblichen Versuches handelte, die Tastatur auf das kyrillische Alphabet umzustellen. Denn anstatt Zahlen standen da Buchstaben und Sonderzeichen, ›H M \*‹ und ›~‹. Der eigentliche Wert meiner Evaluation lag sicherlich im grünen Bereich, [...] dass er nicht im grünen Bereich lag, konnte nicht geschehen, weil es nicht geschah, ebenso wie es nicht geschah, dass ich mir so einen Aussetzer leistete. Ich starrte noch eine Weile auf das H und das M und das Unendlichkeitszeichen dahinter, ohne zu wissen, warum, bis mir einfiel, dass meine Mutter Hilde Meißner geheißen hatte. (J 220f.)

Ihre eigenhändig geschriebene Mitteilung hat sich für Renate kryptorisiert, was sie sich mit ihrem gescheiterten Bemühen, ihre »Tastatur auf das kyrillische Alphabet umzustellen«, rational zu erklären versucht. Ihre Selbstevaluationstabelle enthält nicht mehr die üblichen »Zahlen«, sondern ist mit »Buchstaben und Sonderzeichen« ausgefüllt. Dass ihr dies nicht bereits beim Schreiben aufgefallen ist, gilt Renate als geistiger »Aussetzer«, der ihr eigentlich undenkbar ist und insofern ihre labile emotionale Verfasstheit preisgibt. So bleiben ihr die Zeichen denn auch im Betrachten nicht willkürlich und bedeutungsleer: Renate decodiert sie sich als den Namen ihrer verstorbenen Mutter und weist ihnen somit Sinnhaftigkeit in Bezug auf sich selbst zu. Das Krisencharakteristikum ›Liminalität‹ zeigt sich hier als personale Entfremdungserfahrung und subjektprojizierte Interpretation von Wirklichkeit erzählt. Ein weiteres Beispiel: Auf dem Nachhauseweg von einem Treffen mit ihrer Freundin Lisa (vgl. J 212f.), beginnt Renate, allorts mysteriöse, an sie gerichtete Botschaften zu erkennen:

Abrupt blieb ich stehen, so dass der Mann dicht hinter mir in mich hineinrannte und sich dann schimpfend mehrmals nach mir umsah. Tatsächlich: Im Eingangsbereich eines Mietshauses las ich, ich konnte es nicht glauben: ›Erlös = Erlösung‹. Ein Augenpaar starrte mich an.

Der lachende Graffiti-Clown direkt über dem Spruch.

Für einen Moment schien es mir, als befände sich beides nur wegen mir an diesem Ort, als hätte jemand gewusst, dass ich hier vorbeikommen würde [...] [...]

Von da an begann ich an diesem Nachmittag, auf jedes noch so undeutlich auf Bänke, Trafokästen und Mauern gesprayte Graffiti zu achten; viele klangen wie düstere Prophezeiungen oder Drohungen gegen uns, und wenn ich sage: uns, dann meine ich Finanzdienstleister. [...]

Gerade fotografierte ich auf dem Max-Joseph-Platz einen offensichtlich erst kurz zuvor mit Kreide auf den Bürgersteig gekritzelten Schriftzug, [...] der bestimmt wäre ich eine Stunde später hier entlanggegangen, schon wieder verschwunden gewesen wäre, als eine gebückte, weißhaarige Frau mir entgegenkam, die mich unverwandt anschaute und den Mund öffnete, um mir etwas zu sagen, was sie dann doch nicht tat. (J 213f.)

Renate sieht sich einem feindlich gesonnenen gesellschaftlichen Umfeld ausgesetzt, das sie als dezidiert »gegen« sich selbst – sprich: gegen ihre berufliche Tätigkeit als Versicherungsmaklerin in der Finanzbranche – gewendet wahrnimmt. Vor der hier narrativ implizit aufgerufenen Hintergrundfolie der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 demaskiert sich Renate die perzipierte Realität als existenziell und identitätsgenerativ gefährlich. Sie registriert den öffentlichen Raum von »düster[en] Prophezeiungen oder Drohungen« erfüllt, die ihr sowohl von einer systemimmanenten als auch von der eigenen seinskonzeptionellen Krisenhaftigkeit zu künden scheinen: Die sie umgebende Welt wird ihr zu einem bedrohlichen, mit geheimen, an ihre Person gerichteten Botschaften versehenen Ort. Renate verliert sich in dieser düster-paranoiden Weltwahrnehmung, die ihr von einer verborgenen Realität heißt und in der sie sich selbst zur Adressatin der vermeintlich versteckten Nachrichten macht; sukzessiv »verwandelt sich die stets alles rationalisierende Renate in eine Verschwörungstheoretikerin«:<sup>16</sup> So wähnt sie beispielsweise, dass eine ihr zufällig begegnende »gebückte, weißhaarige Frau« ihr etwas mitteilen wolle oder dass der »Blick« eines an ihr vorbeieilenden Mannes, der »[l]aut [...] in [...] ein Telefon, an dem noch die abgeschnittene Schnur baumelte [...] für eine Sekunde an mir haften« (J 214) bleibt. Es wird Renate »unmöglich, nicht alles, was geschah, in Bezug zu mir selbst zu setzen, auch wenn ich mir wieder und wieder sagte, dass die einzige Botschaft all dieser Koinzidenzen darin lag, dass ich meine tägliche Dosis an Medikamenten verringern sollte« (J 214). Obgleich sie sich bemüht, ihren dergestalt »verwahnsinnigten« Realitätszugriff als Resultat ihres intensiven Tablettenkonsums zu perspektivieren und dementsprechend zu rationalisieren, gewinnt diese Erklärung für sie keine handlungskonkrete Geltung mehr. Im Gegenteil: Renate versucht, sich der Richtigkeit ihrer derealisierten Wirklichkeitsauffassung fotografisch zu versichern und so als authentisch auszuweisen, zumal ihr zunehmend »das Gefühl [abhanden gerät], sämtliche Entwicklungen in ihrem Leben unter Kontrolle zu haben«.<sup>17</sup> »Liminalität« findet sich in dieser Hinsicht mithin als visuelle Bewältigungsstrategie eines sich paranoidisierenden Realitätserlebens entfaltet:

Jedes Mal, wenn ich eine neue Entdeckung machte, zückte ich meinen Blackberry und ließ das künstliche Klickgeräusch ertönen, damit ich mich später in meiner Wohnung nochmals vergewissern konnte, dass ich mir diese seltsamen Zufälle nicht bloß eingebildet hatte. [...] Hastig speiste ich die Fotos in meinen Computer ein. Und anstatt, dass sich, wie ich gehofft hatte, die Motive im Nachhinein als weniger bedeutungsvoll erwiesen hätten, ergaben sich nun weitere Verwandtschaften der Bilder untereinander, die mir auf den ersten Blick nicht aufgefallen waren. (J 214f.)

16 Rüdener: Erlösung vom Angestelltendasein.

17 Friedrich: Fotografien in Romanen, S. 29.

Renate nutzt die Fotografie als bildlichen Zugriff auf die Realität, um ihre subjektive Wirklichkeitserfahrung durch ein vordergründig objektives Medium zu überprüfen und auf diese Weise für sich verifizieren zu können. Sie beabsichtigt, sich dergestalt das eigene Welterkennen als ›reak‹ zu ›vergewissern‹; »dass ich mir diese seltsamen Zufälle nicht bloß eingebildet hatte«.

Das Abdriften Renates in eine von »Paranoia und Gespinste[n]«<sup>18</sup> gekennzeichnete Realitätsrezeption wird auf der Darstellungsebene zusätzlich verstärkt durch in den Fließtext integrierte Handyaufnahmen, die ihre Wahrnehmung von Wirklichkeit als authentische Realität ausweisen sollen. Laut Friedrich kann zwar »das Foto« allgemein »als indexikalisches Zeichen [als] geradezu prädestiniert für [...] eine beglaubigende Funktion«<sup>19</sup> betrachtet werden, hier kommt den eingefügten Bildern allerdings die gegenteilige Qualität zu. Denn tatsächlich tragen »die Handyfotos [nicht] zur Untermauerung einer vermeintlichen Authentizität« von Renates Weltwahrnehmung bei: Stattdessen wird auf diese Weise ihre psychopathologische mentale Disposition zusätzlich herausgestellt und dementsprechend gerade durch die Bilder entlarvend »ein[] Blick hinter die[] Fassade«<sup>20</sup> Renates geboten.

›Liminalität‹ als Kennzeichen von Krise präsentiert sich zudem erzählerisch als ein Verschwimmen der »Grenzen zwischen Realität und Kunst«;<sup>21</sup> Sein und Schein verquicken sich Renate immer mehr zu einer verwirrenden eigengesetzlichen Melange. Bucheli stellt diesbezüglich prägnant fest, dass »Renate bald nicht mehr [wisse], wo die Wirklichkeit aufhört, wo die Kunst beginnt und ob nicht zuletzt ihr ganzes Berufsleben [...] Element einer von unsichtbaren Leuten gesteuerten künstlerischen Inszenierung sei.«<sup>22</sup> Durch ihre Studienfreundin Lisa, die als Journalistin für ein Kunstmagazin arbeitet (vgl. J 208) und sie spontan »auf eine[] Vernissage« (J 49) mitnimmt, wird Renate in die Welt der Aktionskunst eingeführt:

Das Taxi fuhr auf den Gehsteig. Ich blinzelte in eine Auslage, aus der grelles Licht fiel. ›Steffi's Waschsalon‹, stand in geschwungenen 50er-Jahre-Neonbuchstaben darüber. [...] Im Salon wartete zunächst eine Enttäuschung auf mich. In dem dunsigen Raum standen lediglich brummende Waschmaschinen und Trockner zweireihig übereinander. [...]

Ich runzelte die Stirn und fragte Lisa lautlos: ›Hier?‹

›Das gehört dazu‹, rief sie. ›So etwas gehört bei Hyde [= aktionsorientiertes Künstlerkollektiv, K.T.] immer dazu.‹ Festen Schrittes ging sie an den Wartenden vorbei [...]. Am halbdunkeln Ende des Salons blieb sie vor einer Nische stehen und

18 Seidler: Sinkflug einer Sachbearbeiterin.

19 Friedrich: Fotografien in Romanen, S. 29.

20 Ebd.

21 Porombka: Antlitz der Gegenwart.

22 Bucheli: Deutsch-russisches Wintermärchen.

winkte mich her. Die Doppeltür eines Aufzugs, neben der ein speckiges, vergoldetes Schild mit der Aufschrift ›Lasten‹ angebracht war. Lisa drückte einen kleinen, abgegriffenen Knopf. Kurz darauf wurden die Fenster der Doppeltür vom Lift dahinter erleuchtet. Der unscheinbare Mann in kariertem Anzug darin sagte, ohne eine Miene zu verziehen: ›Guten Abend, die Damen. Die Einladung, bitte.‹ [...] Wir traten ein, und der Mann drückte auf U1 [...]. Die Kabine begann ruckelnd ihre Fahrt abwärts. Mit einem weiteren ›Die Damen‹ öffneten sich ihre Türen zu einem schlauchförmigen Saal. [...] Eine beachtliche Anzahl von Gästen hatte den Weg hierher gefunden. (J 53f.)

Die vermeintlich offenkundige Wirklichkeit erweist sich als trügerisch; hinter ihr eröffnet sich eine andere Realität. Der auf den ersten Blick gewöhnliche »Waschsalon« demaskiert sich für Eingeweihte als Eingang in einen Erfahrungsraum der Kunst, zu dem über einen Lastenaufzug gelangt werden kann: »Das hier ist ja eigentlich der Keller eines Waschsalons. Aber heute nicht. Heute ist das Kunst. Das Erdgeschoss und der Keller. Die Bilder und die Leute hier. Morgen nicht mehr.« (J 59) Zeitweilig wird ein normalerweise profaner Raum von der Kunst besetzt und dadurch artifiziell aufgeladen. Kunst gerät somit zu einem temporären Ereignis, anhand dessen der Authentizitätsgehalt von Wirklichkeit infrage gestellt wird.

Mit dieser okkupativen Inbesitznahme seitens der Kunst wird Renate auch unmittelbar in ihrem beruflichen Kontext konfrontiert. Etwa entpuppt sich ihr eine Party, die sie mit Lisa besucht, nicht nur als neuerlich im Zusammenhang mit einer künstlerischen Aktion stehend – »... wir sind schon wieder auf einer Party von Hyde?« (J 164) –, sondern der Ort, an dem gefeiert wird, »eine[] Villa, die kurz vor der Fertigstellung stand« (J 157), stellt sich ihr ebenfalls plötzlich als der von ihr versicherte Rohbau ihres neu akquirierten Kunden, des Bauunternehmers Quintus Utz, dar: »Utz? Das ist die Baustelle von Quintus Utz?« Ich zupfte an den Ärmeln meiner Ralph-Lauren-Jacke und versuchte, beim Stehen nicht das Gleichgewicht zu verlieren.« (J 164) Renate erkennt ihre Arbeitssphäre als mit ihrem Privatleben und dem Künstlerkollektiv überschritten, infolgedessen sie sich in ihrer Kompetenz als Versicherungsmaklerin identitätsgenerativ verunsichert fühlt: »Konnte es sein, dass Lisa [...] mit Utz über mich gesprochen hatte und auf diesem Weg seine Entscheidung pro CAVERE beeinflusst hatte, für die also nicht allein meine Performance beim Termin mit ihm, meine Fähigkeiten als Vermittlerin, ausschlaggebend gewesen waren?« (J 165) Sie stellt den resultativen Gehalt ihrer eigenen beruflichen »Performance« bei ihrer Gewinnung des Bauunternehmers Utz als Versicherungsneukunden infrage; paranoidisiert überlegt sie, ob ihre Freundin diesbezüglich auf ihn eingewirkt hat. Ein anderes Beispiel: »[I]m Rahmen eines konzeptkünstlerischen

Experiments«<sup>23</sup> tritt Lisa unter dem Namen »Frau Eff« (J 125) bei Renate in der Versicherung als vermeintliche Kundin auf:

›Ich habe folgendes Anliegen, Frau Meißner‹, Lisa tat so, als habe sie mich nicht gehört. [...] ›Frau Eff...‹, ich schüttelte den Kopf. ›Hat dich dieser Fidelio [= mit Lisa befreundeter Künstler, K.T.] dazu angestiftet, oder was?‹ ›Ich bitte Sie‹, fuhr Lisa unbeirrt fort, ›mich auf der Suche nach dem Zentrum des Gebäudes zu begleiten. [...] Wir haben [...] genau 30 Minuten Zeit.‹ [...] Während sie ›Ab jetzt!‹ sagte [...] [, suchte] ich in ihrem überschminkten Gesicht und unter den langen Wimpern nach einem Zeichen der Ironie, dem Signal, dass es sich bei all dem wieder um ein Spiel handele [...]. [...] ›Du weißt gar nicht, in was für eine Situation du mich da gerade bringst...‹ flüsterte ich als wir uns Richtung Empfang bewegten. (J 125–126)

Durch Lisas Auftritt wird Renate die Seinssicherheit ihres beruflichen Aktionsradius offensiv entzogen. Sie sieht sich plötzlich an ihrem Arbeitsplatz in einen Handlungsrahmen gezwungen, dessen Gesetzmäßigkeiten sie sich weder entziehen noch logisch entschlüsseln kann: »Auch bei der Verabschiedung [...] fiel Lisa nicht aus der Rolle. Damals war mir bereits die Lust vergangen, über ihren Auftritt zu rätseln. Wie immer würde sie in nächster Zeit eine kaum plausible und nicht nachprüfbare Erklärung nachreichen.« (J 133) Tatsächlich entfaltet sich Renate ihre eigene »Arbeitswelt«, das Versicherungsunternehmen CAVERE, mit der »Medien- und Kunstsphäre«<sup>24</sup> als eng verflochten: So teilt ihr Lisa im Nachhinein mit, dass ihre Performance im Auftrag von Renates Arbeitgeber stattgefunden hat:

Deine Versicherung sponsert eben Hyde. So einfach ist das. [...] Hyde stimmt lediglich alles vorher mit CAVERE ab und überlässt euch die Nutzungsrechte. [...] Wir gehen neue Wege, oder: Wir machen den Weg frei, oder wie auch immer. Das ist doch euer Slogan. Also. Macht Hyde auch. Passt doch gut zusammen. [...] ›Warum...‹, ich versuchte mich zu sammeln. ›Warum zum Teufel hast du das gemacht? [...] Warum kommst du zu mir ins Büro und ziehst diese Show ab? [...]‹ [...] Lisa, schnell: ›Eine Hyde-Aktion. Gesponsert von CAVERE.‹ ›Wie bitte?‹, rief ich. Lisa kam zurück ins Wohnzimmer. ›Gesponsert. Von CAVERE. [...] Du musst dir also keine Sorgen machen, von wegen: Huch, kann ich meinen Job jetzt verlieren? Und was passiert, wenn das meine Kollegen sehen? Blablabla. Das Ganze läuft unter dem Titel, Achtung Bedeutung: ›Das Herz der Macht‹. Ich besuche in verschiedenen Outfits deine Kollegen. [...] Aber du warst der absolute Sonderfall, gebe ich gerne zu. Diese Aktion: hoch ins

23 Hillebrandt: Entgrenzung, Marginalisierung, Kompensation, S. 109.

24 Ebd.

Konferenzzimmer. Sobald wir vom Wachdienst die Bänder haben, die Bänder von den Überwachungskameras, schneiden wir daraus irgendwas zusammen und zeigen das dann auf einer Ausstellung im Januar [...].« (J 209–211)

Lisa macht Renate die essenzielle Verquickung ihrer vordergründig gegensätzlichen Lebenskontexte – die Amalgamierung von Kunst und Wirtschaft – offenbar: Renate, für die sich bislang ihr berufliches Umfeld ökonomisch-faktenbasiert dargestellt hat, sieht dieses unversehens irrational geworden und von fiktionalen Imaginationen infiltriert. Das geglaubte Sein ihrer Arbeitswelt demaskiert als Illusion: Wirtschaft und Kunst zeigen sich Renate nicht nur als verwoben, sondern ebenfalls als wechselseitig ökonomisch voneinander abhängig: »Deine Versicherung sponsert eben Hyde. [...] Hyde stimmt lediglich alles vorher mit CAVERE ab und überlässt euch die Nutzungsrechte.«

›Liminalität‹ als Erzählen von Krise in Gestalt eines Verwirrens von Wirklichkeit durch ein Diffusionieren von Sein und Schein findet sich auch topografisch aufgerufen. Renates paranoidisierte Entgrenzungserfahrung von Realität kulminiert plakativ in ihrer Reise nach Russland, wo sie zwecks Kundenakquise »die greise [...] Firmeninhaberin« des Vergnügungsparkimperiums Wasserkind »treffen [will], die zufälligerweise am selben Tag wie ihre Großmutter geboren ist«. <sup>25</sup> Mit dem Betreten des dortigen Parks verlässt sie vollends die Realität und findet sich stattdessen in einem abgegrenzten eigenen Raum von Wirklichkeit wieder: »[I]ch [stand] in einer angenehm temperierten Halle von einer Dimension, wie ich sie noch nie gesehen hatte« (J 245). Es handelt sich um einen eigengesetzlichen Ort, der – wie Rüdener passend feststellt – »das Reale [...] in einer sicheren Parallelordnung neu entstehen lässt«. <sup>26</sup> Etwa gerät hier das naturkatastrophale Ereignis eines Erdbebens zu einem wiederkehrenden sowie Wirklichkeit suggerierenden Showelement:

Plötzlich grollte es unter dem Asphalt, was wie ich zunächst dachte, eine U-Bahn simulieren sollte. Aber dann bemerkte ich, dass die Wolkenkratzer um mich herum sanft zu schwanken begannen, und nicht nur ich, auch die anderen Besucher schauten jetzt auf und verstummten. Schon vibrierte der Boden derart stark, dass ich die Arme ausstreckte, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Ein Erdbeben, wie es in dieser Gegend sehr selten vorkam, ich hatte recherchiert. [...] Da brach krachend die Schiene der Achterbahn über einem der Gebäude entzwei, schwankend ragten ihre Enden in die Luft. [...] Kreischend lief eine Verkäuferin aus dem Vuitton-Laden, rief den Besuchern warnend etwas zu, strauchelte, den Blick panisch zur Fassade des Hochhauses gewandt. [...] Es war offensichtlich, dass es sich nur um eine Simulation handeln konnte – was aber, dachte ich gleich darauf, wenn dies nun tatsächlich das XXL-Unglück war, die Katastrophe-Katastrophe? Ich lief.

25 Seidler: Sinkflug einer Sachbearbeiterin.

26 Rüdener: Erlösung vom Angestelltendasein.

Ich stellte mir vor, es ginge um mein Leben. [...] Die Seitenstraße stellte sich als Sackgasse heraus. Wir blieben stehen. Keuchend. Die Gruppe Jugendlicher weinte hemmungslos, ein Mädchen hielt sich den Arm vor die Augen. Nein. Sie schüttelten sich vor Lachen, ja, um mich herrschte auch bei den Familien mit kleinen Kindern eine Bombenstimmung. Und als ich mich umdrehte, schien die Sonne auf die glitzernd-stabilen Fassaden der Wolkenkratzer, als sei nichts geschehen. [...] Keine Spur [...] [v]on der Katastrophen-Show vor ein paar Minuten. (J 280f.)

Das »XXL-Unglück« ist zum Erlebnisspektakel geraten; »Erdbeben« heißt in der »Scheinwelt[] des Vergnügungsparks«<sup>27</sup> nicht mehr existenzielle Gefahr und Zerstörung, sondern es ist der Unterhaltung dienlich gemacht. Renate, die das »[S]chwanken« der Hochhäuser, die Erschütterungen und Einstürze anfänglich noch als ein reales Geschehen interpretiert, gibt sich schnell dem Erleben dieser Simulation hin: »Ich lief. Ich stellte mir vor, es ginge um mein Leben.« Dieses ›So-tun-als-ob‹ wird ihr, die sich in ihrem Alltag öfters zur Beruhigung eine selbst gebrannte DVD mit den »singuläre[n] XXL-Katastrophen der vergangenen [...] Jahre« (J 111) ansieht, zur rauschhaften Erfahrung: »Wie schon lange nicht mehr spürte ich meinen Körper, mein Blut, das mir in den Ohren pulsierte, das Prickeln der verklingenden Erregung« (J 281). Das Erleben von existenzieller Gefahr zeigt sich als ein kalkulierbares Ereignis, das Nervenkitzel verspricht und als Freizeitvergnügen genossen werden kann; selbst Krieg gerät dergestalt in diesem realitätsabgeschotteten Raum zu einer Unterhaltungsattraktion:

›Sie können jetzt nicht sehen‹, erklärte Medow [= Justiziar des Wasserkind'schen Unternehmensimperiums und Ansprechpartner Renates, K.T.] weiter, ›unter der Stadt gibt es ein System von Tunneln. 37 Meter tief. Fünf Etagen.‹ Ich starrte auf das Kopfsteinpflaster. ›Sie kennen den Führerbunker, sicherlich, Sie sind ja deutsch. Nun, dieser hier, er ist tiefer. Wir nennen den Tunnel unter Samara Stalinbunker. Er hat ihn selbst bauen lassen, in den 40ern, Josef Stalin. Im Großen Vaterländischen Krieg. Für den Fall der Fälle, Sie verstehen. Jedenfalls, wir dürfen ihn heute nutzen, einen Teil davon. Sie können da unten Verschiedenes erleben. Simulationen von Luftangriffen der Deutschen. Den Häuserkampf in Stalingrad. Ich empfehle es Ihnen. (J 251)

Unterhalb des Freizeitparks finden sich zentrale Ereignisse des Zweiten Weltkriegs, wie der »Häuserkampf in Stalingrad«, als »Simulationen« reaktiviert. Das realhistorische Kriegsgrauen wird als ein individuell konsumierbares Erlebnis greifbar gemacht, das Geschichte als unmittelbare Inszenierung aktualisiert und diese so als ›spannendes‹ Freizeitangebot zugänglich werden lässt.

---

27 Bucheli: Deutsch-russisches Wintermärchen.



Im abgeschotteten Areal des Freizeitparks zeigt sich die reale Welt darüber hinaus auf komprimierter Weise zitiert und phantasmagorisch transferiert: Per Achterbahnfahrt erschließt sich Renate in Begleitung von Michail Medow, dem Justiziar des Freizeitparkimperiums (vgl. J 178), den wirklichkeitsillusionistischen Ort, wo sich an ein »aus Pappmaschee nachgebildete[s], mittelalterliche[s] Nürnberg«<sup>28</sup> das heutige »Venedig [...] in komprimierter Form, als Ensemble aus Highlights« (J 258) anschließt, ehe als »nächste Etappe der Weltreise« New York inklusive des »World Trade Center[s]« (J 259) ins Blickfeld rückt: »Schon sausten wir durch enge Schluchten zwischen nahtlos aneinandergereihten Wolkenkratzern [...]. [...] Zu meinen Füßen blitzen um einen Platz, der offenbar den Times Square darstellen sollte, Reklamen in kyrillischen Buchstaben« (J 259f.). Die Kategorien von Raum und Zeit, Realität und Fiktion bieten nicht mehr die vormals bekannte Orientierung, sondern werden hier neu interpretiert und in einen eigengesetzlichen Entwurf von Wirklichkeit transferiert: Ein mittelalterliches Nürnberg ist architektonisch als erlebbare Gegenwart greifbar und in New York stehen noch die Zwillingstürme des World Trade Centers. Bezeichnenderweise endet Renates Achterbahntrip denn auch nach »mehreren Loopings« durch »eine künstliche Milchstraße« (J 261) auf einem anderen Planeten: »Medow sprang aus der Gondel und umrundete ihr Heck, um mir behände die Tür zu öffnen. ›Willkommen auf dem Mars! Das ist übrigens Ihr Hotel, Frau Meißner.« (J 262) Topografisch findet sich ›Liminalität‹ damit als ein realitätsillusionierender und Wirklichkeit neu formulierender Ort erzählt, der das Erleben von existenziellen Ausnahmeereignissen wie Naturkatastrophen und Krieg als sichere Unterhaltungsattraktionen inszeniert.<sup>29</sup>

Zusammenfassend kann für die Aktualisierung von ›Liminalität‹ als narratologischer Parameter von Krise in *Das Jahr, in dem ich aufhörte mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* konstatiert werden:

›Liminalität‹ findet sich anhand der narrativen Applizierung mehrerer Motivkomplexe vor der Hintergrundfolie der Finanz- und Wirtschaftskrise prominent realisiert. So lässt sich ›Liminalität‹ erstens als soziale Exklusion der Hauptfigur Renate erkennen, was sich zum einen in ihrem rational-zweckorientierten sozial-kommunikativen Verhalten zeigt und zum anderen auf stilistischer Ebene in Form ihrer sachlich-selbstentfremdeten Sprache verdeutlicht wird. Zweitens ist ›Liminalität‹ als ein verändertes raum- und zeitkategoriales Erleben von Realität aufgerufen, das sich in Renates Erfahren einer topografischen Labyrinthisierung und Irritation sowie einer Asynchronisation ihres Zeitempfindens Bahn bricht.

28 Friedrich: Fotografien in Romanen, S. 31.

29 Vgl. zur erzählfunktionalen Bedeutung des Vergnügungsparks als Ort der Transformation und Transition hier das Kapitel 11.2: Thomas von Steinacker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012).

›Liminalität‹ als narratologisches Charakteristikum von Krise wird drittens eindrücklich aufgerufen als eine fiktionale Entgrenzung der perzipierten Realität und einer damit verquickten psychopathologischen ›Verwahnsinnigung‹ Renates, die sich in Bezug auf ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft entfaltet: Sie imaginiert sich eine lebensbiografische Geschichte ihrer verschwundenen Großmutter, die diese zu einer russischen Firmeninhaberin werden lässt und in die sie sich selbst als Enkelin und potenzielle Erbin einschreiben kann. Überdies gewinnt ›Liminalität‹ unter diesem Hauptaspekt Gestalt als verändertes Realitätserleben; die Gegenwart zeigt sich Renate zunehmend als rätselhafter und bedrohlicher Ort. Über den Parameter ›Liminalität‹ wird viertens der fotografische Aneignungsversuch von Wirklichkeit als Bewältigungsstrategie Renates in Hinblick auf ihre identitätskonzeptionelle Krisenerfahrung greifbar. ›Liminalität‹ formuliert sich fünftens als ein Verwirrspiel von Realität und Kunst, in dem die Grenzen von Sein und Schein diffundieren. Sechstens findet sich ›Liminalität‹ auch topografisch in Form des realitätsentrückten russischen Vergnügungsparks aufgerufen.

Der Krisenparameter ›Liminalität‹ macht dementsprechend in von Steinaeckers Roman *Das Jahr, ich dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* in motivisch vielfältiger Realisierung die identitätsgenerative Krise Renates offenbar, die sich aus ihrem pathologisch ökonomisch-rationalistischen Selbstentwurf bedingt, dem es – in Korrespondenz zur aktualisierten wirtschaftlichen Systemkrise – an Stabilität gebricht.

### 8.3 Doris Knecht *Wald* (2015)

Das Erzählen von Krise als eine Transformations- und Transitionsphase, die als eigengesetzlich und damit jenseits von etablierten Ordnungssystemen gesellschaftlicher und wirklichkeitsstrukturierender Art umreißbar ist, findet sich in Knechts Roman *Wald* als handlungskonstitutives Momentum realisiert. ›Liminalität‹ tritt hier als narratologischer Krisenparameter motivisch anhand mehrerer Aspekte zutage.

Zuvorderst aufgerufen wird ›Liminalität‹ durch eine zweifache, kausal miteinander verknüpfte, topografische und soziale Exklusion der Hauptfigur. Marian sieht sich erstens – nach dem Totalzusammenbruch ihrer ökonomischen und identitätskonstitutiven Existenz als High-Fashion-Modedesignerin im Zuge der globalen Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 (vgl. W 15, W 28) – von den marktwirtschaftlichen Mechanismen der Gesellschaft ins sozial-ökonomische Abseits gezwungen: Sie verliert ihren sämtlichen Besitz sowie ihr soziales Umfeld und muss am Stadtrand von Wien eine »Eineinhalbzimmerwohnung« (W 92) beziehen; vermittelt durch das Arbeitsamt verdingt sie sich in einer »Möbelbezugsschneiderei eines Einrichtungshauses« (W 92), wo sie von den »furchtbaren Synthetikstoffen [...] Hautausschläge und offene Hände bekam« und »man [...] ihr kleines Gehalt

[pfändete], bis fast nichts davon übrig war« (W 93). Dergestalt wirtschaftlich sowie sozial an die gesellschaftliche Peripherie abgeschoben, fühlt Marian sich »kaum noch am Leben« (W 93). ›Liminalität‹ als Krisencharakteristikum zeigt sich hier insofern als ein räumlich-sozialer Exklusionsmechanismus einer marktwirtschaftlich figurierten Gesellschaft entfaltet. In diese, ihr unerträgliche Existenz eines »nur noch [V]egetieren[s]« (W 93) gedrängt, entschließt sich Marian zweitens aktiv dazu, vollends »[z]u verschwinden« (W 230): »[U]m der Schuld und ihrer Bezahlung zu entkommen« (W 230), verlässt sie die gesellschaftlich implementierte Ordnung und entzieht sich deren weiteren Zugriff. »[E]infach abhau[en]d« (W 93), flüchtet sie ins geografische Nirgendwo aufs Land – von ihr ironisch als »Hinterfurz« (W 63) titulierte –, in das geerbte und ihrer Tochter Kim überschriebene Haus ihrer Tante (vgl. W 230). Damit ist Marian endgültig »raus aus dem System« (W 230) – sie vollzieht dementsprechend eigenaktiv die finale Abkehr von ihrem bis zu ihrem wirtschaftlichen Ruin gültigen Lebenszusammenhang, sodass sich ›Liminalität‹ hier als zweifache – passiv-erlittene und aktiv-betriebene – topografisch-soziale Absonderung von Gesellschaft erzählerisch ausgestaltet findet.

Darüber hinaus ist ›Liminalität‹ als Kennzeichen von Krise als weitreichender Kommunikations- und Beziehungsabbruch ausformuliert. Marian entzieht sich größtenteils dem Kontakt zu ihrem Verwandten- und früheren Freundskreis, denn ihr ist allein die Vorstellung einer »Begegnung[] mit Bekannten [...] zu unerfreulich, lieber vermeidet sie, dass es dazu kommt« (W 90). Lediglich mit ihrer Schwester Angelika telefoniert sie gelegentlich, wobei sie aber »die[se] Gespräche fast immer [als] quälend unerfreulich« (W 207) erlebt. Grund dafür, dass Marian sich den Unterhaltungen mit ihrer Schwester dennoch aussetzt, ist, dass diese Telefonate gewissermaßen ihr Tauschgut, ihre Art der »Bezahlung«, für deren wiederholte Hilfeleistungen – materieller und finanzieller Art – sind:

Hin und wieder hebt sie ab, wenn ihre Schwester anruft, sozusagen als Bezahlung für die Unterstützung, die sie ihr zukommen lässt, für die übernommene Stromrechnung, für das Geld, für die Lebensmittelgutscheine, für die Handywertkarten, dafür, dass Angelika ihr überhaupt einen Kontakt zur Außenwelt und zu Kim ermöglichte. Dafür, dass Angelika Marian nicht ganz im Stich gelassen hat. (W 207)

Marian lässt sich auf telefonische Gespräche mit Angelika als Gegenleistung dafür ein, dass diese sich in gewissem Maße familiär solidarisch mit ihr zeigt und sie etwa durch die Übernahme der »Stromrechnung [...], Lebensmittelgutscheine« und »Handywertkarten« unterstützt. Im Gegensatz dazu versucht sie, die zahlreichen Anrufe ihrer Tochter Kim, der sie sich emotional eng verbunden weiß, zu ignorieren: »Erst gestern hatte Kim wieder angerufen beziehungsweise: Kim hatte versucht anzurufen. Marian hatte den Anruf nicht angenommen [...]. Sie hatte den Namen gelesen, das Handy vom Sims genommen, es in ihrer Hand klingeln und vibrieren

lassen.« (W 12) Sie entzieht sich bewusst den wiederholten Kontaktversuchen ihrer Tochter, obschon sie »unendlich gerne Kim Stimme gehört [hätte], [...] sie [sich] verzehrte [...] nach dieser Stimme und ihrem fröhlichen Singsang« (W 13). Aufgrund ihres Bankrotts perspektiviert sich Marian ihrer Tochter gegenüber als »Totalversorgermutter« (W 200) und sie möchte »ihre Krise, [...] nicht zu Kims Krise machen« (W 14). Sich angesichts ihrer jetzigen Lebensfiguration schämend, die »nicht ihr richtiges Leben ist, nur ihr derzeitiges, eins, das ihr irrtümlich vorübergehend zugefallen war« (W 18), kann sie ihren nunmehr aktualisierten Identitätswurf als Selbstversorgerin nicht nach außen hin – namentlich gegenüber ihrer Tochter – vertreten. ›Liminalität‹ findet sich insofern als aktiv betriebene soziale Exklusion in Form von Kommunikationsvermeidung und Beziehungsabbruch dargestellt.

Darüber hinaus ist der Krisenparameter ›Liminalität‹ als fremdperspektivische Ausgrenzung aktualisiert. Marian sieht sich seitens der Dorfgemeinschaft als in ihrem neuen sozialen Lebenskontext insgesamt abgelehnt. Ihr wird hier keine Teilhabe offeriert, sondern vielmehr grundsätzlich mit Zurückweisung auf sie reagiert; es »spricht niemand in der Gegend mehr als Notwendigste mit ihr, der Fremden, der Zugelaufenen« (W 95). Lediglich mit ihrer alten Nachbarin, der »Peneder«, die »die Einzige im Ort [ist], mit der sie spricht, weil sie die Einzige ist, die mit ihr spricht, wenn auch nicht viel« (W 114f.), kommt bisweilen ein Gespräch zustande ebenso wie mit dem »mächtigen Mann [...] im Dorf«, <sup>30</sup> nämlich Franz, mit dem sie eine Affäre eingegangen ist: In ihrem ritualisierten Ablauf »[z]uerst der Fick, dann die Konversation«, der sich zwischen ihnen »so eingespielt« hat, sind ihre Gespräche mit ihm »langsam[]« und von »großen Pausen« (W 255) durchsetzt: »Etwas sagen, nichts sagen. Etwas antworten, nachdenken« (W 255). Er ist die einzige Person in ihrem jetzigen Umfeld, zu der sie dergestalt ein Vertrauensverhältnis aufgebaut hat, dass sie »ihm im Lauf der Zeit das meiste erzählt [hat], was ihr zugestoßen ist, was passiert und mit ihr passiert ist, zumindest das Ökonomische« (W 256). <sup>31</sup> Infolge ihrer sozialen Positionierung im Dorf als Außenseiterin sind Marians Möglichkeiten einer kommunikativen Interaktion dementsprechend überaus sehr reduziert.

Dieser Marian hier zufallende »Aussätzigenstatus« (W 215) resultiert außerdem daraus, dass sie sich über geltende Modi der sozialen Ordnung hinwegsetzt; ›Liminalität‹ gewinnt folglich auch als Suspendierung gesellschaftlich etablierter Normen motivisch an Gestalt. »[P]ragmatisch[] Lösungen für [ihre] akute[n] Probleme des Überlebens such[end]«, <sup>32</sup> raubt sie beispielsweise Hühner, um sie für den Eigenbedarf zu schlachten, und stiehlt Gemüse von den Feldern der ortsansässigen Bauern: »Die Bauern hier im Ort haben vor einer Frau keine Angst. Sie würden sie

30 Dickens: Alternativen zur Geldwirtschaft, S. 158.

31 Vgl. ausführlicher zur Beziehung zwischen Marian und Franz die Kapitel 9.3: Doris Knecht *Wald* (2015) und 10.3: Doris Knecht *Wald* (2015).

32 Bareis: Finanzkrise, S. 153.

konfrontieren, und die Bestrafung für was auch immer – die verschwundenen Hühner, die ausgegrabenen Setzlinge, die gestohlenen Erdäpfel, die Schneisen in den Maisfeldern – wäre frontal.« (W 239) Ihrem normverstoßenden Verhalten geschuldet, schließt sich Marian demgemäß ebenfalls selbst aus der Gemeinschaft aus und wird darob gleichsam von dieser bedroht.

Auch ihr Verhältnis mit dem verheirateten Franz (vgl. W 204) markiert sie hier als außerhalb des gesellschaftlichen Ordnungssystems situiert. Ihre Affäre, die beginnt, als er sie beim Wildern im Wald erwischt, ergibt sich anfänglich aus ihrer schuldnerischen Abhängigkeit von ihm.<sup>33</sup>

Ein großer, kräftig wirkender Mann war über die Lichtung auf sie zumarschert, [...] während sie ihre Möglichkeiten überdachte und erwartbare Folgen grob überschlug. Wilderei galt hier in der Gegend als schwerstes Verbrechen. [...] Als er ihr mit der Rechten eine reinhaute, [...] wusste sie, dass er sie nicht anzeigen würde. [...] Dass das der Beginn von etwas war, [...] dass sie von jetzt an in seiner Schuld stand [...]. (W 139)

Anfangs ist es ihre »Angst vor ihm und davor, dass es ihm doch noch einfallen könnte, sie wegen Wilderei hochgehen zu lassen« (W 237), die sie das Verhältnis mit Franz eingehen lässt (vgl. W 237f.). Schnell gesellt sich jedoch als weiterer Grund für sie hinzu, dass sich durch ihn ihre Versorgungssituation mit Produkten des alltäglichen Bedarfs verbessert. Franz hat, immer wenn er sie besucht, »ein Sackerl mit Sachen« (W 253) dabei, in dem sich ihren Wünschen gemäß, die sie »sorgfältig [...] im Bereich jener Mittel zu halten [versucht], die ein Mann wie Franz für lebensnotwendig hält«, zum Beispiel »Mehl. Oder ein Stück Speck. Butter. Kaffee. Eine Hartwurst. Aspirin. Handwaschmittel, Seife oder Shampoo« befindet. Die innere Dynamik ihrer gesellschaftlich normwidrigen Beziehung fußt insofern nicht auf – sozial letztlich akzeptabler – »primärer gegenseitiger Anziehung, geistiger, erotischer [Art], was auch immer« (W 211), sondern zeigt sich stattdessen vorrangig als ein ökonomischer »Deal« (W 212) ausgestaltet. Für Marian, die »von der Hand in den Mund lebt« (W 90) und über keinerlei finanzielle »Sicherheit« oder »Versicherung« (W 93) etwa in Form von Sozialhilfeleistungen oder einer gesetzlichen Krankenversicherung verfügt, ist es unerlässlich, neue – gesellschaftlich regelabweichende – Strategien zu entwickeln, um ihr »blanke[s] Überleben«<sup>34</sup> zu gewährleisten. Ihre Diebstähle, ihre Wilderei sowie ihr Verhältnis mit Franz können in diesem Sinne als ein rational-lösungsorientiertes Handeln im Umgang mit dieser, ihre sämtlichen früheren Seinsaspekte außer Kraft setzenden Krise aufgefasst werden. Mit anderen Wor-

33 Vgl. ausführlicher zu Marians gesetzeswidrigen Verhalten das Kapitel 10.3: Doris Knecht *Wald* (2015).

34 Bareis: Finanzkrise, S. 152.

ten: Ihrer ökonomischen und identitätsfigurativen Ausnahmesituation geschuldet, negiert Marian für sich temporär die kodifizierten sozialen Übereinkünfte ›Nicht-stehlen‹ und ›Nicht-ehbrechen‹. ›Liminalität‹ findet sich als narratologischer Parameter von Krise in dieser Hinsicht als ein proaktives Überschreiten von geltenden gesellschaftlichen Modi des sozialen Zusammenlebens aktualisiert.

Verbunden mit diesem nonkonformen Verhalten Marians zeigt sich ›Liminalität‹ auch als personale Situierung in einem bedrohlich-konfrontativen Lebenskontext erzählerisch ausgestaltet. Wie oben erwähnt, reagieren die anderen Dorfbewohnenden teilweise mit aggressiver Ablehnung auf Marian. Ihr werden »tote[] Viecher« und »Kothaufen« (W 113) als »ganz klare Warnungen« (W 68) vor die Haustür gelegt, auf die »irgendwer [...] aus dem Dorf« außerdem »mit dickem, schwarzem Edding, [...] gut leserlich [...] HUR« (W 113) geschrieben hat. Im Bewusstsein sich in einem ihr überwiegend feindlich gesonnenen Umfeld zu bewegen, ist Marian fortwährend »auf der Hut« (W 114): Beispielsweise hat sie sich »angewöhnt«, vor dem Verlassen des Hauses »noch einen kurzen Blick aus dem Fenster neben der Haustüre« zu werfen; »zur Sicherheit, weil man nie weiß, was über Nacht vor der Tür gelandet ist [...] [o]der wer« (W 68). Diese bedrohliche Atmosphäre konkretisiert sich in der Figur des »Püribauer[n]«, mit dem sie einen »erbittert[n] Krieg [...] führt[]« (W 116):

[E]inmal stand der Püribauer dort [= vor Marians Haustür, K.T.] und hat ihr, als sie dumm einfach so die Tür aufmachte, weil sie die Penederin erwartete, diese Tür fast aus dem Rahmen getreten und gebrüllt, dass er sie, wenn er sie noch einmal in seinen Feldern erwischt, vor den Kadi bringt. Und ist dann, als sie zum Leugnen ansetzte, plötzlich ganz leise geworden, kam nah an ihr erschrockenes Gesicht heran und hat geflüstert, ganz laut geflüstert, dass sie lieber sehr gut aufpassen soll, so ein alter Schuppen brennt gut, und wie leicht die Flammen auf ein Haus übergreifen, das kann man sich gar nicht vorstellen. Er war dann einfach davon gestapft, während Marian versucht hatte, das Zittern zu unterdrücken. [...] Angst pulst durch sie hindurch, gestaltlose Vorahnungen mit bösem Hauch. (W 37)

Vom Püribauern, der ihre Haustür »fast aus dem Rahmen []tr[itt]«, sieht sich Marian sowohl physisch als auch verbal bedroht; »Angst pulst durch sie hindurch«. Die Stabilität ihrer Existenz- und Identitätskonzeption obliegt damit nicht allein ihrer eigenen Entscheidungshoheit, sondern ist auch an das Handeln anderer Akteure geknüpft und davon abhängig. Ist es seinerzeit die Finanz- und Wirtschaftskrise gewesen, aufgrund derer sie ihre identitätsstiftende Profession als Modedesignerin verlor (vgl. W 50), findet sich ihr Selbstentwurf als Eigenversorgerin auf dem Lande nun ebenfalls – personifiziert in der Figur des Püribauers – einer externen Gewalt ausgeliefert. Marians identitätsgenerative Such- und Auslotungsbewegung zeigt sich insofern in einem von äußeren Einflussfaktoren generierten Aktionsra-

dus situiert, wodurch sie stete Unsicherheit erfährt bzw. sich existenziell bedroht sieht. In dieser narrativ aufgerufenen Gefährdung ihrer Existenz- und Identitätsfiguration durch Fremdeinwirkung wird ›Liminalität‹ zusätzlich als Krisencharakteristikum greifbar gemacht.

Für die Aktualisierung von ›Liminalität‹ als narratologischer Parameter von Krise in *Wald* können zusammenfassend folgende Aspekte festgehalten werden:

›Liminalität‹ wird erstens als zweifache, kausal miteinander verbundene – äußerlich erzwungene und eigeninitiativ betriebene – radikale topografisch-soziale Abkehr von der bisherigen Existenz- und Identitätskonzeption aufgrund von Marians ökonomisch-identitätsfigurativen Totalcrash als arrivierte Modedesignerin im Kontext der Finanz- und Wirtschaftskrise erzählt: Von den marktwirtschaftlichen Mechanismen der Gesellschaft ins Existenzminimum gezwungen, entschließt sich Marian, das System zu verlassen und abgeschieden auf dem Land ein Leben als Selbstversorgerin zu beginnen. Fernerhin ausgestaltet, findet sich ›Liminalität‹ zweitens durch eine teils aktiv selbst betriebene, teils passiv erforderte sozial-kommunikative Isolierung: Während Marian zum einen mit ihren früheren Freundschaftsbeziehungen bricht und sich gleichfalls den Telefonaten mit ihrer Tochter, aus Scham über ihre jetzige Lebenssituation entzieht, sieht sie sich zum anderen innerhalb der Dorfgemeinschaft als Außenseiterin positioniert, mit der ein Kontakt weitestgehend vermieden wird. Darüber hinaus ist ›Liminalität‹ drittens als ein proaktives, pragmatisch-normüberschreitendes – gesellschaftliche Modi des sozialen Zusammenlebens demissionierendes – Handeln aufgerufen: Um ihr Überleben zu sichern, stiehlt Marian Gemüse von den Feldern sowie Hühner von den Nachbarhöfen und geht aus wirtschaftlichen Erwägungen eine Affäre mit dem wohlhabenden Gutsbesitzer Franz ein. Des Weiteren gestaltet sich ›Liminalität‹ viertens als personale Situierung in einem als existenz- und identitätsbedrohlich erlebten sozialen Umfeld aus: Marian erfährt sich aufgrund ihres normwidrigen Verhaltens mit einer aggressiven Ablehnung ihrer Person seitens anderer Dorfbewohnenden konfrontiert.

Das narrative Krisensignum ›Liminalität‹ tritt dementsprechend in Knechts Roman *Wald* insgesamt namentlich als eine mehrdimensionale topografische Absonderung von Gesellschaft zutage. Diese Exklusion stellt sich hier als eine unmittelbare individuelle Folgewirkung der Finanz- und Wirtschaftskrise dar und findet sich motivisch zum einen räumlich, sozial und handlungsfigurativ ausgestaltet sowie zum anderen sowohl selbstaktiv initiiert als auch passiv erfahren erzählt.

## 8.4 Zusammenfassung

Über die Anwendung von ›Liminalität‹ als narratologischer Analyseparameter wird in den Romanen der Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur *Das war ich nicht*, *Das*

*Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* und *Wald* Krise als eine Phase von Eigengesetzlichkeit erkennbar, in der sich etablierte Ordnungssysteme gesellschaftlicher sowie wirklichkeitsstrukturierender Art als zur Disposition gestellt bzw. suspendiert zeigen und die insofern eine Exklusion der Figuren greifbar werden lassen.

›Liminalität‹ kann konkret als narratives Charakteristikum von Krise an folgenden Hauptaspekten fassbar gemacht werden:

1 ›Liminalität‹ als topografische Exklusion: ›Liminalität‹ formuliert sich als topografische Exklusion der Figuren aus dem etablierten Lebens- und Ordnungskontext aus. Dieser Ausschluss kann sich sowohl als fremdinitiativ evoziert wie auch als eigenaktiv betrieben darstellen: Über den Aktientrader Jasper wird in *Das war ich nicht* die Bank bzw. Börse als ohnehin dubios-eigengesetzlicher Ort greifbar, der ein Abdriften in regelwidriges Handeln befördert. Zudem verlassen hier die Figuren Meike und Henry ihren gewohnten Aktions- und Verhaltensraum: Sich den Habitus einer Detektivin zu eigen machend, begibt sich die Übersetzerin Meike in Chicago auf die Suche nach dem Bestsellerautor Henry, der vor den Konsequenzen seiner Schreibblockade in die Anonymität geflüchtet ist. Die Versicherungsmaklerin Renate in *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* zeigt sich anhand ihres zweckrationalen, entemotionalisierten Kommunikations- und Beziehungsverhalten als sozial abgesondert; topografisch pointiert wird ihre umfassende gesellschaftliche Exklusion durch ihren Eintritt in die realitätsenthobene russische Freizeitpark-Enklave. In *Wald* sieht sich die bankrottierte Modedesignerin Marian zunächst durch marktwirtschaftliche Mechanismen ins sozial-topografische Abseits gedrängt, ehe sie sich für ein Leben als Selbstversorgerin auf dem Land entschließt und so mit dem etablierten Gesellschaftssystem bricht.

2 ›Liminalität‹ als Realitätsverunsicherung: ›Liminalität‹ konturiert sich als Erfahrung eines sich Bewegens in einer mehrdeutig und unsicher gewordenen Realität aus. Diese narrative Entfaltungsvariante von ›Liminalität‹ ist insbesondere für *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* einschlägig als auch in *Das war ich nicht* prominent präsent, während sie sich in *Wald* nicht aktualisiert findet. So erlebt Renate in *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* Wirklichkeit als umfassend ambig und fragwürdig geworden: Sie erfährt sich selbst in einer Realität situiert, die sich einem objektiv-rationalen Zugriff verschließt und in der sich die Kategorien von Sein und Schein vermischen, infolgedessen Renate sukzessiv ihre ehemals gültigen Orientierungsgewissheiten einbüßt. In *Das war ich nicht* greifen die Figuren samt und sonders wiederkehrend fehlinterpretativ auf die sich ihnen zeigende Wirklichkeit zu; die Realität ist für sie nicht mehr leichterhand in ihrer tatsächlichen Beschaffenheit zu decodieren und stellt sich ihnen insofern als irreführend dar.



3 ›Liminalität‹ als Erfahrung äußerer Bedrohung: ›Liminalität‹ wird als Erfahrung von äußerer Bedrohung greifbar, der sowohl ereignishaft und/oder personal-konkretisiert wie auch psychisch-imaginativ Ausdruck verliehen wird. Als eine unmittelbare Konfrontation mit einer externen Gewalt findet sich das existenz- und identitätsverunsichernde Bedrohungserleben in den Romanen *Das war ich nicht* und *Wald* ausgestaltet: In Erstgenanntem sieht sich Henry unvermittelt dem Übergriff auf seine Person durch den leitenden Bankangestellten Alex ausgesetzt, der sich als Personifikation eines als aggressiv-kriminell markierten Finanzwirtschaftssystems lesbar machen lässt. In Zweiterem verliert Marian zunächst durch den Impact der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 ihre existenz- und identitätskonstitutive Selbstkonzeption als Modedesignerin und findet sich sodann – auf das Land gezogen – in ihrem Selbstentwurf als Eigenversorgerin durch das ablehnend-aggressive Verhalten der anderen Dorfbewohnenden ihr gegenüber neuerlich von außen bedroht. Im Roman *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* zeigt sich demgegenüber die Erfahrung äußerer Bedrohung im figuralen Zugriff auf die Wirklichkeit und insofern psychisch-imaginativ entfaltet: Bedingt durch Renates zunehmende psychopathologische ›Verwahnsinnigung‹ gerät ihr die sie umgebende Realität fortschreitend zu einem rätselhaft-bedrohlichen Ort, der mit geheimen, an sie gerichteten Botschaften versehen ist.

Neben diesen genannten Hauptaspekten wird ›Liminalität‹ zudem in erzählstruktureller Hinsicht entfaltet: in *Das war ich nicht* durch die wechselnden Erzählperspektiven und die funktionale Nutzbarmachung des Zufalls als handlungsvorantreibendes und -komplexitätssteigerndes erzählstrategisches Element sowie in *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* durch die Implementierung eines entemotionalisiert-rationalistischen Sprachregisters für die autodiegetische Erzählerin.

Ferner gewinnt ›Liminalität‹ in *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* und *Wald* motivisch als Ausbildung von Strategien zur Bewältigung der existenz- und identitätsfigurativen Krise Gestalt: Renate ist bemüht, sich die Realität objektiv über einen fotografischen Zugriff anzueignen, und Marian versucht, ihre Existenz mittels des Übertretens sozial-moralischer Normvorgaben – sie stiehlt und geht aus rationalen Erwägungen eine Affäre ein – zu sichern.

Über die analytische Leitperspektive ›Liminalität‹ tritt dementsprechend Krise narrativ insgesamt auf figuraler Ebene als eine vielschichtige Exklusion aus dem etablierten gesellschaftlichen Ordnungs- und Orientierungssystem und eigengesetzliche Seinsphase hervor, die sich aus fundamentalen existenz- und identitätsgenerativen Verwerfungen bedingt. Deutlich wird hier zugleich ein sozialer Ausschlussmechanismus von Gesellschaft verhandelt, der sich aus ihrer wirtschaftlichen Fundierung ergibt.

## 9 ›Reflexive Ambiguität‹ als narratologischer Parameter von Krise

---

»Und jetzt? Aussteiger werden? Tomaten züchten in der Toskana? Nein. Ich würde klein anfangen. Ganz normal. Mit irgendeiner Wohnung irgendwo in NRW. Irgendeinem Job. Würde wieder anfangen, Schach zu spielen. Meine alten Freunde wiedersehen. Neue finden.« (D 227f.)

In den untersuchten Titeln der Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur finden sich zentrale Figuren realisiert, anhand derer das Erzählen von gravierenden ökonomischen und subjektiv-personalen Bruchlinien mit der interpretativen Rekapitulation der Vor-Krise-Vergangenheit sowie der Imagination möglicher Nach-Krise-Zukünfte einhergeht. Dementsprechend lässt sich hier die erzählerische Nutzbarmachung des Parameters ›Reflexive Ambiguität‹ zur Vermittlung eines krisenhaft gewordenen Konnexes von Wirtschaft und Identität feststellen, wie im Folgenden genauer ausgeführt werden soll.

### 9.1 Kristof Magnusson *Das war ich nicht* (2010)

Die retrospektive Vergegenwärtigung der Vor-Krise-Vergangenheit zeigt sich – ebenso wie das Entwerfen etwaiger Nach-Krise-Zukünfte als Erklärungsmuster und Orientierungsfolie – in Magnussons Roman *Das war ich nicht* im Zuge des Erzählens einer wirtschaftlichen und identitätsbezüglichen Krise auf figural-subjektiver Ebene lediglich marginal entfaltet. Geschuldet mag dies erzählstrukturell seiner handlungsfokussierten und -dynamischen Anlage sowie damit einhergehend dem, mit den drei Protagonisten Jasper, Meike und Henry, relativ breiten Personal an Hauptfiguren sein, deren intensivere biografische Konturierung hier nicht im Vordergrund steht. ›Reflexive Ambiguität‹ findet sich als narratologischer Parameter von Krise dementsprechend lediglich randständig realisiert, sodass sich ihm hier keine maßgebliche textkonstitutive Relevanz zusprechen lässt.

Trotz dieser zu attestierenden untergeordneten Bedeutung gewinnt ›Reflexive Ambiguität‹ für die Figur des Aktientraders Jasper funktionales Gewicht in Bezug

auf die Hervorhebung von deren sozial defizitärem Lebenskontext. Ein Beispiel: Vor dem Hintergrund seiner aktuell als unbefriedigend erfahrenen Erwerbs- und Lebenssituation als Banker der global agierenden Chicagoer Investmentbank Rutherford & Gold (vgl. D 9), erinnert Jasper seine Jugendzeit im Ruhrgebiet. Diesbezüglich imaginiert er sich zugleich ein, aus seinem anvisierten ökonomischen Erfolg resultierendes, sozial erfülltes Leben als erhoffte Zukunft:

In unserem Hobbykeller in Bochum, wo ich mit meinen Freunden so lange [Tetris] spielte, bis ich beim Einschlafen rotierende Blöcke sah. Damals hatte ich Freunde. Jetzt ist die Karriere dran. Man kann nicht ewig jung sein. Und wenn ich nun bald Erfolg habe, gehe ich bestimmt auch mal mit den Kollegen in Chicago nach Feierabend ein Bier trinken. Dann gehöre ich dazu. (D 9)

Ausgangspunkt von Jaspers rückblickender sowie vorausgreifender Reflexionsbewegung ist seine gegenwärtige soziale Einsamkeit, die von ihm als temporär gewertet und als seiner beruflichen Involviertheit geschuldet erklärt wird. In diesem Sinne macht er sich seinen Jetzt-Zustand als Übergangsphase lesbar. Seine karrieristische Orientierung auf den wirtschaftlichen »Erfolg« ist ihm dabei sowohl Begründung wie auch Lösung seiner gegenwärtigen sozialen Isolation.<sup>1</sup>

Die Frage nach der Intensivität einer ökonomisch-beruflichen Ausformulierung seines Selbstentwurfs stellt für Jasper auch den Ausgangspunkt eines hypothetischen Zukunftsentwurfs dar, den er sich – unter der Prämisse, dass er seine verlustreichen Aktienspekulationen hätte korrigieren können – als wahrscheinliches Szenario seines weiteren »Leben[s]« darlegt:

Für einen Moment sah ich mein Leben an mir vorbeiziehen, aber nicht meine Vergangenheit, sondern meine Zukunft. Wie es hätte sein können, wenn es mir gelungen wäre, meine Verluste auszugleichen, bevor sie mich erwischt hatten. Dann wäre ich in Chicago geblieben und hätte wohl wirklich Karriere gemacht. Wäre ein paar Jahre später in Alex' Position gewesen. Meine Mutter wäre in Rente. Ich hätte wohl Schlafstörungen und ein Magengeschwür und vielleicht sogar zwei Kinder und eine Frau, die froh wäre, dass ich kaum zu Hause war und viel Geld verdiente. (D 273)

Anhand der imaginativen Entfaltung seiner möglichen Zukunft, wenn er »in Chicago geblieben [wäre] und [...] wirklich Karriere gemacht« hätte, wird Jasper die Fehlgeleitetheit seines ökonomisch figurierten Selbstentwurfs als Banker offenbar. In dieser Zukunftsversion bescheinigt er sich »Schlafstörungen und ein Magengeschwür« als wahrscheinlich mit seinem beruflichen Erfolg einhergehend. Jasper er-

1 Vgl. zu Jaspers sozialer Einsamkeit ausführlicher das Kapitel 10.1: Kristof Magnusson *Das war ich nicht* (2010).

kennt für sich eine Karriere im Arbeitsumfeld der Finanzmarktbranche als physisch und psychisch krankmachend. Zudem entwirft er sein etwaiges Privatleben als sozial-emotional verarmt und genuin wirtschaftlich grundiert, mit »eine[r] Frau, die froh wäre, dass ich kaum zu Hause war und viel Geld verdiente«. Der Preis, den sich Jasper für seinen beruflichen – sprich: monetären – Erfolg zu entrichten wähnt, ist demgemäß ein sozial-zwischenmenschlicher Beziehungs- und Bindungsmangel. Eingedenk dessen wird ihm denn auch die Abkehr von seinem ökonomisch-beruflich figurierten und idealisierten Selbstentwurf als Top-Banker zur Voraussetzung einer möglichen Neujustierung seines Lebens, das auf einem Eingebettetsein in sozial-private Beziehungen fußt: »Und jetzt? Aussteiger werden? Tomaten züchten in der Toskana? Nein. Ich würde klein anfangen. Ganz normal. Mit irgendeiner Wohnung irgendwo in NRW. Irgendeinem Job. Würde wieder anfangen, Schach zu spielen. Meine alten Freunde wiedersehen. Neue finden.« (D 227f.) Über ›Reflexive Ambiguität‹ als Imagination möglicher Nach-Krise-Zukünfte findet sich dementsprechend anhand der Figur Jasper die enge Verwobenheit von den Bedingungen wirtschaftlich-beruflicher Figuration und subjektiver Identitätsgenese in ihrer sozialen Reichweite erzählerisch greifbar gemacht.

Als narratives Signum von Krise zeigt sich ›Reflexive Ambiguität‹ überdies anhand der Figur Meike als erklärungs- und interpretatorische Rekapitulation der Vor-Krise-Vergangenheit punktuell ausgestaltet. Ausgehend von ihrer jetzigen existenz- und identitätsgenerativ prekären Lebenssituation – sie ist allein in ein renovierungsbedürftiges Haus in der nordfriesischen Einöde gezogen und hat ihre Arbeit als Übersetzerin eingebüßt (vgl. D 63f.) –, erinnert sich Meikes an die sozialen Beziehungskordinaten ihres vormaligen Lebens im Hamburger »Schanzenviertel«, wohin sie seinerzeit vor zehn Jahren »ganz klassisch zum Studieren« (D 18) hingezogen war. Über den resümierenden Rückblick – erstens auf ihre Beziehung zu ihrem Ex-Freund Arthur sowie zweitens auf ihre »gemeinsame[n] Pärchenfreunde« – macht sich Meike ihren radikalen Bruch mit ihrer sozial-identitätsfigurativen Situierung als kausallogische Konsequenz lesbar:<sup>2</sup>

Arthur und ich hatten als Paar immer gut funktioniert. Wir lebten jene Art Leben, das Stoff für Fernsehserien war, hatten genug Geld, interessante Freunde, eine interessante Arbeit. Zehn Jahre war es her, dass wir uns in der Haushaltswarenabteilung von Karstadt kennengelernt hatten. Arthur hatte mich gefragt, ob ich eher eine Waschmaschine kaufen würde, die man von oben befüllte, oder eine, die die Luke ganz normal vorne hatte [...]. Damit war Schritt eins gemacht. Es folgte Schritt zwei: gemeinsame Pärchenfreunde, Schritt drei: zusammenziehen und Schritt vier: über Kinder nachdenken. Dann tat ich Schritt fünf und zog aus. [...]

2 Vgl. zu Meikes radikaler Abkehr von ihrem Hamburger Lebenskontext ausführlicher das Kapitel 7.1: Kristof Magnusson *Das war ich nicht* (2010).

Zehn Jahre hatte ich hier gewohnt [...] und hatte dann miterlebt, wie alles langsam sauberer wurde, ruhebedürftiger, kurz: *bürgerlicher*; wemgleich sich in den ersten Jahren niemand traute, das so zu nennen, bis dann alle plötzlich dauernd dieses Wort benutzen, wie um sich zu beweisen, dass das nichts Schlimmes sei. Auf die Rehabilitierung des Wortes bürgerlich folgte Nachwuchs. Eines der mit uns befreundeten Paare, Gösta und Regine, hatte vor einigen Jahren mit einem Hund angefangen, den sie Leander nannten, woraufhin Lars und Sabine mit einem Kind konterten, das sie Friedrich nannten. (D 17–19)

Längs der Rahmenkoordinaten – »genug Geld, interessante Freunde, eine interessante Arbeit« – erinnert sich Meike ihr Leben mit ihrem Freund Arthur als ein von außen betrachtet erstrebenswertes Ideal, »das Stoff für Fernsehserien war«, dem es allerdings für ihre eigene Identitätsbildung an Authentizität gebricht. Meike sieht sich rückblickend der zunehmenden Verbürgerlichung ihres Lebenskontextes als Außenseiterin gegenüberstehen und perspektiviert sich diesem sozialen Milieu als nicht zugehörig und fremd; sie erinnert sich des »Gefühl[s], dass ich von diesen Menschen nicht einfach nur genervt war«, sondern dass sie »Heimweh [hatte] [...] nach einem Ort, von dem ich nicht wusste, wo er war.« (D 22) Diese rekapitulativ-bewertende Vergegenwärtigung ihrer vormaligen sozialen Verortung dient ihr zur Selbstvergewisserung und -bestätigung der Richtigkeit ihres Handelns: Indem Meike sich ihrer identitätskonzeptionellen Fremdheit in ihrem Hamburger Lebenskontext besinnt, kann sie ihre radikalen »Schritt«, sich »heimlich aus dem Staub gemacht« (D 19) zu haben, als folgerichtig rechtfertigen.<sup>3</sup> Damit gewinnt über den Krisenparameter »Reflexive Ambiguität« zum einen Meikes Handlungsmotivation sowie zum anderen die prekäre Verfasstheit ihres Selbstentwurfs Gestalt.

Anhand der Figur Henry findet sich Krise über den Parameter »Reflexive Ambiguität« ferner als imaginative Beschäftigung mit einer etwaigen Nach-Krise-Zukunft erzählerisch fassbar gemacht. So legt er sich – im Nachgang seines finalen Entschlusses, nicht mehr als Schriftsteller tätig zu sein (vgl. D 236) – verschiedene Optionen vor, »wie es mit meinem Leben als Rentner weitergehen sollte« (D 245):

Rente. Selbst Shakespeare hat irgendwann einfach aufgehört, sagte ich mir, als ich am nächsten Morgen aufstand, [...] und meinen senfgelben Helmut-Lang-Anzug wieder anlegte, den ich über Nacht vom Hotel hatte reinigen lassen. [...] Ein letztes Mal, um nach London zu fliegen. Dort würde ich diesen Anzug in Elton Johns Laden zum Kauf anbieten. Wer weiß, vielleicht ließ ich mir auch meine anderen Anzüge aus Chicago kommen, eröffnete einen eigenen Laden, La Marck's Closet, und verkaufte dort mein früheres Leben – Stück für Stück, für einen guten Zweck. (D 236)

3 Vgl. zu Meikes emotional-sozialer Fremdheit in ihrem Hamburger Lebenskontext auch das Kapitel 10.1: Kristof Magnusson *Das war ich nicht* (2010).

Rückgreifend auf die Meinung seines Bekannten Elton John, dass es ihm »guttun [würde], etwas für andere Menschen zu machen« (D 212), und der ihm außerdem die Idee, in dessen Londoner Nachbarschaft zu ziehen, um gemeinsam »Charity« (D 213) zu betreiben, als sinnstiftende nachberufliche Lebensfiguration vorschlägt, gewinnt für Henry ebendiese Ausgestaltung seiner Zukunft an Attraktivität. Die Vorstellung, die Insignien seines »frühere[n] Leben[s]« – sprich: einen Teil seiner Kleidung – für wohltätige Belange in »einem eigenen Laden« zu veräußern, ist ihm anziehend. Henry perspektiviert seine potenzielle Nach-Krise-Zukunft dementsprechend als einen Akt der Befreiung von den optischen Merkmalen seiner ungültig gewordenen wirtschaftlich-beruflich fundierten Identitätskonzeption ›Schriftsteller‹, wodurch ihm eine sozial-engagierte gesellschaftliche Involviertheit möglich zu werden scheint.

Als Henry sich sodann finanziell ruiniert glaubt und ihm deshalb diese Gestaltungsvariante vermeintlich nicht mehr realisierbar ist – »Lieber Elton, London fällt aus. Bin anscheinend verarmt. OMG! Gehe trotzdem in Rente.« (D 244) –, entwirft er sich seine Zukunft als bei seiner Übersetzerin Meike in Deutschland lebend:

Die Urbanski. Trotz unseres Streits im *Estana* [= Henrys Hotel, K.T] war ich mir sicher, dass sie mich nicht im Stich lassen würde. Ich würde mich entschuldigen, sie würde mir verzeihen, und ich könnte in ihrem schönen Bauernhaus an der Nordsee in Ruhe überlegen, wie es mit meinem Leben als Rentner weitergehen sollte. Das wäre wirklich etwas Neues in der Literaturgeschichte, dass ein Großschriftsteller seine Millionen verliert und von seiner deutschen Übersetzerin irgendwo in der europäischen Pampa das Gnadenbrot bekommt. [...] Freizeit. Vielleicht konnte ich bei der Urbanski ein Hobby anfangen. Golf spielen. Oder besser: Gartenarbeit. Etwas Kleines, Bescheidenes. (D 245f.)

Sich »seine Millionen« im Zuge des Bankrotts seiner Hausbank Rutherford & Gold verloren wärend (vgl. D 239), imaginiert Henry sich seine unmittelbare Zukunft gesellschaftlich zurückgezogen »in der europäischen Pampa [auf] das Gnadenbrot« seiner Übersetzerin Meike angewiesen. Er sieht sich dort »ein Hobby anfangen«, das – im Gegensatz zu seiner bisherigen luxusgeprägten Lebensweise (vgl. z.B. zu seiner gehobenen Wohnsituation D 155f.) – durch »Bescheiden[heit]« besticht. ›Reflexive Ambiguität‹ kolportiert insofern als Krisenparameter über Henrys Entwürfe einer Nach-Krise-Zukunft die Möglichkeiten von subjektiver Identitätsgenese als abhängig vom verfügbarem ökonomisch-finanziellen Potenzial.

Zusammenfassend lässt sich insofern für die Aktualisierung von ›Reflexive Ambiguität‹ als narratologischer Parameter von Krise in *Das war ich nicht* festhalten:

›Reflexive Ambiguität‹ findet sich als erzählerisches Merkmal der narrativen Entfaltung von Krise bloß marginal realisiert, was sich mit der handlungsfokussierten Organisation des Romans und der damit verbundenen Abdingbarkeit

einer tiefgehenden biografischen Konturierung der Figuren erklären lässt. Für das Erzählen von Krise als Phase der Transformation und Transition kommt der retrospektiven Vergegenwärtigung der Vor-Krise-Vergangenheit ebenso wie der Imagination möglicher Nach-Krise-Zukünfte hier folglich kaum Bedeutung zu. So formuliert sich in narrativ-funktionaler Relevanz ›Reflexive Ambiguität‹ als interpretatorische Vergangenheitsrekapitulation lediglich anhand der Figur Meike aus: Indem sie sich ihrer identitätsgenerativ als inadäquat erfahrener sozialer Verortung in ihrem Hamburger Lebenskontext erinnert, wird zum einen Meikes Motivation, radikal mit dieser zu brechen, verdeutlicht sowie zum anderen überhaupt die prekär-inkonsistente Verfasstheit ihres Selbstentwurfs greifbar gemacht. Über die Figuren Jasper und Henry findet sich ›Reflexive Ambiguität‹ überdies als Imagination möglicher Nach-Krise-Zukünfte narrativ anzitiert. Ausgehend von der Vorstellung einer beruflichen (Nicht-)Karriere seinerseits, entwirft Jasper mehrere Zukunftsszenarien, in denen er sich ein sozial erfülltes Leben in Abhängigkeit von seinem beruflich-wirtschaftlichen (Nicht-)Erfolg visioniert. Die Art und Weise der Ausgestaltung seiner beruflichen Identitätskoordinate – also: Karriere als Top-Banker oder ein ›normaler Job‹ – wird damit als für Formulierung seines Selbstentwurfs entscheidend herausgestellt. Henry wiederum imaginiert sich seine etwaige Zukunft unter dem Eindruck seiner Entscheidung, seine identitätsfundierende berufliche Rolle ›Schriftsteller‹ aufzugeben und ›in Rente zu gehen‹. Auch er entfaltet sich diesbezüglich seine möglichen Zukünfte rückgekoppelt an seine ökonomische Verfasstheit.

Obschon ›Reflexive Ambiguität‹ als narratives Merkmal eines Erzählens von Krise in Magnussons *Das war ich nicht* lediglich randständig nutzbar gemacht ist, zeigt sich hierüber damit insgesamt die enge Verwobenheit von Wirtschaft und Identität aktualisiert.

## **9.2 Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012)**

Das Erzählen von Krise anhand einer rückblickenden Vergegenwärtigung der Vor-Krise-Vergangenheit und eines vorausgreifenden Imaginierens etwaiger Nach-Krise-Zukünfte wird in von Steinaeckers Roman *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* als ein textkonstitutives narratives Momentum realisiert. ›Reflexive Ambiguität‹ formuliert sich als narratologischer Parameter von Krise im Rahmen des retrospektiven Selbstberichts der autodiegetischen Erzählerin Renate dabei konkretermaßen aus: Ausgehend vom hier zentrifugalen Handlungs- und Erinnerungsfixpunkt – den Ereignissen des letzten Jahresdrittels 2008, die ihr vor der Hintergrundfolie der Finanz- und Wirtschaftskrise schließlich den Verlust ihres Arbeitsplatzes als Versicherungsmaklerin bescheiden (vgl. J 31)

–, werden identitätszentrale Episoden ihrer weiter zurückliegenden Vor-Krise-Vergangenheit aufgerufen als auch vorausgreifend verschiedentliche Entwürfe von einer Nach-Krise-Zukunft aktualisiert; wobei sich letztere Realisierungsvariante von ›Reflexive Ambiguität‹ nur nachrangig nutzbar gemacht findet.

Im rekapitulativ-interpretatorischen Rückgriff gewinnen in erster Linie biographische Schlüsselereignisse der Kindheit Renates Gestalt, die ihr »Leben[]« – wie Hillebrandt treffend konstatiert – als »von schweren familiär bedingten psychischen Deformationen [...] geprägt[]«<sup>4</sup> zeigen. Ein Beispiel: So erinnert sich Renate im Zuge ihrer »selbsttherapeutische[n]« schriftlichen Auseinandersetzung mit ihrer »eigenen Identität«<sup>5</sup> unversehens einer »Szene« aus ihrer Kindheitszeit, die ihr einerseits ihre bisher als wahr geglaubte Vergangenheitsversion zweifelhaft werden lässt und ihr andererseits ihr Familienleben als von Angst und unterdrückter Aggressivität gekennzeichnet aufzeigt:

Jetzt, beim Schreiben dieser Zeilen, erscheint es mir mit einem Mal als wahrscheinlich, dass meine Eltern, anders als ich immer dachte, schon vor dem Verschwinden meiner Großmutter unüberbrückbare Differenzen hatten. Wenn ich in diesen Minuten zum stockdunklen Fenster aufschaue, in dem ich selbst im Schein des Schreibtischlämpchens gespiegelt sitze, habe ich die Szene klar vor mir, die sich Jahre oder Monate vor dem Unfall ereignete: Wie meine Brüder und ich abends einen amerikanischen Spielfilm ansehen, und Erich oder Erwin flüstert mit einem Mal: ›Pst! Hört ihr das auch? Was ist denn das?‹ Jemand redet, lautet als die Schauspieler im Film. [...] Dann erkennen wir die Stimmen. Unsere Eltern. Sie klingen anders als gewöhnlich, wie Fremde. Unendlich langsam, wie in einem Alptraum, schleichen wir zur Küche. Ich muss vorangehen, ich bin die Älteste, Erich hat nach meiner Hand gegriffen. In der Küche steht meine Mutter. Sie brüllt. Ihre Gesichtszüge sind angespannt und streng, wie ich es noch nie zuvor an ihr gesehen habe. Dunkelrot ihre Wangen. Mein Vater, ininigem Abstand zu ihr, fluchtbereit, als habe er Angst, hält die Hände vor den Mund, als bete er, ich entdecke Tränen in seinen Augen. Er bemerkt mich in der Tür, sagt, mit einer Kopfbewegung: ›Die Kinder.‹ Und dann – dann streiten sie weiter, nur dass jetzt auch unsere Namen fallen, ›Die Renate kommt ganz nach dir‹, Dinge dieser Art, bis mein Vater die Hände nicht vor den Mund, sondern an die Ohren presst und einen hohen Schrei ausstößt, wie ein Tier oder ein Wahnsinniger. Noch einmal. Die Stille danach. Meine Mutter, die ihn entgeistert anstarrt. Die Stille, die nur durch das Wimmern von Erich oder Erwin unterbrochen wird.

Schlimmer als diese Szenen, die dann in verschiedenen Varianten regelmäßig wiederkehrten, empfand ich die Tage dazwischen, die in ihrer scheinbar harmlosen Alltäglichkeit genauso abliefen wie in der Zeit vor dem großen Knall. (J 248f.)

4 Hillebrandt: Entgrenzung, Marginalisierung, Kompensation, S. 107.

5 Ebd., S. 108.



In der suchenden Reflexionsbewegung ihres »Schreiben[s]« – sprachlich hervorgehoben durch die Aneinanderreihung von kurzen, ellipsenhaften Sätzen – enthüllt sich Renate plötzlich, dass die Beziehung ihrer »Eltern« vermutlich bereits »vor dem Verschwinden meiner Großmutter«, von Streit und essenziellen Meinungsverschiedenheiten bestimmt gewesen ist. Hatte sie bislang den vermeintlich »tödlichen Autounfall in Norddeutschland«<sup>6</sup> (J 65) ihrer Großmutter als ursächlich die Scheidung ihrer Eltern bedingend angenommen, erkennt sie nunmehr, dass die Ereignisse nicht kausal miteinander verknüpft sind. Renate revidiert sich dementsprechend im Akt der Vergegenwärtigung die familienbiografische Vergangenheit und macht sie sich somit in einem anderen Bedeutungshorizont lesbar. Unmittelbar sieht sich Renate im Zuge dessen in ihr damaliges Erleben als Kind zurückversetzt: In Präsensform erinnert sie sich mit ihren beiden Brüdern »abends« im Wohnzimmer vor dem Fernseher sitzend, als plötzlich die lauten »Stimmen [...] unserer Eltern [...] wie [f]remd[]« zu ihnen dringen. Gleich einem »Alptraum« entfaltet sich den Kindern plötzlich die Beziehung ihrer Eltern zueinander als von spannungsgeladenen Konflikten geprägt; »noch nie zuvor« hat Renate ihre Mutter so »gesehen« wie jetzt »in der Küche« schreiend, mit wutrotem Gesicht. Das vordergründig harmonische Familienleben, das sich im Nachgang der Auseinandersetzungen stets wieder in »scheinbar harmlose[r] Alltäglichkeit« restituiert, gerät ihr – aufgrund seiner fehlenden Authentizität – zu einer emotional kaum zu ertragenen Täuschung. Das Verhältnis zu ihren Eltern und im Zuge dessen das familiäre Miteinander demaskiert sich Renate im Rückblick als Wechsel von eruptiver verbaler Gewalt sowie belastend erfahrener Sprachlosigkeit geprägt. Über »Reflexive Ambiguität« als erzählerisches Krisencharakteristikum formuliert sich dementsprechend Renates Kindheit als von Angst, unterschwelliger Aggressivität und emotionaler Unsicherheit geprägt aus.

Renates Beziehung zu ihren Eltern zeigt sich ihr retrospektiv überhaupt von kommunikativ-emotionaler Distanz figuriert. Beispielsweise erinnert sie sich des obsessiven Ordnungsbedürfnisses ihrer Mutter, das für eine Expression von zwischenmenschlicher Nähe keinen Möglichkeitsraum bietet:

Ich strich die Dellen an jener Stelle aus der Bettdecke, an der ich eben gesessen hatte. Als ich zufrieden das glatte, weiße Leinen vor mir betrachtete, stellte ich erschrocken fest, dass das eigentlich gar nicht meine Art war. Ich war schon fast wie

---

6 Der Autounfall ihrer Großmutter stellt sich für Renate nachträglich als eine erfundene Familiengeschichte heraus, die erzählt worden ist, um die Wahrheit, dass nämlich ihre Großmutter die Familie eigeninitiativ verlassen hat, zu verbergen (vgl. J 65f.). Siehe zur identitätszentralen Bedeutung dieses Ereignisses für Renate ausführlicher die Kapitel 7.2: Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012) und 8.2: Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012).

meine Mutter, die meinen Vater und uns Kinder mit ihrem nicht abstellbaren Ordnungsdrang genervt hatte. Im Urlaub sammelte sie am Strand Steine. Abends saß sie dann stundenlang vor dem zusammengetragenen Haufen und sortierte ihre Fundstücke nach Größe und Beschaffenheit in Marmeladengläser [...]. Übernachtete ich in späteren Jahren bei ihr, begann sie bereits vor der Abreise, das Gästezimmer aufzuräumen, alle Spuren des Aufenthalts zu beseitigen. Beim Verlassen der Wohnung lief die Waschmaschine mit den Laken und den Überbezügen so laut, dass wir uns nicht in Ruhe verabschieden konnten. (J 277f.)

Sich durch ihr, von den »Zimmermädchen bereits [...] säuberlichst aufgeräumt[es]« (J 277) Hotelzimmer unbewusst mit dem Impetus des Aufräumens bewegend, wird Renate sich unvermittelt ihres Tuns bewusst, »das eigentlich gar nicht meine Art war«. Dergestalt assoziativ ausgelöst, erinnert sie sich an den »nicht abstellbaren Ordnungsdrang« ihrer 2008 »an Schilddrüsenkrebs« (J 65) gestorbenen Mutter, die sich auf diese Weise dem Zulassen von emotionaler Nähe entzogen hat: So sind deren exzessives Sammeln und »stundenlang[es]« Sortieren von Steinen in ihren gemeinsamen Familienurlaube am Meer denn auch nicht schlichtweg ein Spleen, sondern vermag sie sich dadurch vielmehr mit einer Tätigkeit von den anderen zu separieren, der über den sie befriedigenden Akt des Ordnen hinausgehend keine Funktion zukommt; die »Marmeladengläser« voller Steine werden mit nach Hause genommen und »im Keller gelagert« (J 278). Auch als Renate ihre Mutter »in späteren Jahren« besucht, wird durch deren Ordnungsbestreben emotionale Nähe nicht erfahrbar; »[b]eim Verlassen der Wohnung lief die Waschmaschine [...] so laut, dass wir uns nicht in Ruhe verabschieden konnten«. Zuwendung äußert ihre Mutter nicht sprachlich, sondern materiell durch Geschenke: »Im Alter war ihr Ausdruck von Zärtlichkeit eine kommentarlos aufs Kopfkissen des Gästebettes gelegte Pralinschachtel in Herzform, wenn ich zu Besuch war; oder ein in den Schrank gehängtes Kleid, von dem ich ihr erzählt hatte« (J 138f.). Sie bleibt gegenüber Renate habituell-körperlich distanziert; »ihr [...] Gesicht« ist »gespannt[] und zugleich stolz[] [...], wenn ich dann aus meinem Zimmer trat, um mich zu bedanken; wie sie stumm strahlte, wenn sie mir dabei über die Schulter strich, oder besser klopfte, immer zweimal, tock-tock, so wie an eine Tür« (J 139). Renate erkennt rückblickend das Bedürfnis ihrer Mutter nach einem allumfassenden und fortwährenden In-Ordnung-Halten der ›äußeren Welt‹ als Ausdruck von deren zugrunde liegendem Unvermögen, erstens emotionale Zuwendung zuzulassen sowie zweitens diese anders als über das Schenken materieller Güter mitzuteilen. Gleichfalls von Distanziertheit und Sprachlosigkeit geprägt, erinnert sich Renate auch ihr Verhältnis zu ihrem bereits 1999 überraschend an einem »Herzinfarkt« (J 168) verstorbenen Vater. So habe dieser – der seinerzeit, als Ende der 1990er-Jahre Mobilfunktelefone auf den Markt kamen, »einer der Ersten [gewesen war], der sich ein Motorola International kaufte« – sie zwar »öfter« angerufen, »wobei

ich wusste, dass er eigentlich gar nicht unbedingt mit mir reden, sondern nur ausprobieren wollte, ob sein Handy auch tatsächlich überall funktionierte« (J 168). Die Telefonate mit ihrem Vater erlebt Renate als »kurze Null-Kommunikationen« (J 168); sein Interesse gilt nicht dem Gespräch mit ihr, sondern primär der Technik seines Handys.

Renates Erinnern an ein von unterschwelliger Gewalt figurierendes und ihre Kindheit prägendes Familienleben kann ebenso wie ihre Vergegenwärtigung ihres von fehlender emotional-kommunikativer Zuwendung bestimmten Verhältnisses zu ihren Eltern als indirekt aufgerufenes Erklärungsangebot für Renates »gnadenlose[s] Rationalitätskalkül«, dem sie auch »ihre Gefühle unterwirft« sowie ihrer identitätskonstitutiven umfassenden ökonomischen »Effizienzperformanz«<sup>7</sup> gelesen werden. Der Krisenparameter »Reflexive Ambiguität« konturiert sich erzählerisch folglich als eine familienbiografische Rückwendung aus, in der Renates Beziehung zu ihren Eltern als von emotionaler Distanziertheit und kommunikativer Sprachlosigkeit aktualisiert wird und die insofern einen kausalen Zusammenhang zu Renates identitätscharakteristischen zweckrationalistischem sozialen Agieren und ihrer emotionalen Selbstentfremdung aufruft.<sup>8</sup>

Des Weiteren gerät Renate rückschauend wiederkehrend ihr mehrjähriges Verhältnis mit dem verheirateten Frankfurter Vorstandmitglied des Versicherungsunternehmens Walter (vgl. J 127), ihrem Vorgesetzten, in den Blick. Ein Beispiel: Nachts von einer Aktionskunst-Party in einer halb fertig gebauten Villa, die sie mit ihrer Freundin Lisa, der Kulturjournalistin, besucht hat (vgl. J 158), überstürzt zu Fuß aufbrechend, erinnert sie sich – assoziativ ausgelöst – an das Ende und den Beginn ihrer Beziehung:

Es war der Satz, »Scheiße, verarsch mich nicht«, der dann auf dem Marsch zum Dorf in mir widerhallte. Und auf einmal war es wieder jene Nacht im Februar, neun Monate zuvor, in Frankfurt, in der ich ebenfalls im Schnee herumgeirrt war.

Ich hatte Walter vor ein Ultimatum gestellt, weil ich das ewige Versteckspiel mit seiner Familie und seinen Bekannten satt hatte. [...] Während ich in der Parterrewohnung wartete, die wir für jene sporadischen Wochenenden gemietet hatten, an denen Walter zu Hause vorgab, wieder mal auf Reisen zu sein, lief ich nervös auf und ab – hinter der Schiebetür lag das Gartenstück im Dunkeln – und überlegte, wie Walter sich wohl entscheiden würde. Walter, im Büro immer pünktlich, privat stets zu spät.

Schon bei unserer ersten Verabredung in einem Restaurant in Wiesbaden, war wider Erwarten recht schnell der Funke übersprungen [...]. [...] Wie er mit dersel-

7 Rutka: *Imaginationen des Endes*, S. 457.

8 Vgl. zu Renates sozial-emotionalem Zweckrationalismus und Distanziertheit ausführlicher das Kapitel 10.2: Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012).

ben Begeisterung, mit der er den Kunden unsere Produkte anpries, für mich völlig unerwartet über Jazz zu sprechen begann [...]. (J 166f.)

Initiiert durch ihren eigenen Ausspruch gegenüber Lisa »Scheiße, verarsch mich nicht«<sup>9</sup> erfährt sich Renate unversehens zeitlich zurückversetzt: »[A]uf einmal war es wieder jene Nacht im Februar« – schlagartig gerät ihr die Vergangenheit in ein Erleben von Gegenwart. Die Erinnerung an das Ende ihres Verhältnisses mit Walter wird Renate emotional zur Jetzt-Zeit; sie sieht sich von ihr »derart gefangen [genommen], dass ich kaum auf die Kälte und den Weg [...] achtete« (J 173). Von Walter ein offenes Bekenntnis zu ihr als seiner Partnerin forcieren wollend (vgl. J 171), hat sie ihn damals »vor ein Ultimatum gestellt«, das er radikal abschlägig beantwortet: Er trennt sich von ihr nicht nur privat – »Ich werde Judith und die Kinder nicht verlassen. Unsere Affäre ist hiermit beendet« (J 172) –, sondern er lässt sie darüber hinaus in seiner Funktion als ihr Vorgesetzter von Frankfurt in die Münchner Zweigstelle der Versicherungsgesellschaft versetzen (vgl. J 172). Dieses, für sie identitätsgenerativ einschneidende Ereignis verknüpft Renate unmittelbar mit der Vergegenwärtigung des Anfangs ihrer Beziehung: Sie erinnert sich an ihre »erste[] Verabredung« mit Walter, bei der »wider Erwarten recht schnell der Funke übersprungen« sei und »[ü]berraschenderweise [...] die Chemie [stimmte]« (J 167). Im Verlauf des gemeinsamen Abends erlebt Renate sich als »zu jemandem« werdend, »den ich mochte, und dass der Grund dafür mir gegenüberaß, Walter« (J 170).<sup>10</sup> Renate bemisst Walter dementsprechend eine für sie identitätszentrale Bedeutung zu; im sozial-privaten Beisammensein mit ihm wähnt sie sich selbst in ihrem authentischen Sein fassbar zu werden. Zu ihrem eigenen Erstaunen, so habe sie »nach unseren Toilettennummern keine größeren Erwartungen an diesen Abend geknüpft« (J 167), bildet sich damit das Verhältnis mit Walter für sie zum konstitutiven Momentum ihrer Identitätskonzeption aus; sie perspektiviert ihn als »meine anderen 50%« (J 170). An dieser, von ihr betriebenen selbstkonzeptionellen Fokussierung auf seine Person findet sie rückblickend »letztlich das Ende« ursächlich entzündet:

Ich erinnere mich an ein Gespräch, spät abends, Arm in Arm, als Walter plötzlich von selbst die Option ins Spiel brachte, seine Familie für mich zu verlassen.

9 Renate hat sich in die Wahnvorstellung hineingesteigert, dass der Bauunternehmer Quintus Utz, den sie als Großkunden für die Versicherung akquirieren konnte, ihr von Lisa zugeführt worden ist: »Konnte es sein, dass Lisa [...] mit Utz über mich gesprochen hatte und auf diesem Weg seine Entscheidung pro CAVERE beeinflusst hatte, für die also nicht [...] meine Fähigkeiten als Vermittlerin [...] ausschlaggebend gewesen war? [...] Ich drehte mich um: ›Scheiße, verarsch mich nicht. Ich brauche keinen, der [...] mir Aufträge an Land zieht [...]. [...] Ihr erstauntes Gesicht: ›Was? Spinnst du jetzt?‹« (J 165)

10 Vgl. zu Renates Beziehung zu Walter ausführlich auch das Kapitel 7.2: Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012).

Von dieser Nacht an erlaubte ich mir ein Gedankenspiel, das letztlich das Ende herbeiführte: Ich stellte mir ein gemeinsames Leben mit ihm vor. [...] Übte sanft Druck aus. Nicht selten hatte ich in der Versicherung aus Alpha-Männchen-Kunden wie Walter Wünsche herausgekitzelt, von denen sie nicht wussten, dass sie tief in ihrem Inneren schlummerten. Ich träumte. [...] Ein entscheidender Fehler. Plötzlich gab es geplatze Verabredungen, Entschuldigungs-SMS, Versöhnungsblumensträuße und nicht aufschiebbare Termine. (J 171)

Renate macht sich die von ihr erinnerte Bemerkung Walters, dass es ihm vorstellbar sei, für sie »seine Familie [...] zu verlassen«, im Nachhinein als entscheidenden, von ihm ausgehenden Impuls für ihr »Gedankenspiel [...] ein[es] gemeinsame[n] Leben[s]« lesbar. Es ist eine Hoffnung von Zukunft, die ihr in ihrem Verhalten gegenüber Walter handlungsleitend wird und in dieser Weise das Ende ihrer Beziehung herbeiführt. Längs »geplatze[r] Verabredungen, Entschuldigungs-SMS, Versöhnungsblumensträuße und nicht aufschiebbare[r] Termine«, die schließlich in Walters Trennung von ihr münden, erkennt Renate rückblickend einen gegenteiligen Entwicklungsverlauf durch ihr »[T]räum[en]« von »unserer Zukunft« (J 171) evoziert. Sie erklärt sich »retrospektiv« ihren Wandel von einem »Gegenwarts- in einen Zukunftsmenschen« (J 170) zum Grund von Walters radikalem Bruch mit ihr. ›Reflexive Ambiguität‹ als narratologisches Charakteristikum von Krise kristallisiert sich in Renates bewertender Rekapitulation ihres Verhältnisses mit Walter als Reflexion des Verlustes eines identitätsfigurativen sozialen Beziehungsparameters heraus.

Des Weiteren findet sich ›Reflexive Ambiguität‹ als Krisensignum erzählerisch als perspektivisches Entwerfen einer sozialen und wirtschaftlichen Restabilisierung von Identität realisiert. Dabei handelt es sich um Versionen von Zukunft, die sich durchgängig als auf keiner realistischen Basis beruhend und illusionistisch-wahnhaft grundiert zeigen, wodurch Renates existenzielle identitätsgenerative Krise plakativ fassbar wird. So skizziert sie sich zum einen ausgehend von einer alternativen Vergangenheit, dass nämlich Walter sich damals für sie entschieden hätte, eine gemeinsame Zukunft mit ihm an:

Mein Leben mit Walter. Wie würde es wohl aussehen, hätte er damals im Wohnzimmer unseres Apartments, in dem genau in diesem Augenblick vielleicht die neuen Mieter in unserem ehemaligen Schrankbett schliefen, seine Hände auf meine Schultern gelegt, mir fest in die Augen gesehen und gesagt: ›Wir bleiben zusammen, Renate. Komm, was wolle. Morgen suchen wir uns ein Haus. Dobler, mein Anwalt, ist wegen der Scheidung schon benachrichtigt.‹ und so weiter. (J 174)

Sich die Vorstellung vorlegend, dass Walter sich »damals im Wohnzimmer unseres Apartments« für sie entschieden hätte, imaginiert Renate ihre Beziehung mit ihm als in eine ›Happy End‹-Zukunft übergehend. Sie fokussiert ihn als aktiven Ent-

scheider und Gestalter ihres weiteren Lebens zusammen; angefangen mit dem Erwerb eines »Haus[es]« und »der Scheidung« von seiner Ehefrau als Marksteine des offiziellen Bekenntnisses zu ihr als seine Lebensgefährtin.

Renates irrational-imaginativer Zugriff auf die Zukunft pointiert sich zum anderen im Entwurf ihrer selbst als Unternehmensnachfolgerin von Sofja Wasserkind, der Firmeninhaberin eines russischen Freizeitparkimperiums, die sie sich als ihre verschollene Großmutter glaubt, aus:

›Das alles wird einmal dir gehören‹, schoss mir durch den Kopf, ich hörte eine Stimme, die nicht die meine, sondern die eines Schauspielers war, der denselben Satz in einem Kinofilm gesagt hatte, den ich einmal gesehen hatte. [...] Ich schüttelte den Kopf über mich selbst und kicherte. Trotzdem begann ich, mir diese nicht völlig unmögliche Zukunft auszumalen, das heißt, welche rechtlichen Schritte als Nächstes unternommen werden müssten, falls Sofja Wasserkind meine Großmutter wäre und mich als Erbin einsetzen würde. Zumindest würde sie mir eine Beteiligung anbieten, möglicherweise an der Seite Medows, der dann mein Partner wäre. (J 285f.)

In einem Café in der realitätsentzogenen Eigenwelt des Wasserkind'schen Freizeit-sparks in Samara (vgl. J 245), in dem sie sich zwecks Kundenakquise aufhält (vgl. J 231), mit einem »Kaffee Latte« (J 283) sitzend, erfasst Renate »[e]in Zu-Hause-zu-Hause-Gefühl« (J 284).<sup>11</sup> Hervorgerufen vom räumlichen Umfeld vermittelt sich ihr plötzlich das Empfinden von identitätsgenerativer Sicherheit. Im Zuge dieses Eindrucks beginnt Renate sich den Freizeitpark als ihr eigenes familiäres Erbe imaginativ anzueignen. Ein ihr unversehens in den Sinn kommendes Filmzitat – »Das alles wird einmal dir gehören« – diesbezüglich für sich in Anspruch nehmend, fängt sie an, sich selbst als Enkelin sowie Firmenerbin Sofja Wasserkind's einer »nicht völlig unmögliche Zukunft auszumalen«. Es ist zugleich eine ökonomische und sozial-familiäre Restituierung ihres Selbstentwurfs, die sie sich hier als ein Szenario einer Nach-Krise-Zukunft entfaltet.

Zusammenfassend kann damit für ›Reflexive Ambiguität‹ als narratologischer Parameter von Krise in *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* konstatiert werden:

›Reflexive Ambiguität‹ wird innerhalb der rückschauenden Selbstreflexion der Versicherungsmaklerin Renate, die sich ihrer ökonomisch-privaten Abstiegs-

11 Vgl. zum Freizeitpark als realitätsenthobener Ort und seiner narrativ-funktionalen in Hinblick auf das Erzählen einer existenz- und identitätsbetreffenden Krise ausführlicher die Kapitel 8.2: Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012) und 11.2: Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012).

kaskade vor der Hintergrundfolie der Finanz- und Wirtschaftskrise erinnert, erzählerisch zum einen als erklärungs-suchende Interpretation von Vergangenheit sowie zum anderen als lösungs-perspektivierender Zugriff auf Zukunft hinsichtlich der Bedingtheiten und den Möglichkeiten ihres krisenhaften Selbstentwurfs greifbar. Ausgehend vom dem handlungsfigurativen Erinnerungsnexus der letzten drei Monate des Jahres 2008, vergegenwärtigt sie sich wiederkehrend in assoziativer Verknüpfung identitätszentrale Ereignisse und Aspekte ihrer Vor-Krise-Vergangenheit. Im Zuge dessen geraten ihr namentlich ihre Kindheit und damit einhergehend ihre Beziehung zu ihren Eltern in den Fokus, die sie rückblickend als von emotional-kommunikativer Distanz bestimmt und von unterschwelliger Gewalt gekennzeichnet entwirft. ›Reflexive Ambiguität‹ gewinnt hier folglich als familienbiografische Rückwendung thematische Gestalt. Darüber hinaus betrachtet Renate resümierend ihr beendetes, mehrjähriges Verhältnis mit Walter, dem Vorstandsmitglied des Versicherungsunternehmens, wodurch dessen identitätszentrale sozial-emotionale Bedeutung für sie zutage tritt. ›Reflexive Ambiguität‹ zeigt sich diesbezüglich als Vergegenwärtigung des Verlustes einer seinsfigurativen sozial-persönlichen Beziehung präsentiert. Des Weiteren findet sich ›Reflexive Ambiguität‹ als narratives Krisenkennzeichen erzählerisch als Visionierung einer sozialen und wirtschaftlichen identitätsgenerativen Restabilisierung realisiert. Imaginativ vorausgreifend entwickelt Renate für sich Szenarien möglicher Nach-Krise-Zukünfte, denen es jedoch an Wahrscheinlichkeit mangelt und die insofern ihre brüchige selbstkonzeptionelle Verfasstheit pointieren. So entfaltet sie sich im Nachgang ihrer Trennung von Walter nicht nur die Vorstellung eines gemeinsamen Lebens mit ihm, sondern sie entwirft sich auch – wahnhaft die hochbetagte Firmeninhaberin Sofja Wasserkind als ihre verschwundene Großmutter identifizierend – als Erbin eines russischen Freizeitparkimperiums.

›Reflexive Ambiguität‹ konturiert sich damit in von Steinaeckers Roman *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* als ein rekapitulierendes Ausloten von vergangenen identitätskonstitutiven sozialen Beziehungen sowie als ein illusionistisch-irrealistischen Visionieren einer Restabilisierung der sozial-wirtschaftlichen Identitätskoordinaten aus. Wirtschaft und Identität werden dementsprechend über diesen narratologischen Krisenparameter als konstitutiv miteinander verwoben greifbar.

### 9.3 Doris Knecht *Wald* (2015)

Das Erzählen von Krise als existenzielle und identitätsfigurative Seinskrise findet sich in Knechts Roman *Wald* namentlich durch die retrospektive Vergegenwärtigung der Vor-Krise-Vergangenheit seitens seiner Hauptfigur Marian, aber auch – jedoch weniger prominent realisiert – anhand ihres Entwerfens etwaiger Nach-Kri-

se-Zukünfte ausgestaltet. Der narratologische Parameter von Krise ›Reflexive Ambiguität‹ lässt sich hier dementsprechend als erzählstrukturell charakteristisch bewerten.

Zwischen erlebter Rede und Gedankenrede changierend und dergestalt die unmittelbare Innenperspektive der Hauptfigur offerierend, zirkulieren die Gedanken von Marian um ihre einstige Existenz als erfolgreiche Modedesignerin in Wien und damit verbunden um ihr »großes Scheitern« (W 42). Das Dorf, in dem sie nun abgeschieden im geerbten Haus ihrer Tante als Selbstversorgerin lebt, wird – wie Dickens hervorhebt – im Zuge dessen für Marian zum räumlich fixierbaren Ort des Nachdenkens.<sup>12</sup> Hier kann sie »sich mit ihrer Vergangenheit auseinandersetzen«,<sup>13</sup> da in ihrem jetzigen Alltag »[d]er Kopf [...] viel Zeit [hat], über früher und solchen Blödsinn nachzudenken« (W 50); Marian gewinnt geradezu Gestalt als »[e]ine Reflexionsmaschine, die ihr Gehirn nicht ausknipsen kann«.<sup>14</sup> Ihr Resümieren der eigenen Vergangenheit kreist dabei im Kern stets um die Fragen: »Warum hatte sie sich kaputtmachen lassen, kaputtgemacht, hatte sie kaputt sein wollen? Warum ist ihr das passiert, und wie konnte sie es passieren lassen? Wieso hat sie nicht besser aufgepasst, rechtzeitig etwas unternommen?« (W 153)

›Reflexive Ambiguität‹ zeigt sich insofern narrativ sowohl topografisch an einen bestimmten Ort – sprich: an das Dorf – gebunden wie auch als permanente innere Suchbewegung realisiert, die den Jetzt-Zustand begreifbar machen soll. Es ist Marians fortwährendes Bemühen, ihren ökonomischen Bankrott im Zuge der Finanz- und Wirtschaftskrise und ihren damit einhergehenden gesellschaftlichen Ab- bzw. Ausstieg in ein kausales Erklärungsmuster zu transferieren, das sie gedanklich in Bann hält:

Obschon Marian die konkreten Auswirkungen des Systemcrashes in ihrem sozialen Umfeld früh »schon rundherum []spürt[e]« (W 50) – etwa »daran, wie die Leute anfangen, ihre Ersparnisse in Immobilien anstatt in Luxusreisen zu investieren, [...] wie sie Gärten anlegten und kleine Äcker, auf denen sie Erdäpfel anbauten und Zucchini« (W 50) –, genügt ihr die eigene Betroffenheit als Unternehmerin vom globalen finanzökonomischen und realwirtschaftlichen Kollaps nicht als Begründung für ihren kompletten wirtschaftlich-sozialen Konkurs. Das schlussendlich abstrakt bleibende Geschehen der »Weltwirtschaftskrise, die letztlich an Marians Ruin Schuld war« (W 50), münzt sie deshalb retrospektiv in ein persönliches Versagen um:

Und natürlich hatte Marian [...] gemerkt, dass etwas falsch lief [...]. Aber [...] sie hatte damals immer gedacht, letztlich würde ihr geschäftliches Gerüst tragen, [...] würden Fleiß und Tüchtigkeit und ihr großes Talent sie über alle Klippen tragen.

12 Vgl. Dickens: Alternativen zur Geldwirtschaft, S. 150.

13 Ebd., S. 150.

14 Becker: Trüffelsalami ade.



Aber dann kam die Krise auch zu ihr, und dann kam Bruno, und sie hörte irgendwie auf, etwas anderes zu spüren als ihn. (W 51)

Marian schreibt sich selbst die ursächliche Verantwortung für ihr Scheitern zu, die sie sowohl in ihrer eklatanten Fehleinschätzung der tatsächlichen ökonomischen Lage, des wirtschaftlichen Werteverfalls von persönlicher Kompetenz und den Arbeitstugenden »Fleiß und Tüchtigkeit« als auch in ihrer Fixierung auf ihr Privatleben sieht. Damit imaginiert sie ihren gesellschaftlichen Abstieg im diffus-abstrakten Ereignishorizont »Finanz- und Wirtschaftskrise« als aktiv selbst verschuldet: »Marian hatte das, [...] wie viele andere Unternehmer, erst alles nicht so ernst genommen, nicht so persönlich, sie war mit den Lehman Brothers nicht verwandt, das geschah alles weit weg in Amerika, was hatte das mit ihr zu tun?« (W 166) Anhand dieser rückblickenden Interpretation kann sie gleichfalls die passive Rolle des Opfers für sich negieren; ja, indem sie vehement ihre eigene Verantwortlichkeit postuliert, entschieden von sich weisen: »Es war ihre Schuld, ihre Schuld, ihre große Schuld. Wäre sie nicht so bis zur Unkenntlichkeit verliebt gewesen damals, so abgelenkt, so fixiert, sie hätte sich vielleicht retten können.« (W 57) »Reflexive Ambiguität« findet sich angesichts dessen als Auseinandersetzung mit der eigenen Verantwortung für die sich infolge der (finanz-)ökonomischen Verwerfungen auf der Systemebene entfaltenden existenziellen und identitätsfigurativen Krise aktualisiert.

Ihre Vor-Krise-Vergangenheit rekapitulierend, ruft Marian noch ein weiteres Erklärungsmuster für ihren umfassenden selbstkonzeptionellen Zusammenbruch auf. Sie transferiert das Geschehen Finanz- und Wirtschaftskrise in eine magisch-schicksalhaft anmutende Ereigniskette und lässt es so – längs dieser Vergangenheitsinterpretation – gewissermaßen für sich haptisch-konkret werden. Marian weist dem Kauf eines Paares »unfassbar teu[r]er, viel zu teu[r]er« (W 51) Schuhe, »stiletartigen, knallroten YSL-Lacksandalen« (W 46), die sie »auf dieser Website an[starrten], als wären sie eine Botschaft des Heilands« (W 51), das auslösende Momentum ihrer wirtschaftlich-sozialen Abstiegs-kaskade zu:

Sie glaubte damals an die faktische Kraft des Materiellen, sie glaubte an Dinge, die man anfassen konnte, [...] das Materielle [...] wirkte, so war sie überzeugt, magnetisch auf andere Materie. [...] Als sie die Schnallen schloss und sich im Spiegel betrachtete: Da begann ihr Schicksal. Da war es eigentlich besiegelt. [...] Der Schmetterlingsflügelschlag. Diese Schuhe führten zu Bruno, sie führten aus ihrer Wohnung hinaus und aus ihrem Atelier, sie führten sie in ein Hotel, ein billigeres, in eine Frühstückspension ohne Frühstück, sie führten sie ins Gästezimmer von Lena [= ihre ehemalige Mitarbeiterin, K.T.] und von dort in die winzige Sozialwohnung im 20. Bezirk, sie führten sie hierher vor diese Ribiselstaude, die vierte, die sie nun fast fertig abgezapft hatte in der mittlerweile sengenden Sonne, und

zu Franz. [...] Denn wären die Schuhe nicht an diesem Tag gekommen oder wären sie nicht schön gewesen oder nicht passend, dann wäre sie nicht ausgegangen, ihre Füße hätten nicht so geschmerzt, sie hätte Bruno, Philosophiedozent an der Universität und kein Loos-Stammgast, nur zufällig an diesem Abend mit einem Freund da, nicht getroffen, sie hätte nicht so viele Gin Tonics getrunken, sie hätte sich nicht gegen Bruno gelehnt, sie hätte sich nicht so ohne weiteres von Bruno aus der Tür schieben in ein Taxi ziehen lassen, und sie wäre nicht, anstatt vor ihrer Haustür auszusteigen [...], mit Bruno weitergefahren, der zu dieser Zeit längst seine Zunge in ihrem Mundraum und seine Hand unter ihrem Kleid spielen ließ. [...] All das Wunderbare hatten diese roten Sandalen gemacht, das dachte zumindest die dumme Kuh, die sie damals war, zumindest in jener einen Nacht. Die dumme Kuh hatte zu jener Zeit all das, was der Kauf dieser Schuhe und die Lieferung an genau diesem Tag ausgelöst hatten, für eine Serie von unfassbar glücklichen Zufällen gehalten. In Wahrheit hatten diese Schuhe das erste ihrer sieben Tore zur Hölle geöffnet, und alle anderen waren dann wie von selbst aufgeschwungen, hereinspaziert, und sie hatte sie, eins nach dem anderen, auf ihren neuen Schuhen mit wogenden Hüften durchschritten, den Kopf wirr und schwirrend vor romantischer Liebe, das Herz ein schwüles Durcheinander. (W 52–54)

Der als unbotmäßig markierte Konsum eines Paares Luxuschuhe, dem für Marian der Status eines pseudoreligiösen Kultgegenstands zukommt, deklariert sie zur Initialzündung ihres Bankrotts. Aus diesem Kauf, ihren in »diese[n] roten Sandalen« schnell schmerzenden Füßen, bedingt sich ihr zufälliges Kennenlernen von Bruno, zu dem sie »den Kopf wirr und schwirrend« in »romantischer Liebe« entbrennt, sodass ihr die eigene, beruflich bereits angespannte Lage außer Acht gerät (vgl. W 51). Die – bezeichnenderweise roten – Schuhe erklärt Marian rückblickend zu einem sie in Versuchung und auf den falschen Weg führenden Teufelswerkzeug, das ihr »das erste ihrer sieben Tore zur Hölle []öffnet«. Ihr ökonomisch-gesellschaftlicher Totalabsturz findet sich dementsprechend mit der vermeintlich magischen Wirkmacht eines materiellen Objekts kausal begründet, dem sodann Marians privates und geschäftliches Desaster entspringt. Metaphorisch an ihrem Schuhkauf exemplifiziert, werden folglich die extensive Orientierung an materiellen Werten und die emotional-pseudoreligiöse Aufladung derselben als fehlgeleitet demaskiert sowie darüber hinaus als existenzbedrohend bzw. -vernichtend aufgezeigt. ›Reflexive Ambiguität‹ formuliert sich in dieser Hinsicht als eine konsumkritische Perspektivannahme aus: Eine selbstkonzeptionelle Fokussierung auf ökonomisch-materielle Güter wird dergestalt als potenziell identitätsfragilisierend kenntlich gemacht.

Mit Dickens Worten pointiert ausgedrückt, setzt Marian rückblickend »die finanzielle Krise in Bezug zu einer Liebeskrise«,<sup>15</sup> wie auch hier oben schon angeklingen ist. Sie erkennt nunmehr in ihrer »rasenden Verliebtheit« (W 56) ökonom-

15 Dickens: Alternativen zur Geldwirtschaft, S. 152.

misch »[d]ie Saat ihres Untergangs [...] gelegt«, die »mit ihrer Blindheit gegenüber diesem Narzissten« (W 44) Bruno aufgeht und wächst. Im Zuge dessen verliert ihr Identitätskonzept als »autonome, intelligente, gut organisierte, selbständige [...] Selfmade-Frau« (W 59) an Stabilität: Marian sieht sich von Bruno »[d]umm wie ein Kind« gemacht, zumal er »ein unausrottbares Gefühl von Unzulänglichkeit in sie gepflanzt« (W 44) habe. Resümierend attestiert sich Marian eine durch die Beziehung zu ihm verursachte »vollkommene emotionale Verunsicherung«, die »sie beinahe gebrochen« sowie »in eine unfähige Person verwandelt [habe], die ihren Untergang erst übersah und sich dann zu wenig wehrte, bis sie sich einfach ergeben hatte« (W 44). »Reflexive Ambiguität« gewinnt demgemäß erzählerisch ferner als intensive Auseinandersetzung Marians mit ihrer emotionalen Abhängigkeit und romantischen Verklärung von Bruno Gestalt:

So blöd musst man erst einmal sein und absichtlich so blind. [...] Und nicht, dass es nicht alle ihre Freundinnen gesehen hätten, und nicht, dass die Freundinnen es ihr nicht gesagt hätten. Hatten sie. Hatten sie gewarnt vor Bruno, höflich, taktvoll, vorsichtig, aber doch deutlich. [...] Aber Marian: Bevor sie an Bruno zweifelte, zweifelte sie lieber an ihren Freundinnen, [...] jedenfalls so lange, [...] bis es [...] keine Chance auf Zweifel mehr [gab], weil sie es schwarz auf weiß hatte: Brunos Profil bei Parship, wo er offenbar Fickbekanntschaften suchte unter dem Vorwand, die Frau fürs Leben finden zu wollen, während Marian [...] wirklich glaubte, glauben wollte, er habe die Frau, die zu ihm gehörte, schon kennengelernt und bereite sich wie sie auf ein gemeinsames Leben vor. (W 47–48)

Sich als »absichtlich so blind« bezeichnend, erklärt Marian ihr Illusionieren einer anderen »Bruno-Realität« zu einem aktiven Tun ihrerseits. Unempfänglich für die eindringlichen Warnungen aus ihrem Freundschaftskreis hält sie an ihrer eigenen Wirklichkeitsversion über die Art ihres Verhältnisses zu Bruno fest. Sie projiziert ihre eigenen Vorstellungen über ihre Beziehung auf ihn und ist überzeugt, »er [...] bereite sich wie sie auf ein gemeinsames Leben vor«. Erst als durch den konkreten Beleg seiner Mitgliedschaft in einem Online-Dating-Portal für sie »keine Chance auf Zweifel mehr« besteht, ist Marian gezwungen, mit ihrer irrigen Selbsttäuschung zu brechen. Retrospektiv erkennt sie sich jetzt in ihrer Beziehung zu Bruno als »eine dieser Frauen, die nicht sehen, hören, riechen, spüren konnten, was ihre Männer direkt neben ihnen so unternehmen« (W 54) und schreibt sich damit ein Verhalten konträr zu ihrem Selbstentwurf als taffe »scharfe, scharfsichtige Marian« (W 54) zu. Geradezu lapidar fällt ihre rückblickende Antwort, auf die Frage aus, »wie [...] eine erwachsene, vernünftige Frau wie sie auf das [= die Lügen und die Untreue Brunos, K.T.] [habe] hereinfliegen können« (W 49): »einfach: weil sie es gewollt hatte« (W 49) und »süchtig gewesen war nach Romantik. Als sie noch ein Leben hatte, das nach Derartigem verlangte, quasi zur Vervollständigung« (W 45). Marians Rea-

litätsverweigerung in Bezug auf Bruno kann insofern als destruktives Resultat ihres Versuchs gelesen werden, ihren damals präsenten Selbstentwurf um den Aspekt der ›romantisch von ihrem Mann geliebten Frau‹ zu komplettieren. ›Reflexive Ambiguität‹ entfaltet sich unter Berücksichtigung dessen in Marians Vergegenwärtigung ihrer Beziehung zu Bruno erzählerisch als eine dreifache (Selbst-)Täuschung: erstens gegenüber ihrer damals angespannten finanziellen und beruflichen Situation im Horizont der Finanz- und Wirtschaftskrise. Auf Bruno fokussiert, vermag sie ihre »wachsenden Schulden, alles was in und mit dem Atelier schiefging, und dass sie mächtig übers Ohr gehauen wurde, von ihrem Finanzberater« (W 48) zu verdrängen. Zweitens in Bezug auf die Person Bruno selbst, von dem sie zu jener Zeit vollends überzeugt war, »Liebe meines Lebens, [...] denke Bruno über sie« (W 48), der aber tatsächlich »ihr nichts geboten und nichts wirklich gewollt hatte von ihr« (W 44). Drittens ihren eigenen Identitätselfentwurf als selbstbewusste und -ständige Frau betreffend, denn »bis zur Unkenntlichkeit verliebt« (W 57) vermochte sie es nicht, Brunos tatsächlichen Charakter – »den Etwas-Vormacher« (W 45) – zu erkennen. Geschuldet ihrem Verlangen nach einer leidenschaftlich-romantischen Beziehung zur Realisierung ihres idealen Selbstentwurfs hat Marian stattdessen vielmehr ein wirklichkeitsfernes Bild von ihm entworfen und sich auf diese Weise »bis zur Debität verblendet« (W 48) emotional von ihm abhängig gemacht.

›Reflexive Ambiguität‹ zeigt sich darüber hinaus im hypothetischen Verhandeln einer anders figurierten Vor-Krise-Vergangenheit entfaltet. Im ›Konjunktiv II-Modus‹ legt sich Marian wiederholt die Frage vor, ob sie durch die Beziehung zu einem anderen Partner vor dem ökonomisch-sozialen Ruin hätte bewahrt werden können:

Sie hat nicht nur einmal darüber nachgedacht, ob es so weit gekommen wäre, wenn sie schon früher einen wie Franz gehabt hätte. Wenn ihr früher einer gezeigt hätte, [...] wie man die Dinge geregelt bekommt, dort, wo man war, was immer eben geregelt werden musste. Ob alles anders, besser gekommen wäre, wenn einer wie Franz ihr ein Tool in die Hand gedrückt hätte, das sie zum Überleben brauchte, das ihr das Überleben ermöglichte, was immer es war: ein Masterplan, ein Controlling, ein Gerichtsbeschluss, eine Kuratel, ein paar Brekkies, eine Angel. Wenn einer ihr rechtzeitig beigebracht hätte, wie man diese Werkzeuge benutzt und mit ihrer Hilfe schwierige Zeiten überwindet, Hürden, Hindernisse. Wenn sie so einen gehabt hätte, anstatt einen wie Oliver, der das nicht konnte, und dann einen wie Bruno, der das nicht wollte. Wenn sie statt eines Unfähigen und eines Illloyalen damals schon einen gehabt hätte, der gesagt hätte: Zieh dich warm an, die Gummistiefel und die dicke Jacke, [...] es wird nass und kalt. (W 32)

Darüber nachsinnend, was gewesen wäre, »wenn sie schon früher einen wie Franz gehabt hätte«, resümiert Marian ihre beiden Ex-Freunde, Oliver und Bruno, als unfähig hinsichtlich ihrer Eignung, ihr konkret-praktische Entscheidungshilfe geben bzw. ihr die eigene Handlungsverantwortung abnehmen zu können: Der eine ha-

be »das nicht [ge]konnt[]« und der andere »das nicht [ge]wollt[]«. Demgegenüber entwirft sie diesbezüglich Franz, dem örtlichen Gutsbesitzer, mit dem sie eine Affäre eingegangen ist (vgl. W 96), als paradigmatischen Idealtypus eines »Vorzeigerversorger[s]« (W 209): So zeichne sich dieser zum einen dadurch aus, dass er generell wisse, »wie man die Dinge geregelt bekommt, [...] was immer eben geregelt werden musste«, zum anderen vermöge er es auch, konkrete Hilfestellung zu geben: Es handle sich bei ihm um jemanden, der ihr damals einfach pragmatisch »ein Tool in die Hand gedrückt hätte, das sie zum Überleben brauchte«. Im rückblickenden Vergleich mit ihren ehemaligen Lebensgefährten wird für Marian demzufolge »einer wie Franz« – das heißt: ein wertkonservativer Mann, der ihr »[i]n einem anderen Marian-Leben – in jedem anderen als dem jetzigen [= am Existenzminimum als Selbstversorgerin auf dem Dorf lebend, K.T.] – keine amouröse Möglichkeit gewesen« (W 203) wäre – zur ökonomisch erfolgversprechenderen Option. Sie imaginiert sich eine Version von Vergangenheit, in der, »[w]enn ein Franzartiger ihr Leben in die Hand genommen hätte und sie gewarnt und beschützt hätte« (W 58), ihr Totalbankrott verhinderbar gewesen wäre. Retrospektiv sieht Marian die Möglichkeit ihres beruflichen Fortbestands daran geknüpft, dass sie damals den geeigneten Partner – will sagen: einen Mann, der noch die traditionell an ihn gestellte Rollenerwartung erfüllt – hätte an ihrer Seite haben müssen. Es ist dementsprechend das obsolete Modell einer patriarchal figurierten Paarbeziehung, dem Marian ökonomische Tragfähigkeit zuspricht und das sie zum existenzsichernden Konzept deklariert. Über ›Reflexive Ambiguität‹ als narratologisches Charakteristikum von Krise wird somit gleichfalls eine stereotype Genderkonzeption in Verbindung mit den Möglichkeiten und Grenzen – weiblicher – wirtschaftlicher Identitätsgenese aufgerufen.

Während Marian folglich ihre Vor-Krise-Vergangenheit geradezu fortlaufend nach Erklärungsmustern ausleuchtet und sich alternative Vergangenheitsentwürfe vorlegt, thematisiert sie ihre Nach-Krise-Zukunft lediglich randständig, sodass sich ›Reflexive Ambiguität‹ in dieser Hinsicht erzählerisch kaum aktualisiert zeigt. Sie entwickelt weder Pläne für eine mögliche gesellschaftliche Reintegration als Modedesignerin noch visioniert sie andere alternative Zukünfte. Stattdessen bleibt sie in dem Schwebezustand ihrer aktuellen Gegenwart verhaftet, den sie prolongiert wissen möchte; ist in ihr doch »[d]as leise Gefühl, das [sic] das hier nicht nur eine Zwischenstation war, [...] sondern dass es vielleicht Zukunft hatte oder haben könnte, und dieses Gefühl war merkwürdigerweise nicht beängstigend« (W 73). Prominent befasst sich Marian mit ihrer Zukunft einzig durch die exzessive Formulierung von Wünschen in einer Sternschnuppenregennacht:

Schwarz, bis auf den Himmel, der leuchtete und über den in klaren Augustnächten die Sternschnuppen rasten, [...] es hatte gar nicht mehr aufgehört, bis Marian schließlich die Wünsche ausgegangen waren. Nicht, dass sie nicht genug Wün-

sche hatte, recht konkrete Wünsche. Hatte sie, viele: dass sie wieder eigenes Geld hat. Dass sie sich wieder eine Wohnung leisten kann. [...] Dass sie sich wieder selber etwas kaufen kann. Dass sie sich das selber aussucht. Dass sie wieder entscheiden kann, frei entscheiden. Dass das Zahnweh aufhört, [...] ohne dass sie einen Zahnarzt braucht. [...] Dass sie Kim wieder einmal sieht. Dass Kim sie so nicht sieht. [...] Dass der depperte Hund vom Püribauer tot umfällt. [...] Dass sie wieder einmal schön angezogen ist, ein gutgeschnittenes Kleid aus einem edlen Material trägt [...]. Shoppen, einfach so. Musik! Aussuchen können, was man hören möchte, nicht nur das hören können, was einem das alte Transitorradio der Tante vorsetzt. [...] Ein Wochenende in London mit Liam und Shirley und den Kindern. Das Meer, wieder einmal das Meer sehen, am Meer sein, aufs Meer schauen, im Meer schwimmen. [...] Ein paar Therapiestunden. Ein paar Yogastunden. Internet und damit die Möglichkeit, wieder auf jede Frage sofort eine Antwort zu bekommen, egal wie dumm und unwichtig sie war. Dass sie wieder einmal etwas entwerfen wird oder einfach nur nähen, mit einer Maschine. Dass Bruno sie jetzt sehen könnte. Nein, Blödsinn, genau das Gegenteil, dass sie Bruno nie wieder sehen muss und dass Bruno von einem Zug überfahren wird oder dass ein Flugzeug auf ihn fällt oder das Gesamtwerk von Foucault, Derrida, Lacan, Hegel und Nietzsche [...]. (W 71f.)

Stilistisch durch eine ellipsenhaft-verknäppte Satzstruktur gekennzeichnet und so an aussagekräftiger Prägnanz gewinnend, wird Marians langer Reigen des Begehrens inhaltlich eröffnet mit dem Wunsch nach ökonomischer Unabhängigkeit, dass »sie wieder eigenes Geld hat« und qua dessen befähigt ist, ihr Leben wieder selbstständig, »frei« zu gestalten. Marian sehnt die Entscheidungshoheit über sich selbst zurück, die sich aus dem Besitz von genügend monetärer Mittel ergibt. Identitätszentral ist ihr die Möglichkeit, ihre verschiedenen (Konsum-)Bedürfnisse befriedigen zu können: »[s]hoppen, einfach so [...], wieder einmal das Meer sehen, [...] [e]in paar Therapiestunden«. Ferner benennt Marian Sehnsüchte, die ihre – gegenwärtig ausgesetzten – sozialen Beziehungen tangieren, wie zu ihrer erwachsenen Tochter Kim, und die ihr Bedürfnis nach zwischenmenschlicher Nähe sichtbar werden lassen. Des Weiteren formuliert sie Wünsche, die eine quasi-kosmische Rache für den Verlust ihrer Selbstkonzeption beinhalten – »dass Bruno von einem Zug überfahren wird« – oder auf das Eintreten schicksalhafter Ereignisse betreffs ihrer aktuellen Lebensrealität abzielen; etwa »[d]ass der depperte Hund vom Püribauer tot umfällt«.

Bestimmend für Marians Wunschpotpourri sind dementsprechend namentlich wirtschaftliche Gesichtspunkte – zum einen hinsichtlich ihrer aktuellen wirtschaftlich-sozialen Situation, zum anderen bezüglich ihrer ökonomisch-gesellschaftlichen Reinkarnation –, zugleich findet sich aber auch das Bedürfnis nach sozialer Beziehungs(wieder-)aufnahme nebst plakativen Vergeltungswünschen für den Crash ihrer ehemals gültigen Identitätskonzeption formuliert. In dieser punktuell-wunschhaften Perspektivierung ihrer Nach-Krise-Zukunft zeigt sich ›Reflexive

Ambiguität« damit als Verlangen Marians nach einer Restauration ihres im Zuge der Finanz- und Wirtschaftskrise eingebüßten Selbstentwurfs entfaltet.

Bilanzierend kann für die Nutzbarmachung von ›Reflexive Ambiguität« als narratologischer Parameter von Krise in *Wald* an dieser Stelle festgehalten werden:

›Reflexive Ambiguität« findet sich als fortwährende innere Such- und Auslöschungsbewegung Marians nach bzw. von Erzählmustern und Alternativentwürfen ihrer Vor-Krise-Vergangenheit aktualisiert. Narrativ-topografisch wird ›Reflexive Ambiguität« dabei an das Dorf als Ort des Besinnens rückgebunden. Ihre Vor-Krise-Vergangenheit somit nach einer Begründung für ihren wirtschaftlich-sozialen Abstieg auslotend, formuliert Marian verschiedene Interpretationen, in denen sich ihr ökonomisch-beruflicher Crash mit einem brüchig gewordenen Identitätskonzept ihrer selbst verschränkt. Diese krisenhafte Verquickung von Wirtschaft und Identität wird dabei durch die erzählerische Verflechtung der Motive ›verhängnisvoller Schuhkauf« – das heißt: fehlgeleiteter Luxuskonsum – und ›(selbst-)betrügerische Liebesbeziehung« – meinent: fragiler Selbstentwurf – prägnant illustriert, wodurch gleichfalls ein konsumkritisches Momentum zutage tritt. In intensiver Auseinandersetzung mit ihrer Vor-Krise-Vergangenheit amalgamiert Marian zudem ihren ökonomisch-gesellschaftlichen Bankrott im Kontext der Finanz- und Wirtschaftskrise mit Erklärungsmustern, die eine Destabilisierung ihres Identitätsentwurfs durch die Art ihres damaligen Verhältnisses mit Bruno beschreiben. In diesem Zusammenhang konzipiert sie ferner rückblickend die anachronistische hierarchisch-patriarchale Paarbeziehung – den traditionalistischen-wertkonservativen Franz als idealen Lebenspartner vorstellend – als existenzsicherndes und wirtschaftlich zukunftsfähiges Lebensmodell. Während sich über ›Reflexive Ambiguität« so Marians Vor-Krise-Vergangenheit umfangreich in den Blick genommen zeigt, gewinnt ihre Nach-Krise-Zukunft erzählerisch kaum an Kontur. Marian imaginiert sich diese nicht mit Plänen oder konkreten Vorstellungen, sondern fokussiert sie stattdessen in der fluiden Form des Wünschens. Augenfällig ist hierbei, dass die eigene Bedürfnisbefriedigung durch ein Wiedererlangen der ökonomischen Potenz für Marian im Zuge dessen zum Hauptakzent gerät.

Insgesamt betrachtet wird insofern unter dem Fokus von ›Reflexive Ambiguität« als analytischer Parameter eines Erzählens von Krise in Knechts Roman *Wald* die enge Verwobenheit von Wirtschaft und Identität im Rahmen einer temporalen Selbstvergegenwärtigung und -reflexion Marians deutlich.

## 9.4 Zusammenfassung

Über ›Reflexive Ambiguität« als narratologischer Parameter von Krise werden in den Romanen der Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir*

*Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* und *Wald* die Vergegenwärtigung der Vor-Krise-Vergangenheit und der Entwurf einer Nach-Krise-Zukunft im Zwischenzustand Krise als eine subjektive Such- und Interpretationsbewegung auf figuraler Ebene fassbar; während sich in *Das war ich nicht* ›Reflexive Ambiguität‹ als erzählerisches Kennzeichen von Krise als kaum ausgebildet erweist.

Konkret formuliert sich ›Reflexive Ambiguität‹ als erzähltechnisches Charakteristikum von Krise in den untersuchten Romanen an folgenden Hauptaspekten aus:

1 Inhaltliche Ausgestaltung von ›Reflexive Ambiguität‹ als Rekapitulation identitätsrelevanter sozialer Beziehungen: ›Reflexive Ambiguität‹ findet sich als Vergegenwärtigung identitätsrelevanter sozialer Beziehungen der Vor-Krise-Vergangenheit erzählt, die rückblickend vorrangig als identitätsgenerativ unbefriedigend bzw. dysfunktional lesbar gemacht werden. Als identitätsgenerativ unbefriedigend erinnert sich die Übersetzerin Meike in *Das war ich nicht* ihrer sozialen Bindungen ihres Hamburger Lebenskontextes als ein Erleben von zwischenmenschlicher Entfremdung, dem geschuldet sie sich radikal davon abkehrt und den Kontakt zu ihrem Lebensgefährten Arthur sowie ihrem Freundeskreis abbricht. In *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen und anfang zu träumen* offenbart sich rückblickend das dysfunktionale Verhältnis Renates zu ihren Eltern, das sich von emotionaler Distanz und der Unfähigkeit eines Miteinandersprechens geprägt darstellt, als figurativer familiärer Hintergrund ihrer eigenen rationalistisch-ökonomischen Selbstkonzeption. Zugleich rekapituliert die Versicherungsmaklerin Renate prominent ihre mehrjährige Affäre mit Walter, einem Vorstandsmitglied des Unternehmens; ausgehend von seiner brachialen Trennung von ihr resümiert sie sich erklärungssuchend ihre Beziehung. In *Wald* vergegenwärtigt sich Marian ihre abträgliche Liebesbeziehung mit Bruno, die sie sich im Nachgang als ursächlich für die Destabilisierung ihres Identitätsentwurfs und ihres wirtschaftlich-gesellschaftlichen Totalzusammenbruchs als Modedesignerin verantwortlich vorlegt und demgegenüber ein patriarchal-wertkonservatives Beziehungsmodell als ökonomisch zukunftsfähig entwirft.

Über die narrative Nutzbarmachung von ›Reflexive Ambiguität‹ als ein Sich-Erinnern an identitätsrelevante soziale Beziehungen der Vor-Krise-Vergangenheit kristallisieren sich fernerhin Wirtschaft und Identität als krisenhaft miteinander verquickt heraus: Jasper, der –an seiner gegenwärtigen sozialen Einsamkeit leidend – sich seiner Jugendfreundschaften erinnert, macht sich seine berufliche Involviertheit als Aktientrader als Ursache seiner sozialen Isolation lesbar. Renates pathologisch dominant über ihre berufliche Rolle figurierter Selbstentwurf wird als Fortschreibung emotionaler Mangelserfahrungen und Bindungsverunsicherungen in Bezug auf die Beziehung zu ihren Eltern kenntlich. Marian bilanziert ihren wirtschaftlich-beruflichen Bankrott kausal als mit einer destabilisierten Identitätskonzeption ihrer selbst verschränkt.



2 Inhaltliche Ausgestaltung von ›Reflexive Ambiguität‹ als illusionistische oder realitätsbasierte Perspektivierung von Zukunft: ›Reflexive Ambiguität‹ zeigt sich erzählerisch in den Romanen *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* und *Wald* als eine illusionistische Perspektivierung von Zukunft aktualisiert, die dergestalt in Rekurs auf die aktuelle krisenhafte wirtschaftliche und personale Identitätsverfasstheit – sprich: dem Formulierungszeitpunkt einer Nach-Krise-Zukunft – gelesen werden kann. Renate entfaltet in diesem Sinne Szenarien von Zukunft, denen es an Realität gebricht und die auf ihre pathologisch-instabile Identitätsfiguration verweisen: Sie visioniert sich nach Walters Trennung von ihr ein gemeinsames Leben mit ihm und imaginiert sich zudem – wahnhaft die Inhaberin eines russischen Freizeitparkimperiums, Sofja Wasserkind, für ihre verschwundene Großmutter haltend – als deren Enkelin und Unternehmensnachfolgerin. Marian wiederum nimmt ihre Nach-Krise-Zukunft in Gestalt fluid-unkonkreten Wünschens in den Blick, wobei vor dem Hintergrund ihrer minimalistischen Lebensweise als Selbstversorgerin die Restauration ihrer ökonomischen Potenz und damit ein Wiederlangen der Fähigkeit eines bedürfnisbefriedigenden (Luxus-)Konsumierens im Mittelpunkt stehen. Im Zuge dieser illusionistischen Perspektivierung einer möglichen Nach-Krise-Zukunft wird die Lösung der gegenwärtig erlebten existenz- und identitätsbetreffenden Krise imaginativ in die Zukunft transferiert, ohne diese mit konkret-ziel führenden Handlungsvorstellungen zu unterfüttern.

In *Das war ich nicht* findet sich ›Reflexive Ambiguität‹ im Gegensatz dazu erzählerisch als eine realitätsbasierte Perspektivierung von Zukunft aktualisiert, die in Abhängigkeit vom wirtschaftlichen Potenzial und unter dem Eindruck des Bedürfnisses nach einer befriedigenden sozialen Identitätsgenese formuliert wird. Jasper und Henry entwerfen hier ihre Vorstellung von Zukunft rückgebunden an ihre ökonomische Verfasstheit: Jasper imaginiert sich eine sozial-emotional (un-)befriedigende Zukunft in Korrespondenz zu seiner beruflichen Karriere bzw. Nichtkarriere als Banker einer weltweit agierenden US-amerikanischen Investmentbank. Der millionenschwere Schriftsteller Henry sieht sich im Nachgang der Aufgabe seines Berufs in der Londoner Nachbarschaft seines Bekannten Elton John leben und mit diesem zusammen für Charity-Projekte tätig sein; sich zeitweilig im Zuge des Bankrotts seiner Hausbank finanziell ruiniert glaubend, entwirft er sich demgegenüber als im Haus seiner deutschen Übersetzerin Meike in der gesellschaftlichen Abgeschlossenheit Obdach findend. Im Rahmen dieser realitätsbasierten Perspektivierung einer etwaigen Nach-Krise-Zukunft wird die Lösung der gegenwärtig erlebten existenz- und identitätsbetreffenden Krise imaginativ in die Zukunft transferiert, wobei diese mit konkret-ziel führenden Handlungsvorstellungen angereichert wird.

Gemeinsam ist den unterschiedlichen inhaltlichen Ausgestaltungen von ›Reflexive Ambiguität‹ als illusionistischer oder realitätsbasierter Entwurf einer möglichen Nach-Krise-Zukunft, dass hier prominent auf die jeweilige ökonomische Verfasstheit als bestimmendes identitätsgeneratives Momentum rekuriert wird.

Das Erzählen von ›Krise‹ als Phase der Transformation- und Transition gewinnt in den untersuchten Romanen anhand von ›Reflexive Ambiguität‹ als narratologischer Analyseparameter als temporaler Möglichkeitsraum existenz- und identitätsfigurativer Interpretation und Konstruktion Gestalt. Dabei tritt gleichfalls die grundlegende Verquickung von ›Wirtschaft‹ und ›Identität‹ auf subjektiv-figuraler Ebene zutage, die sich als gesellschaftlich-systemimmanent anfällig für Krise offenbart.



## 10 ›Identitätsfragilität‹ als narratologischer Parameter von Krise

---

»Im Schlafzimmer rutschte ich aus und stürzte auf den Parkettboden. Ohne dass ich es hätte kontrollieren können, schüttelte sich jetzt mein Körper vor Schluchzen, das mir aus meinem eigenen Mund immer besonders fremd vorkommt. [...] Ich schreckte von der Matratze hoch und die Erinnerungen, die ich all die Wochen erfolgreich unterdrückt hatte, kehrten wieder.« (J 65f.)

Die zeitweilige Entbehrung zentraler existenz- und identitätsgenerierender Seinsaspekte sowie eine Neuauslotung derselben und damit das Erzählen einer krisengeschuldeten Identitätsbrüchigkeit, in dem sich ökonomische und subjektiv-personale Frakturen miteinander verquicken, ist in den untersuchten Romanen der Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur in unterschiedlicher Weise anhand der Figuren aktualisiert. Auf die narrative Nutzbarmachung von ›Identitätsfragilität‹ als Merkmal eines Erzählens von Krise wird demgemäß im Folgenden das Augenmerk gerichtet.

### 10.1 Kristof Magnusson *Das war ich nicht* (2010)

In Magnussons Roman *Das war ich nicht* wird ›Identitätsfragilität‹ als erzählerisches Kennzeichen von Krise anhand der drei Hauptfiguren – des Aktientraders Jasper, der Übersetzerin Meike und des Bestsellerautors Henry – realisiert und durch die Nutzbarmachung mehrerer Motive entfaltet, die die zeitweilige Absenz existenz- und identitätsformulierender Parameter sowie eine selbstkonzeptionelle Neujustierung fassbar werden lassen.

Anhand der Figur Jasper verdeutlicht sich ›Identitätsfragilität‹ zuvorderst als Diskrepanz zwischen seinem imaginierten beruflichen Identitätsideal und seinem Scheitern an dessen Realisierung. Sich als anvisierten Selbstentwurf das stereotype Bild eines Top-Bankers vorlegend, versucht er, diesem durch die Ausbildung diesbezüglich vermeintlich charakteristischer Verhaltensweisen zu entsprechen.<sup>1</sup> So hat

---

1 Vgl. Lüdeker: *Spekulant*, S. 202.

sich Jasper dezidiert einen »Look« zu eigen gemacht, mit dem er sein »konstruierte[s] Idealbild des Investmentbankers«<sup>2</sup> optisch aktualisiert wissen möchte:

Im Fahrstuhl [= der Bank, K.T.] war ich allein. Wie immer um diese Zeit. Ich betrachtete mich in der verspiegelten Seitenwand der Kabine. Haargel hatte ich immer dabei, da meine Locken erst auf der U-Bahnfahrt hierher richtig trockneten und dabei oft in Unordnung gerieten. Heute war alles okay. Ich öffnete meinen Mantel und überprüfte, ob die beiden obersten Hemdknöpfe offen waren, denn das war mein Look. »Ich will Erfolg«, sagte ich meinem Spiegelbild, ganz automatisch, wie immer. (D 47)

Es zählt zu Jaspers alltäglicher Routine, sein Aussehen »in der verspiegelten Seitenwand« des Lifts zu »überprüf[en]«. Seine geöffneten »obersten Hemdknöpfe« dienen ihm ebenso wie sein gestyltes Haar als essenzielles visuelles Zeichen seiner Selbstinterpretation als »erfolgreiche[r] Banker« (D 97), dementsprechend hat er auch stets »Haargel« zur Hand, um seine »Locken« gegebenenfalls noch einmal nachfrisieren zu können. Jasper zielt darauf ab, sich auf diese Weise äußerlich als aufstrebender, karrierebewusster Börsenhändler in Szene zu setzen und zugleich den Eindruck von lässiger Souveränität zu vermitteln.

Des Weiteren zeigt sich Jasper als ein Workaholic, der seine Erwerbsarbeit über sämtliche andere Bedürfnisse priorisiert. Er betreibt eine ökonomische Selbstrationalisierung im Bestreben, sein berufliches Identitätsideal realisieren zu können. Als Jasper zum Beispiel nach einer IT-Fortbildung noch mit seinen Kollegen in einer Kneipe zusammensitzt, beteiligt er sich nicht an deren Unterhaltung über »Handys, Heimkinos [...] Sportwagen [...] und Frauen« (D 7f.), da er »an nichts anderes denken als an *Equinox*« (D 8) – das heißt: an das Software-Programm, das tagsüber Schulungsgegenstand gewesen ist – und er »wäre am liebsten jetzt schon im Händlersaal [...] und hätte [s]ein Wissen angewendet« (D 8). Ferner meldet er sich »freiwillig für die[] Nachtschicht« im Händlersaal; sein Arbeitstag fängt dementsprechend an, »wenn alle anderen noch schliefen, der Handel in Europa aber bereits lief« (D 46). Auch hat er »in den knapp zwei Jahren« als Börsenhändler am Chicagoer Hauptsitz der Investmentbank Rutherford & Gold »nicht ein einziges Mal Urlaub genommen«, weil »auf der Arbeit die Zeit so schnell verging« und ihn zu Hause »eben nicht[s]« (D 7) erwartet. Jaspers Bemühen um eine genuin wirtschaftliche Identitätsformulierung als erfolgreicher Banker demaskiert sich schließlich als defizitär; »er [fühlt] sich einsam«. <sup>3</sup> »Identitätsfragilität« wird damit als dem priorisierten ökonomischen Formulierungsstreben seines Selbstentwurfs zugrundeliegende soziale Einsamkeit

2 Ebd.

3 Tabassi: Motiv der Finanzkrise, S. 515.

kenntlich; auch Tabassi attestiert Jasper in diesem Sinne »eine[] akute[] Lebenskrise«,<sup>4</sup> die sich als ein Mangel an zwischenmenschlich-persönlichen Beziehungen ausformuliert:

Ich hatte 93 Facebook-Freunde. Die, die ich davon persönlich kannte, hatte ich zum größten Teil seit Jahren nicht mehr gesehen. [...] In meinem ersten Jahr hatten mich sogar zwei Freunde in Chicago besucht, Oliver und Max. Doch irgendwann war der Kontakt über eine solche Entfernung abgebrochen, das war ganz normal, und um neue Freunde kennenzulernen, fehlte mir die Zeit.

Nur vier meiner Kollegen von Rutherford & Gold hatten mich als Freund gespeichert. Der Einzige, der online war, war Jeff, unser schüchternen Trainee.

*Jeff, Lust, heute Abend ein paar Biere zu kippen?*, schrieb ich.

Las es noch mal durch. Ersetzte *kippen* durch *trinken* und schickte die Nachricht ab. Wartete eine halbe Stunde. Keine Antwort. (D 35)

Jasper verfügt in Chicago über keine sozialen Kontakte außerhalb seines beruflichen Aktionsradius. Zudem hat er die Verbindung zu seinem Freundeskreis in Deutschland verloren, was er sich rationalisierend mit der geografischen »Entfernung« erklärt. Gleichfalls scheitert sein Versuch, sich über Facebook mit seinem Kollegen Jeff spontan für einen abendlichen Kneipenbesuch zu verabreden: Er erhält »[k]eine Antwort«, obwohl dieser zeitgleich »online« ist; seine Anfrage wird ignoriert.

›Identitätsfragilität‹, motivisch aktualisiert als soziale Einsamkeit, gewinnt überdies anhand Jaspers Außenseiterposition an seinem Arbeitsplatz an Kontur. Er steht »als Junior Trader [...] weit unten in der Hierarchie« (D 7), auch »begrüß[en]« seine Kolleg:innen »Suzanne und Nathan [...] [ihn] nie« (D 52) und hat ihm sein Kollege Chris Neely mit »St.-Pauli-Girl [...] einen Spitznamen [ge]geben, der überhaupt nicht zu mir passte« und »nur noch mehr [bewies], wie überlegen er mir war« (D 53): Jaspers berufliches Identitätsfigurationsbemühen als Banker erfährt dementsprechend keine äußere Anerkennung. Fernerhin wird etwa »an die Wand hinter dem Wasserspender, an die die Kollegen manchmal lustige Dinge hängten« (D 80), ein Zeitungsfoto von ihm geheftet, auf dem er »dumm in die Gegend [glotzt], [...] [d]och mit dem abschmierenden [Börsen-]Chart dahinter sah es so aus, als sei ich am Boden zerstört. [...] Von Hand hatte jemand daruntergeschrieben: *Sogar ein guter Tag ist für mich ein schlechter Tag*«: als Jasper das Bild entdeckt, schmerzt ihm unvermittelt sein »Magen [...] [a]ls wäre jemand draufgetreten wie auf eine Getränkedose« (D 81). In seinem beruflichen Umfeld mangelt es ihm somit an sozialem Anschluss; stattdessen wird er hier aufgrund seiner fehlgehenden Selbstdarstellung gepaart mit seinem übersteigerten Arbeitsethos verlacht.

---

4 Ebd.

Einhergehend mit Jaspers Identitätsimagination ›Top-Banker‹ sowie seinem Kranken an deren Realisierung, zeigt sich ›Identitätsfragilität‹ auch handlungskonkret in seinem Abgleiten in illegale Aktiengeschäfte realisiert, wodurch schließlich der Zusammenbruch der Investmentbank Rutherford & Gold initiiert wird (vgl. D 247). Will er sich ursprünglich die plötzliche Entlassung seines Kollegen Chris (vgl. D 78) als »Riesenchance« (D 78) zum eigenen »Karrieresprung« (D 79) nutzbar machen und dient ihm die Übernahme der Verluste seines Kollegen Jeff in sein eigenes Konto anfangs dazu, sich als versierter Banker zu profilieren (vgl. D 83f.), sieht er sich rasch tief in ein unautorisiertes Aktienhandeln mit Geldbeträgen in Millionenhöhe verstrickt.<sup>5</sup> Im Versuch auf diese Weise sein imaginiertes Identitätsideal ›Top-Banker‹ zu realisieren – »Ich bin [...] ziemlich geschickt. [...] So muss man drauf sein, um Profit zu machen. Millionen riskieren.« (D 125) –, demaskiert sich Jasper sein erstrebter Identitätsentwurf allerdings letztlich als nicht aktualisierbar. Zwar vermag er es zunächst geschickt, durch findige Täuschungsmanöver seine Aktivitäten zu verschleiern – etwa gelingt es ihm durch Umgehen der bankinternen Kontrollmechanismen, ein fingiertes Kundenkonto einzurichten, um so seinen, der Bank bescherten exorbitanten finanziellen Verlust zu vertuschen (vgl. D 148f.) –, doch schließlich findet er sich gezwungen, sich »nach Deutschland ab[zusetzen]«:<sup>6</sup> Rutherford & Gold ist aufgrund seiner Aktienspekulation bezüglich der Hypothekenbank HomeStar pleite (vgl. D 248). Jaspers »Wunsch nach Anerkennung«<sup>7</sup> im beruflichen Kontext zeigt sich als nicht realisierbar; durch sein zockerartiges Handeln bankrottiert er sich selbst seine Identitätskonzeption ›Aktientrader‹.

Im Zusammenhang mit Jaspers performter Workaholic-Mentalität und seinem Abdriften in illegale Aktiengeschäfte wird das Krisenkennzeichen ›Identitätsfragilität‹ erzählerisch auch als Ausbildung von pathologischen Verhaltenszügen entfaltet. So zeichnet sich Jasper zum einen dadurch aus, dass er das Essen als Mittel der Stresskompensation an seinem Arbeitsplatz einsetzt: Sich, nachdem er »um 3:43 [durch] die Speed-Gates« (D 78) gegangen ist, an seinem Schreibtisch setzend, isst er als Erstes frühmorgens »ein Snickers. Dann begann die Arbeit« (D 78) und »[a]ls das Telefon für kurze Zeit nicht klingelte, aß ich ein zweites Snickers« (D 83); anderntags wird ihm von all den nebenbei gegessenen »Snickers«, von denen er eine Großpackung in seiner Schreibtischschublade aufbewahrt (vgl. D 208), »schlecht« (D 111). Überhaupt ist Jasper ein ungesundes Essverhalten eigen, das sich namentlich durch ein achtloses Konsumieren von Fast-Food-Produkten auszeichnet: Als er einmal spätabends in seiner Wohnung vom » Hunger auf[]wacht«, isst er »Röstzwiebeln und saure Gurken«, denn »[e]twas anderes war nicht da«, und ordert sich

5 Vgl. zu Jaspers illegalen Spekulationsgeschäften als motivisches Signum von Krise auch das Kapitel 7.1: Kristof Magnusson *Das war ich nicht* (2010).

6 Lüdeker: *Spekulant*, S. 203.

7 Ebd., S. 205.

»[w]ährenddessen [...] eine Pizza, die ich in der Küche in mich reinstopfte« (D 144) oder er kauft sich auf dem Weg zur Arbeit »ein paar Cheeseburger und einen Literbecher Cola« (D 173).

Zum anderen formuliert sich ›Identitätsfragilität‹ in Gestalt einer Verhaltenspathologisierung anhand der Figur Jasper dahin gehend aus, dass er ungesteuert-körperliche nervöse Ticks entwickelt. Psychisch zunehmend belastet durch seine verbotenen Aktienspekulationen, die ihm »immer mehr außer Kontrolle«<sup>8</sup> geraten und infolgedessen gleichfalls einer wachsenden Verlustsumme ansichtig werdend (vgl. D 204), beginnt sich Jaspers dauerhafte Anspannung, in physischen Symptomen niederzuschlagen: Sein »rechtes Augenlid« (D 181) fängt an zu zucken, was – wie ihm der Blick ins Spiegelglas des »Fahrstuhl[s]« suggeriert – für andere »kaum« (D 144) zu erkennen ist. Diese Selbsteinschätzung seinerseits trägt jedoch: Tatsächlich wird von Henry, der in einem gegenüber von Jaspers Arbeitsplatz gelegenen Coffeeshop auf ihn wartet (vgl. D 180f.), seine prekäre psychische Verfasstheit sofort bemerkt:

Seine [= Jaspers, K.T.] schon immer gehetzten Bewegungen hatten etwas Panisches bekommen, als liefe er nicht eilig zum *Caribou* [= Name des Coffeeshops, K.T.] hin, sondern aus der Bank weg. Mitten auf der Straße sah er sich plötzlich um und rannte fast gegen ein Taxi, das in Richtung Monroe-Brücke im Verkehr feststeckte. Er betrat das Café, sah mich und blieb stehen, sein Oberkörper schwankte noch ein wenig weiter nach vorn, dann zurück. [...] Sein rechtes Augenlid zitterte, ab und zu berührte er es vorsichtig mit den Fingerspitzen der rechten Hand, als wollte er feststellen, wie sichtbar das Zucken war. (D 181)

Jasper zeigt sich nach außen hin in seinem Verhalten von »Pani[k]« gezeichnet; fahrig läuft er aus dem Bankgebäude auf die Straße hinaus und stößt hier beinahe mit einem Auto zusammen. »[D]as Café« betretend, bleibt er zunächst »schwank[end]« stehen und während er sich mit Henry, der ihn mit der Verwaltung seiner Finanzen beauftragen möchte (vgl. D 181), unterhält, fasst er sich wiederholt »vorsichtig« an »[s]ein rechtes Augenlid [...], als wollte er feststellen, wie sichtbar das Zucken war«. Auch »kaut[ ]« er im Verlauf ihres Gesprächs zeitweilig »am Nagel seines kleinen Fingers«, bis er »bemerkte [...], was er tat, und [...] auf[hört]« (D 182). Die sich dergestalt körperlich äußernde Angespanntheit Jaspers bringt damit insgesamt seine sukzessiv instabiler werdende berufliche Selbstkonzeption ›erfolgreicher Banker‹ zum Ausdruck.

Vor dem Hintergrund dieser sich dergestalt zersetzenden Identitätsfiguration Jaspers findet sich ›Identitätsfragilität‹ als narratologischer Parameter von Krise ebenfalls als selbstkonzeptionelle Neujustierung greifbar gemacht: motivisch prägnant anhand Jaspers Verlieben in Meike, die er zufällig in seinem Stammcafé

8 Tabassi: Motiv der Finanzkrise, S. 515.



Caribou kennenlernt (vgl. D 93f.), umgesetzt. Treffend hält Lüdeker zu diesem Nexus fest: »Jasper erkennt und reflektiert, dass es ihm nicht gelingt, dem von ihm konstruierten Idealbild des Investmentbankers zu gleichen, als er mit Meike in Kontakt kommt, in die er sich verliebt.«<sup>9</sup> Beispielsweise resümiert Jasper rückblickend auf ihre erste Begegnung: »Wie gern hätte ich mich so cool verhalten wie der erfolgreiche Banker, der ich bald sein werde. Aber welcher wirklich erfolgreiche Typ lässt sich schon in der Mittagspause seinen Kaffee klauen? Welcher erfolgreiche Typ macht überhaupt Mittagspause?« (D 97) Ausgelöst durch die Bekanntschaft mit Meike beginnt Jasper, seinen ökonomisch fundierten Identitätswurf zu hinterfragen. An ihrer Person macht er für sich die Chance fest, seine soziale Einsamkeit, die seiner Selbstfiguration über den beruflichen Identitätsmarker zugrunde liegt, überwinden zu können, denn sie gibt ihm »das Gefühl [...], dass alles gut würde« (D 110):

Ich nahm mein neues Telefon und schrieb: *Hallo Meike*. So fühlte es sich also an, ihren Namen in einer SMS zu schreiben. M-E-I-K-E. [...] Da ich nicht wusste, was ich sonst schreiben sollte, schickte ich ihr einfach einen Smiley.  
Keine Antwort. Meine Wohnung kam mir so leer vor wie noch nie. Warum interessierte Meike sich nicht für mich? [...] Sie musste merken, wie gut wir zueinander passten. Allein schon der lustige Zufall, durch den wir uns kennengelernt hatten. Zwei Deutsche in dieser großen Stadt. [...] Noch ein, zwei Jahre bei Rutherford & Gold, dann hatte ich sicher genug Geld verdient und könnte zu ihr ziehen. Hinter den Deich. [...] Mit Meike, auf dem Land, hätte ich die Chance, endlich so zu sein, wie ich wirklich war. Das zu machen, was ich schon immer machen wollte. Was auch immer das war. (D 127)

Ohne konkretes Anliegen versendet Jasper an Meike eine Textnachricht mit »eine[m] Smiley«, da er »nicht wusste, was ich sonst schreiben sollte«. Es ist sein Bedürfnis nach zwischenmenschlicher Nähe, das sich Bahn bricht und ihn in dieser geradezu kindlich-naiven Manier agieren lässt. So imaginiert er sich denn auch ein Zusammenleben mit Meike in deren Haus »[h]inter de[m] Deich« in Kontrast zu seiner jetzigen ökonomisch vereinzelter Existenz; seine »Wohnung« scheint ihm »so leer [...] wie noch nie« zu sein. Perspektivisch entwirft er dabei bereits das Ende seiner Tätigkeit »bei Rutherford & Gold«; habe er erst »genug Geld verdient«, könne er »zu ihr ziehen«. Sein identitätsfiguratives Ideal ›Top-Banker‹ verliert für ihn an Wirkungsmacht, womit gleichfalls seine karrieristische Orientierung an Wichtigkeit einbüßt. Stattdessen versucht Jasper, »auf eine beinahe kindliche Weise« – wie Lüdeker konstatiert – Meike »zu imponieren«:<sup>10</sup> Etwa steckt er ihr, da deren eigenes Handy in den USA nicht funktioniert (vgl. D 98), sein »BlackBerry in ihre Manteltasche, und

9 Lüdeker: *Spekulant*, S. 202f.

10 Ebd., S. 203.

bevor sie reagieren konnte, sagte ich Tschüss und verließ das Café« (D 99). Damit er ferner mit ihr beim nächsten Treffen »[ü]ber Dinge reden« kann, »die sie interessierten. Literatur. Henry LaMarck«, beginnt er, dessen Bestseller »*Unterm Ahorn*« (D 118) zu lesen, den er sich dann – überraschend mit Henry bekannt geworden – von diesem signieren lässt (vgl. D 136f.), um die Ausgabe Meike schenken zu können (vgl. D 150). Allmählich löst sich Jasper auf diese Weise von seiner Fokussierung auf eine berufliche Identitätsformulierung und bildet im Gegenzug mit seinem aktiven Werben um Meike eine neue Facette in seinem Selbstentwurf aus; seine ökonomische Selbstrationalisierung wird von einem emotionsgeleiteten Agieren abgelöst. ›Identitätsfragilität‹ wird dementsprechend über die Figur Jasper sowohl als brüchig werdende – wirtschaftlich fundierte – Selbstkonzeption wie auch als identitätsgenerative Neuauslotung erzählt.

Mittels der Figur Meike tritt ›Identitätsfragilität‹ als narratives Krisensignum ebenfalls zutage, das sich hier primär als Fremdheitsgefühl in der realisierten sozialen Identitätskonzeption und im Zuge dessen als Aufgabe derselben ausformuliert. So vermag sie es nicht mehr, sich mit ihrem Leben im Hamburger Boho-Milieu zu identifizieren, dessen zunehmende Verbürgerlichung sie für sich selbst als unstimmig erlebt:

Meine Freunde hatten beruflich und privat ihren Platz gefunden, an einem ordentlich gedeckten Esstisch mit aus dem Abruzzen-Urlaub mitgebrachten Bio-Linsen, Wein-Kenner-Attitüde und Schokolade, die man nicht kauen durfte. Sie hatten mir mit ihren gelingenden Biographien vor der Nase herumgelebt und ganz selbstverständlich so getan, als sei ich eine von ihnen; dabei war ich einfach nur dabei. (D 67)

Meike erfährt sich nicht mehr in die Belange und Themen ihres Freundeskreises inkludiert, sondern reflektiert sich als »einfach nur dabei«. Von einer Freundin als »literaturverrückt« bezeichnet«, womit diese, Meikes Lesart nach, letztlich nur »verrückt« (D 67) gemeint habe, destabilisiert sich ihr durch das soziale Umfeld, in dem sie sich bewegt, der eigene Selbstentwurf. Sie erlebt ihre Identitätskonzeption, die sich in erster Linie aus ihrer Arbeit als Übersetzerin speist (vgl. D 40), im Vergleich mit den »gelingenden Biographien« ihrer Freund:innen, die »beruflich und privat ihren Platz gefunden« haben, als inadäquat geworden. Meikes Gefühl einer identitätsgenerativen sozialen Entfremdung umfasst ebenfalls ihre Beziehung zu Arthur, ihrem langjährigen Freund:

Auch Arthur und ich hatten etwas, das wir gern gemeinsam taten: Wir rauchten. Dann war am ersten Januar [...] das Nichtrauchergesetz in Kraft getreten. [...] So radikal konnten sich Dinge also ändern, dachte ich, als ich rauchend vor der Tür des *Schneeweiß* [= Restaurant, K.T.] stand, an diesem ersten Januar, an dem noch

der Qualm der Silvesternacht hing. Durch das Fenster sah ich Arthur, der sich mit Gösta [= ein Freund, K.T.] unterhielt und Zimtkaugummi kaute. An diesem Morgen hatte er das Rauchen aufgegeben. Wir hatten uns weiterhin nichts zu sagen, und ohne die gemeinsamen Zigaretten war aus dem Zusammen-schweigend-Rauchen ein Sich-Anschweigen geworden. Da war mir klar geworden, dass ich nicht mehr hinein wollte, in dieses Restaurant, in dieses Leben. Ich war draußen. (D 41f.)

Abgesehen vom »Zusammen-schweigend-Rauchen« zeichnet sich die Beziehung von Meike und Arthur durch keine gemeinsamen Aktivitäten aus. Ihrem Zusammensein wohnt kein wechselseitiges Interesse mehr inne; sie haben sich nichts zu sagen, was sich – nachdem Arthur »das Rauchen aufgegeben« hat – offenkundig als »ein Sich-Anschweigen« ausdrückt. Meike erkennt ihren realisierten Selbstentwurf dementsprechend insgesamt in seiner sozialen Verankerung aufgrund der Verhaltensveränderungen ihrer Freund:innen als nicht mehr ihren Bedürfnissen gemäß sowie dergestalt als defizitär geworden: »Da war mir klar geworden, dass ich nicht mehr hinein wollte, [...] in dieses Leben.« Sie kauft sich heimlich ein allein stehendes Haus im nordfriesischen Niemandsland und bricht radikal mit ihrem Hamburger Lebensentwurf (vgl. D 23f.).<sup>11</sup>

Anhand des Hauses gewinnt ›Identitätsfragilität‹ darüber hinaus symbolisch Gestalt. Zum einen nimmt sich Meike eine regelrechte Baustelle zum Wohnsitz, da sich »der Vorbesitzer« an »dilettantische[r] Hobbyheimwerkerei« versucht habe und ihr neben einer »selbst eingebaut[en] [...] Heizung, die aus irgendeinem Grund nie funktioniert hatte, drei neue eingebaute Isolierfenster mit Löchern in den Fugen und ein zu drei Vierteln mit Schwammwischtechnik ockerfarben bemaltes Wohnzimmer zurück[gelassen]« (D 14f.) hat. Zum anderen kann Meike sich den Kauf des Hauses, das sie »[e]igentlich [...] nur [habe] mieten« wollen, ausschließlich mittels Kredit leisten: Sie übernimmt vom »Vorbesitzer [...] [die] Hypothek bei der Hypothekenbank *HomeStar*«, »eine[r] moderne[n] Bank aus England«, die »kaum Anforderungen an die Bonität ihrer Kunden stelle« (D 42).<sup>12</sup> Im unfertigen Zustand des Hauses sowie anhand dessen unsicherer Finanzierung spiegelt sich Meikes eigene prekäre – wirtschaftliche und personale – identitätsfigurative Verfasstheit wider; ›Krise‹ wird auf diese Weise plakativ konkretisiert in der äußeren Wohnsituation der Figur greifbar gemacht.

Verbunden mit dieser Verhandlung von ›Identitätsfragilität‹ als (Selbst-)Entfremdungserleben in Bezug auf das etablierte personale Umfeld Meikes, formuliert

11 Vgl. zu Meikes radikalen Abkehr von ihrem Hamburger Lebenskontext ausführlicher das Kapitel 7.1: Kristof Magnusson *Das war ich nicht* (2010).

12 Es ist dann – wie schon dargelegt – Jaspers Börsenspekulation mit ebendiesen Aktien der Hypothekenbank *HomeStar*, die »zur Zahlungsunfähigkeit von Rutherford & Gold« (D 248) führt, wodurch in *Das war ich nicht* die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 als fiktive Krise aktualisiert wird.

sich jener Parameter von Krise erzählerisch ferner als Erfahrung von Vereinzelung aus. Meike zieht ausdrücklich in die sozial-topografische Abgeschiedenheit »auf das Land, allein« (D 42), wo »[n]iemand [ist], der etwas von mir wollte. Auf mich einredete, mit mir redete« (D 222); auch titulierte sie sich selbst als »Einsiedlerin« (D 67): Ihre selbst gewählte Isolation pointiert insofern ihre fundamentale identitätsgenerative Destabilisierung. Sie entäußert sich räumlich ihrer sozialen Identitätsmarker als Freundin Arthurs und als Teil ihrer gemeinsamen ›Pärchen-Clique‹ (vgl. D 23), denn anhand dieser ehemals gültigen Verortung kann sie sich selbstkonzeptionell nicht mehr befriedigend entwerfen: »[I]ch [...] [hatte] das Gefühl, dass ich von diesen Menschen [= ihren Hamburger Freund:innen, K.T.] nicht einfach nur genervt war. Ich hatte Heimweh [...] nach einem Ort, von dem ich nicht wusste, wo er war.« (D 22) Das Erleben dieser sozialen Entfremdung nicht mehr ertragend, entscheidet sich Meike mit dem Kauf des Hauses dementsprechend auch für einen topografischen Rückzug aus der Gesellschaft, dank dessen sie sich der Einbettung in intensivere persönlich-zwischenmenschliche Kontexte größtenteils entziehen kann. Losgelöst von ihrem sozialen Beziehungsgeflecht zielt sie jetzt darauf ab, ihren Selbstentwurf einzig ökonomisch-interessensgeleitet, nämlich auf Grundlage ihrer Arbeit als Übersetzerin von Henry, des US-amerikanischen Bestsellerautors, zu entwickeln: »[I]ch [hatte] mir alles so schön vorgestellt, mein Leben mit Henry LaMarcks Lebenswerk, das gleichzeitig mein Lebenswerk war.« (D 67) Als Ausdruck von Meikes Einsamkeit findet sich somit ihre Fokussierung auf ihre berufliche Tätigkeit lesbar gemacht. Sie imaginiert sich die Übersetzung von Henrys neuem Romanmanuskript als sinnstiftende und selbst erfüllende Tätigkeit, die ihr zugleich die Möglichkeit zur Ausblendung ihrer identitätsfigurativen Verwerfungen – namentlich ihrer sozialen Einsamkeit – offeriert und auf diese Weise für sie regelrecht zu einem Zufluchtsort gerät: »Dann werde ich den ganzen Tag mit Henry LaMarck verbringen, nach zehn, zwölf, vierzehn Stunden in der perfekten Welt seiner Sprache einschlafen und eben dort wieder aufwachen.« (D 62) Eine »Neigung [...] zur Einsamkeit«, die ihre »eigentliche Krise, in der sie sich befindet« plakativ anzeige, attestiert auch Tabassi der Figur Meike – dass er ihr diesbezüglich zusätzlich eine »Angst vor Männern und vor anderen Mitmenschen«<sup>13</sup> bescheinigt, greift meiner Ansicht nach aber zum einen interpretatorisch fehl und aktualisiert zum anderen ein obsoletes Genderstereotyp: Ersteres, weil Meikes Bruch mit ihren etablierten privat-sozialen Beziehungen schlichtweg – wie oben an Textbeispielen dargelegt – ihrer Erkenntnis der eigenen identitätskonzeptionellen Deplatziertheit geschuldet ist. Zweiteres, da Tabassi hiermit implizit die Vorstellung aufruft, dass Meikes sozialer Rückzug als pathologisch, das heißt laut ihm als angstbedingt, zu

---

13 Tabassi: Motiv der Finanzkrise, S. 517f.

bewerten ist, weil sie, als Frau, aktiv ihre Partnerschaft beendet und sich radikal von ihrem Freundeskreis abkehrt; ergo nicht genderstereotyp passiv agiert.<sup>14</sup>

›Identitätsfragilität‹ formuliert sich erzählerisch als Charakteristikum von Krise zudem als grundlegende Infragestellung von Meikes ökonomischer Existenzkoordinate – ihrer Arbeit als Übersetzerin – aus. Kaum angekommen in ihrer neuen Bleibe in der topografischen Abgeschiedenheit Nordfrieslands, erfährt sie, dass der Verlag von Henry kein Manuskript erhalten hat, infolgedessen ihr somit diesbezüglich auch kein Übersetzungsauftrag erteilt werden kann (vgl. D 63f.). Da sie aufgrund des Hauskaufes ebenfalls über keine finanziellen Rücklagen mehr verfügt (vgl. D 42), sieht sich Meike dementsprechend unversehens »in eine[] private[] Finanzkrise«<sup>15</sup> geraten, die zugleich ihren beruflichen, selbstkonzeptionell zentralen Identitätsparameter zu bankrottieren droht: Die plötzliche Absage des eingeplanten Auftrags heißt für sie nicht nur ein finanzielles Desaster, sondern bedeutet ihr ebenso die Einbuße der Grundlage ihrer Selbstbildfiguration (vgl. D 193).<sup>16</sup> Ihr Entschluss, nach Chicago zu fliegen, um dort Henry zu suchen, in der Hoffnung von ihm sein Romanmanuskript zu erhalten, das für sie von existenzieller und identitätsgenerativer Bedeutung ist, lässt sich insofern als Versuch einer identitätskonzeptionellen (Re-)Stabilisierung ihrerseits lesen: »Wenn Weggehen nicht funktioniert hatte, wird hoffentlich etwas anderes funktionieren: Weiter weg gehen. Nach Chicago.« (D 69)

Darüber hinaus gewinnt das Krisensignum ›Identitätsfragilität‹ anhand der Figur Meike als eine Extremisierung des Verhaltens Gestalt. In Chicago in einer »Klosterpension« (D 168) untergekommen, »die nicht so billig war, wie man meinen mochte« (D 87), »[]prellt« sie etwa »die Ursulinernonnen [...] um einige Nächte Übernachtungskosten« (D 224) und bricht, zurückgekehrt nach Deutschland, in ihre alte Wohnung im Hamburger Schanzenviertel ein:

[Ich] fand bald darauf einen Parkplatz in der Juliusstraße und stand wenig später vor meiner Wohnung.

Bei uns brannte kein Licht. Arthur war um diese Zeit immer in seinem Atelier. Ich öffnete die Wohnungstür, [...] schloss vorsichtig mein altes Leben auf und betrat unsere helle, warme Wohnung, wie es für mich jahrelang ganz normal gewesen war.

Noch bevor ich Licht gemacht hatte, merkte ich, dass alles anders war. [...] Ich betrat Arthurs Zimmer. Spielzeug. [...]

Dann sah ich, dass Arthurs Schreibtisch, seine Regale, sein Stuhl, sein geliebtes altes Sofa verschwunden waren. [...] Auch er musste ausgezogen sein, kurz nach

14 Des Weiteren mutet Tabassis These von Meikes ›Angst vor Männern‹ auch deshalb nicht als inhaltsbasiert an, da sie und Arthur zehn Jahre lang ein Paar gewesen sind (vgl. D 17).

15 Tabassi: Motiv der Finanzkrise, S. 516.

16 Vgl. zu diesem Konnex auch das Kapitel 7.1: Kristof Magnusson *Das war ich nicht* (2010).

mir, und hatte [...] sofort einen Nachmieter gefunden. [...]

Was tat ich hier eigentlich? Leute mit Kindern blieben nie lange weg. Sie konnten jeden Moment wiederkommen. Am Kühlschrank ein gelber Klebezettel, auf den jemand ein Herz gemalt und darunter mit Grün geschrieben hatte: *Wir beiden*. [...] Ich steckte die Zigaretten ein und nahm einen der Äpfel, auf denen ein Bio-Aufkleber klebte. [...] So konnte das Leben sein, wenn man nicht so war wie ich.

Ich schloss die Wohnung zwei Mal zu, dann ein Mal wieder auf. Als ich die Treppe hinunterstieg, dachte ich daran, was für eine kriminelle Karriere ich in den letzten Tagen begonnen hatte. Ich hatte [...] Hausfriedensbruch begangen. Wenn man es mit den vier Weinflaschen ganz genau nahm, die ich auch noch aus der Küche mitgenommen hatte, war es sogar Einbruchdiebstahl. (D 222–224)

Indem Meike in die Wohnung zurückgekehrt, in der sie lange mit Arthur zusammengelebt hat und die demgemäß für sie ihren alten Lebensentwurf symbolisiert, wird sie sich der Finalität ihrer Entscheidung, sich identitätsfigurativ radikal zu verändern, bewusst: Sieht sie sich doch mit der Tatsache konfrontiert, dass ihr Ex-Freund Arthur ebenfalls »ausgezogen« ist und sein Leben damit – zumindest hinsichtlich seiner Wohnsituation – neu justiert hat: Stattdessen steht sie nunmehr – geradezu als voyeuristische Besucherin – im heimeligen Zuhause einer ihr fremden Kleinfamilie, was sie unversehens als positive Möglichkeit der Lebensgestaltung anerkennt, »wenn man nicht so war wie ich«. Die Wohnung wieder verlassend, hat Meike sich eine Schachtel »Zigaretten und [...] einen der Äpfel« aus der Küche eingesteckt sowie »vier Weinflaschen« mitgenommen: Obschon sie sich darob selbst eine »kriminelle« Energie attestiert, sind ihr diese Dinge nichtsdestotrotz eine Art Gutschrift dafür, dass sie ihr eigenes Leben auf diese traditionell-bürgerliche Weise nicht zu konzeptualisieren vermag. ›Identitätsfragilität‹ formuliert sich demgemäß über die Figur Meike als ein sozial-personales Destabilisierungserleben gepaart mit einer fundamentalen Infragestellung der wirtschaftlichen Existenzkoordinate aus, das habituell ein normabweichendes Verhalten zeitigt und von einem subjektiven Erfahren sozialer Entfremdung gekennzeichnet ist.

Auch über die Figur Henry wird ›Identitätsfragilität‹ als narratologischer Parameter von Krise fassbar gemacht, der hier namentlich prominent als ein Erodieren des beruflichen Identitätsmarkers aktualisiert ist. An einer Schreibblockade leidend (vgl. D 26), kann Henry seinen, auf seiner Profession als – ökonomisch erfolgreicher und öffentlich bekannter – Schriftsteller beruhenden Selbstentwurf nicht mehr realisieren; seine Identitätskonzeption zeigt sich damit als tief greifend erschüttert. Von seinem medial wirksam in einer britischen Fernsehtalkshow angekündigten »Jahrhundertroman« (D 26) über den Terroranschlag auf das New Yorker World Trade Center (vgl. D 159) hat er »keine Zeile, nicht mal ein Wort« (D 195) geschrieben, worüber sein Verlag allerdings von ihm nicht in Kenntnis gesetzt worden ist; dementsprechend dort mit der baldigen Abgabe seines Manuskripts gerechnet wird

(vgl. D 26f.). Unter den (Selbst-)Druck gesetzt, einen epochalen Roman vorlegen zu müssen, an dem er vermeintlich schon »seit dem 12. September 2001 [...] arbeiten würde« (D 26), gerät Henry seine berufliche Profilierung als Bestsellerautor außer Kraft: Er verliert sich in den Recherchen zum 11. September 2001 (vgl. D 159) und sieht sich durch den »Korrektur-Brief« von Meike, seiner deutschen Übersetzerin, in dem sie ihm auf »[f]ünf Seiten« seine »Fehler[]« auflistet, was er »gerne als Frechheit abgetan [hätte], doch sie hatte in fast allen Fällen recht«, unmittelbar mit der potenziellen Unvollkommenheit seiner Arbeit konfrontiert: »[E]inen neuen Roman zu schreiben, hätte bedeutet, neue Fehler zu machen.« (D 159) Henry verliert folglich seine Handlungsfähigkeit in Bezug auf die Ausübung seines Berufs als Schriftsteller; er kann seinen auf diese Weise fundierten Selbstentwurf weder für sich mit Tätigkeit unterfüttern noch weiterhin nach außen hin authentisch kommunizieren.<sup>17</sup> Dies bricht sich schließlich ebenfalls in seinem äußeren Erscheinungsbild Bahn. So konstatiert Meike, die sein Hotel ausfindig macht (vgl. D 190) und plötzlich unangekündigt vor seiner Zimmertür steht, zu seinem aktuellen Aussehen: »Henry stand mir gegenüber, unrasiert und mit nichts bekleidet als einem Bademantel und einer gespiegelten Sonnenbrille. Er sah grässlich aus. [...] Er sollte da nicht rumstehen [...] und das perfekte Star-in-der-Krise-Bild [...] abgeben.« (D 191) »Identitätsfragilität« als narratives Krisencharakteristikum findet sich an dieser Stelle damit auch motivisch plakativ durch die Aufrufung des – im Text selbst dezidiert so bezeichneten – stereotypen »Star-in-der-Krise-Bild« anhand der Figur Henry bzw. qua dessen Außenwahrnehmung durch die Figur Meike realisiert.

»Identitätsfragilität« zeigt sich fernerhin als wirtschaftlich von außen erzwungene Wahrnehmungs- und Aktionsveränderung aktualisiert. Im Zuge des – durch Jasper verursachten – Bankrotts seiner Hausbank Rutherford & Gold wähnt Henry nämlich »sein gesamtes Geld verloren« (D 239). Unversehens mit der vermeintlichen Tatsache konfrontiert, bis auf ein »paar grün bedruckte[] Scheine« (D 240) in seinem Portemonnaie über keine finanziellen Mittel mehr zu verfügen, wird ihm die identitätsgenerative Bedeutung des Besitzes von (Geld-)Vermögen bewusst. Seine »Millionen« auf dem Konto haben ihn »immer dran erinnert[], wie viele Leute meine Romane gekauft hatten« (D 244), und ihm dergestalt seinen ökonomischen Erfolg als Romanautor konkret beziffert vor Augen geführt. Zudem erkennt Henry nunmehr das selbstverständliche Verfügen über Geld als Grundlage seines bisherigen Agierens in der Welt:

Ich ging in Richtung Hotel, dachte an den Vorhang, den ich heruntergerissen hatte, kehrte um, ging Richtung Walnut Room [= Henrys Stammcafé, K.T.], dann blieb ich stehen. Ich hatte in dieser Stadt schon lange nichts mehr getan, was kein Geld

17 Vgl. zu Henrys Verlust seiner beruflich fundierten Identitätskonzeption als Bestsellerautor auch das Kapitel 7.1: Kristof Magnusson *Das war ich nicht* (2010).

gekostet hatte. [...] Ich stieg in ein Taxi, sah dann noch mal in meine Brieftasche, kostete an der nächsten Ecke wieder aus und nahm die U-Bahn [...]. (D 240)

Henry verliert mit seinem finanziellen Status ›Millionär‹ zugleich seine vertraute, Geld basierte Handlungsfähigkeit: Die Rückkehr ins »Hotel« ist ihm unmöglich geworden ebenso der Besuch seines Stammcafés und auch die gewohnte Fahrt mit dem »Taxi« kann er sich nicht mehr leisten; stattdessen in der »U-Bahn« sitzend, kommt ihm Chicago, seine Heimatstadt, die er bislang »nur mit Geld« gekannt hatte, »zum ersten Mal fremd vor« (D 244). Finanzielle Liquidität zeigt sich hier folglich als identitätskonstitutives Momentum, dessen Einbuße sich unmittelbar verhaltens- und perspektivverändernd auswirkt und insofern personale Identitätsbildung als ökonomisch fundierten Möglichkeitsraum offenlegt.

Im Zuge des Zerberstens seiner wirtschaftlich-personalen Identitätskoordinate ›Schriftsteller‹, die Henry bislang eine erfolgreiche gesellschaftliche Verortung ermöglichte (vgl. D 25), kristallisiert sich ›Identitätsfragilität‹ fernerhin als soziale Einsamkeit heraus. Mag er sich auch auf seine öffentliche Prominenz berufen können, etwa ist er »[b]ei der CNN [...] auf der Liste der Prominenten, für die es einen vorproduzierten Nachruf gab« (D 31), verfügt Henry außerhalb seines beruflichen Kontextes über keine engeren persönlichen Kontakte. Verbunden mit der Destabilisierung seines identitätsgenerativ zentralen Selbst- und Fremdkonzeptualisierung als erfolgreicher Schriftsteller wird er sich unversehens seiner privaten Beziehungslosigkeit gewahr: Als Henry die Überraschungsparty, die sein Verlag ihm ausgerichtet, fluchtartig verlässt, aus Angst, sein Scheitern an seinem groß angekündigten Roman könne offenbar werden, und sich unter falschem Namen ein Hotelzimmer nimmt (vgl. D 26–30), imaginiert er seine Verlegerin Gracy als auf der Suche nach ihm:

Bald würde Gracy Welsh alles in Bewegung setzen, um mich zu finden: Sie würde vor meinem Haus auftauchen, von dem Portier erfahren, dass ich seit gestern nicht nach Hause gekommen war, meine Nachbarn mit Fragen löchern und mit ihrem Handy ein Heer von nach mir suchenden Praktikanten und Assistentinnen durch die Stadt scheuchen. Bei wem ich mich versteckt haben könnte, würde sie überlegen, doch ihr würde niemand einfallen. (D 59)

Henrys soziale Einsamkeit tritt hier in zweifacher Hinsicht zutage: Obschon es zum einen seine aktive Entscheidung gewesen ist, sich in die Anonymität »davonzustehlen« (D 25), stellt er sich vor, dass seine Verlegerin »alles in Bewegung setzt[], um mich zu finden«. Er hat das Bedürfnis, sich selbst als sozial – genauer gesagt zumindest als personal-wirtschaftlich – für eine andere Person als wichtig und damit zugleich als sozial inkludiert zu erleben. Angesichts dessen nimmt es nicht wunder, dass es Henry schnell danach dringt, da »[d]er Verlag hatte anscheinend keine Ah-



nung, wo ich war[,] [...] es ihnen etwas einfacher machen« (D 72): Er geht »[i]n den Walnut Room im Kaufhaus Macy's« (D 71), ein Café, das er »seit 20 Jahren« täglich besucht; direkt will er dort von der Kellnerin wissen, ob »jemand nach [...] [ihm] gefragt« (D 73) habe. Tatsächlich halten jedoch ökonomische Erwägungen den Verlag davon ab, nach Henry zu suchen, denn »[w]enn die Öffentlichkeit das erfährt, ist hier Land unter. Niemand gibt einem Verschwundenen einen Pulitzerpreis« (D 64). Zum anderen verdeutlicht sich seine sozial-private Vereinzeln an dem Umstand, dass er sich seiner Verlegerin Gracy als darüber nachdenkend ausmalt, »[b]ei wem ich mich versteckt haben könnte«, wobei ihr allerdings entsprechend »niemand einfallen« würde. Henry sind keine näheren persönlichen Beziehungen eigen (vgl. D 59). Seine regelmäßigen sozialen Kontakte außerhalb seines beruflichen Kontextes sind vielmehr ebenfalls ökonomisch-zweckgebunden, etwa zu seinem Physiotherapeuten Enrique oder dem Fitnesstrainer Val Swanthaler, die er regelmäßig als Kunde konsultiert und mit deren professioneller Unterstützung er, der soeben seinen »sechzigsten Geburtstag« (D 28) begangen hat, versucht, sich seine Jugendlichkeit zu bewahren (vgl. D 58, D 75).

Henrys dergestalt prekäre soziale Verfasstheit formuliert sich, gekoppelt mit seinem instabil gewordenen beruflichen Identitätskonzeption, erzählerisch darüber hinaus als Ausbildung von ›Identitätsfragilität‹ in Form einer Verhaltensextremisierung aus. Im »Wirtschaftsteil der *Chicago Tribune*« ein Foto von Jasper entdeckend, der sich ihm darauf als »[e]in verzweifelter Banker« und damit als das »perfekte[] Symbol der Welt, die am 11. September attackiert worden war« (D 70) darstellt, imaginiert er sich diesen als vermeintliche Lösung seiner identitätsfigurativen Verwerfungen, und zwar in doppelter Weise: Erstens entwirft er sich Jasper, den »verzweiferten Business-Boy«, als Inspirationsquelle für seinen Roman, mit dem er unbedingt »reden« muss, denn »[d]ann konnte ich dem Verlag mitteilen, dass meinem Jahrhundertroman nichts mehr im Wege stand; dass er zwar später käme als geplant, aber dafür umso großartiger würde, denn das Wichtigste hatte ich ja jetzt gefunden – meine Inspiration« (D 129). Durch den direkten Kontakt zu Jasper glaubt Henry, seine Schreibblockade überwinden zu können: Er findet durch einen, auf besagtem Zeitungsfoto halb sichtbaren Werbeslogan heraus, dass Jasper bei seiner eigenen Hausbank Rutherford & Gold als Banker arbeitet (vgl. D 75), und fängt dann an, Jasper regelrecht zu »[ ]stalk[en]« (D 265): Er positioniert sich auf der anderen Straßenseite gegenüber der Bank, darauf wartend, »dass auch der verzweifelte Business-Boy in der Mittagspause sein Büro verließ« (D 77). Um sich ferner auf ein Gespräch mit ihm vorzubereiten, beginnt Henry in seinem Hotelzimmer sitzend, »eine Szene zu schreiben, in der ich den Business-Boy kennenlernte« und »die Sätze« gleichfalls »auswendig« (D 128) zu lernen. Unter Zuhilfenahme seiner Fähigkeit als Schriftsteller möchte er sich die Wirklichkeit – seine Begegnung mit Jasper, die er mit diesem als ein vordergründig zufälliges Aufeinandertreffen im Café Caribou, Jaspers Stammcafé, herbeiführt (vgl. D 131), – bewältigbar machen:

- ›Sie scheinen sich hier ja gut auszukennen. Arbeiten Sie hier in der Gegend?‹  
 ›Bei Rutherford & Gold, sagte er [...].  
 ›Ach, wirklich? Kann ich Sie etwas fragen?‹, sagte ich und holte mein *Wall Street Journal* heraus, die Seiten mit den Stellen, die ich wahllos markiert hatte. [...]  
 ›Es ist nur eine kurze Frage, wenn Sie einen Moment, also, ich bin Schriftsteller und ...‹ Das war zugegebenermaßen etwas armselig, aber so hatte ich es nun mal aufgeschrieben. Eigentlich müsste ich Meister im Flirten sein so viele gute Anmachen wie ich in meinem Leben schon geschrieben hatte, doch dieses kleine Drehbuch war das erste, was ich seit einem Jahr zu Papier gebracht hatte. (D 131f.)

Angespornt von seinem unbedingten Verlangen, mit Jasper persönlich in Kontakt zu kommen, gelingt es Henry zu diesem Zweck seine Schreibblockade zu überwinden. Sein fiktionales »Drehbuch« ihres Kennenlernens dient Henry als sicherheitsgebende Handlungsvorgabe seines, ihm untypischem, Agierens in der Realität. Seine Imagination Jaspers als kreative Inspirationsquelle für sein monumentales Romanprojekt, aufgrund derer er seinen Drang, mit ihm bekannt zu werden, vor sich selbst rechtfertigt (vgl. D 70), offenbart sich ihm jedoch schließlich als eine eklatante Selbsttäuschung: »Mein Kontakt zu Jasper würde nicht zu einem Jahrhundertroman führen. [...] Ich war nicht inspiriert, sondern verliebt.« (D 166) Henrys Idealisierung von Jasper zeigt dementsprechend nicht nur sein Hadern mit seiner Identitätskoordinate ›Schriftsteller‹ an, sondern kann auch als ein Signum seiner sozialen Einsamkeit gelten: Demaskiert sich ihm doch sein pathologisches Verhalten in Bezug auf Jasper – sprich: dass er ihn geradezu stalkt – als von seinem Bedürfnis nach zwischenmenschlicher Nähe geleitet; »Jasper Lüdemann und arbeitete in meiner Bank [...]. Nun dachte ich an Rutherford & Gold, und mir wurde warm ums Herz« (D 137). Anhand Henrys – Krise indizierendem – normabweichendem Handeln wird ›Identitätsfragilität‹ damit gleichfalls in seiner identitätsgenerativ fragil gewordenen beruflichen und sozialen Reichweite greifbar und so als umfassende wirtschaftliche und personal-soziale Verwerfung seines Selbstentwurfs kenntlich gemacht.

Bilanzierend kann für die Nutzbarmachung von ›Identitätsfragilität‹ als narratologischer Parameter von Krise in *Das war ich nicht* notiert werden:

Die temporäre Absenz zentraler existenz- und identitätsgenerativer Koordinaten findet sich an den drei Hauptfiguren Jasper, Meike und Henry erstens prominent als fundamentale Infragestellung ihres jeweiligen beruflichen Selbstentwurfs erzählt, was zugleich als Diskrepanz zwischen imaginiertes und/oder nach außen vermittelter Identitätsversion ihrer selbst und deren realem Gehalt entfaltet wird: Jasper gelingt es nicht, sein anvisiertes Identitätsideal ›Top-Banker‹ zu verwirklichen, Meike kann mangels Arbeitsgrundlage nicht als Übersetzerin tätig sein und, scheiternd an seinem Romanprojekt, vermag Henry es nicht mehr, seinen wirtschaftlichen Identitätsmarker ›Bestsellerautor‹ zu realisieren. Zweitens

aktualisiert sich ›Identitätsfragilität‹ als der hier wie dort primär ökonomisch ausgerichteten Identitätskonzeption zugrunde liegende personale Vereinzelung: Während sich Jasper und Henry als kaum bzw. gar nicht in wirtschaftlich-zweckfreie persönliche Beziehungen inkludiert erfahren, erlebt Meike sich ihrer sozialen Einbettung als entfremdet und zieht sich aus dieser aktiv zurück. Drittens formuliert sich ›Identitätsfragilität‹ als Verhaltensextremisierung sowie die Entwicklung von Pathologismen aus: Jasper beginnt, illegal mit Aktien zu spekulieren und bildet nervöse körperliche Ticks wie Augenlidzucken aus; darüber hinaus ist ihm ein stressindizierendes Essverhalten eigen. Über kaum finanzielle Mittel mehr verfügend, unterlässt es Meike, ihre Unterkunft in Chicago zu bezahlen und stiehlt aus ihrer neu vermieteten ehemaligen Hamburger Wohnung einige Weinflaschen, Zigaretten sowie Obst. Henry fängt an, Jasper zu stalken, da er sich im Kontakt mit ihm die Lösung seiner beruflichen Verwerfungen imaginiert. Anhand der Figur Jasper zeigt sich ›Identitätsfragilität‹ viertens überdies als selbstkonzeptionelle Neufiguration erzählt: indem er sich in seine Zufallsbekanntschaft Meike verliebt und unbeholfen-naiv um sie zu werben beginnt, entwickelt er für sich zugleich jenseits seines beruflichen Identitätsideals eine sinnstiftende Seinsalternative.

Unter dem Fokus des Analyseparameters ›Identitätsfragilität‹ tritt in Magnussons Roman *Das war ich nicht* insgesamt die krisenhafte Verflechtung von Wirtschaft und Identität auf figuraler Ebene motivisch vielschichtig hervor, die narrativ rückgekoppelt ist an das Erzählen der Finanz- und Wirtschaftskrise, realisiert als institutionell-ökonomischer Crash des Bankhauses Rutherford & Gold.

## 10.2 Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012)

In von Steinaeckers Roman *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* werden die temporäre ökonomisch-personale Destabilisierung und damit verbunden das Erzählen einer Krise formulierenden Identitätsbrüchigkeit der Hauptfigur Renate eindrucksvoll vorgeführt. Konkret gestaltet sich der Analyseparameter ›Identitätsfragilität‹ hier sowohl über die Nutzbarmachung verschiedener Motivkomplexe als auch über den Einsatz bestimmter stilistischer Mittel als narratives Krisenmerkmal aus, wodurch die Verwobenheit von Wirtschaft und Identität auf Inhalts- und Ausdrucksebene greifbar gemacht wird.

Zuvorderst prägnant erzählerisch entfaltet findet sich ›Identitätsfragilität‹ über die Darstellung eines ›verwirtschaftlichten‹ Selbstentwurfs. Wie Encke pointiert hervorhebt, kann Renate als »Heldin der Selbstoptimierung« gelten, »die [...] in Statistiken oder Kausaldiagrammen aus Lebenslogikseminaren denkt und [die] [...] sich zu präsentieren und zu verkaufen [weiß], wie es Berater und Coaches

Arbeitnehmern als unbedingtes Muss nahelegen«.<sup>18</sup> Deziert stellt Renate ihre berufliche Tätigkeit als identitätszentral heraus – »CAVERE war mein Leben« (J 228) – und konzeptualisiert ihren Selbstentwurf damit einhergehend einzig basierend auf seiner ökonomischen Funktionalität, kurz: auf Grundlage des Identitätsmarkers ›Beruf‹. Das Versicherungsunternehmen, bei dem sie als Maklerin für die Kundenakquise und -betreuung zuständig ist (vgl. J 103f.), fungiert für sie infolgedessen als eine identitätsgenerative Entität, der für sie regelrecht eine ersatzreligiöse Bedeutung zukommt: denn Renate bezeichnet nicht nur »CAVERE [...] [als] mein Zuhause« (J 20), sondern sie sieht sich dort als Angestellte auch einer übergeordneten Sinnhaftigkeit verschrieben:

Ich meinte CAVERE und sagte: wir. [...] CAVERE hatte einen Traum. Die Steigerung der Quartalszahlen. In unseren 11-m<sup>2</sup>-Büros träumten wir alle diesen Traum. [...] Wenn wir einen Abschluss mit einem Großkunden machen, ist es Weihnachten. [...] Wir rechnen mit dem Schlimmsten. Der Eintritt eines Unglücks ist eine Frage der Zeit. Uns liegen ständig aktualisierte Statistiken vor. Jeder möchte für den Fall der Fälle Vorsorge treffen. [...] Für den Abschluss bedarf es der Schaffung einer Balance aus realistischer und unrealistischer Angst beim Kunden. [...] Würden wir anders handeln, gäbe es uns nicht [...]. Oder, auf Deutsch: Dann könnten wir den Laden dichtmachen, so Walter [= Vorstandsmitglied von Cavere, mit dem Renate eine mehrjährige Affäre hatte, K.T.]. Das ist das Prinzip. (J 20)

Renate identifiziert sich uneingeschränkt mit ihrem Arbeitgeber. Sie nimmt sich als Teil einer Gemeinschaft wahr, die Orientierung sowie Sicherheit in einer von Unwägbarkeiten geprägten Welt verheißt, in der »[d]er Eintritt eines Unglücks« lediglich als »eine Frage der Zeit« gilt. Das bedeutet zugleich: Anstatt Religion hat Wirtschaft – hier erzählerisch konkretisiert in der Versicherungsgesellschaft CAVERE als ersatz- bzw. quasireligiöse Institution – für sie die Rolle einer Lebensbewältigungsinstanz übernommen.<sup>19</sup> Hinter dem zweckrationalen ökonomischen

18 Julia Encke: [Rez.] Büroliteratur. Arbeiten in der Terrorzelle. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung (11.03.2011), [https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/bueroliteratur-arbeiten-in-der-terrorzelle-11679150.html?printPagedArticle=true#pageIndex\\_2](https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/bueroliteratur-arbeiten-in-der-terrorzelle-11679150.html?printPagedArticle=true#pageIndex_2) (03.04.2023).

19 Vgl. allgemein zur Vergleichbarkeit von ›Religion‹ und ›Wirtschaft‹ als sinngenerative gesellschaftliche Entitäten z.B. Walter Benjamin: Kapitalismus als Religion. In: Ders.: Gesammelte Schriften VI. Hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a.M. 1985, S. 100–103 und Fohrmann: Wirtschaft als geldbeglaubigende Erzählung, S. 31f.; Für die Interpretation des Versicherungsunternehmens CAVERE als eine ersatz- bzw. quasireligiöse Institution lassen sich weitere Aspekte anführen. Zum Beispiel: In Konkurrenz mit den Angeboten anderer Versicherungen stehend, zeichnet CAVERE ein geradezu religiöser Missionierungscharakter aus: Es gilt für die Vermittler:innen, das eigene Produkt erfolgreich zu verkaufen und neue Versicherungsnehmende anzuwerben (vgl. z.B. J 74). Außerdem sind in dem Unternehmen exklusive Gruppen mit einem speziellen eingeweihten Wissen präsent: So gibt

»Traum« der Versicherung, der »Steigerung der Quartalszahlen«, tritt Renate in ihrer Individualität zurück; Identität gewinnt sie allein aus ihrer innerinstitutionellen Funktion als Maklerin, die sie auf das vorangestellte wirtschaftliche Unternehmensinteresse verpflichtet. Auch Seidler stellt hinsichtlich Renates ökonomischer Identitätsprofilierung fest: »Ihre Person ist das Material und das Werkzeug im Wettkampf für ihre Karriere, also für ihre Firma.«<sup>20</sup> Ähnlich zyklisch wiederkehrenden religiösen Festen ist es denn ebenfalls die erfolgreiche Akquise von »Großkunden«, die wie »Weihnachten« gefeiert wird und sich angesichts dessen mit geradezu metaphysischer Bedeutung aufgeladen zeigt.

Die umfassende identitätsfigurative Subordination Renates unter die ökonomische Zielsetzung der Versicherung wird ebenfalls stilistisch vermittelt: Als Ich-Erzählerin inkludiert sie sich retrospektiv in ihrer Rolle als Angestellte in Pluralpronomina. Lapidar ausgedrückt: Renate spricht nicht von ›ich‹, sondern von ›wir‹: »Wir‹ rechnen mit dem Schlimmsten. [...] ›Uns‹ liegen ständig aktualisierte Statistiken vor. [...] Würden ›wir‹ anders handeln, gäbe es ›uns‹ nicht [Hervorh. K.T.]«. Ihr ›Ich‹ löst sich dementsprechend sprachlich im ›Wir‹ der Versicherungsgesellschaft als ökonomische Identitätseinheit auf; das Handeln des Einzelnen ist institutionell verortet und dem Unternehmen dienstbar. Dadurch wird Renates selbstkonzeptionelle Identifizierung mit ihrem Arbeitsplatz zusätzlich auf der Darstellungsebene hervorgehoben und als wirtschaftlich fundiert pointiert.

Renates extremisierte Selbstökonomisierung als Signum ihrer krisenhaften Existenz- und Identitätskonzeption<sup>21</sup> findet sich darüber hinaus durch weitere stilistische Merkmale tradiert, die somit ›Identitätsfragilität‹ greifbar werden lassen: Zum einen mutet ihre »Erzählstimme« überhaupt als »austauschbar und frei von persönlichen Zügen«<sup>22</sup> an; sie besticht vielmehr durch eine sachlich beschreibende »effiziente Eloquenz«.<sup>23</sup> Es handelt sich um eine »professionalisierte, entfremdete Sprache«,<sup>24</sup> hinter der Renates Individualität zurücktritt und die dergestalt

---

es gerüchteweise die »Bändchenträger« (J 40), bei denen es sich um – ausschließlich männliche – Vermittler handeln soll, die 1991 an einer sextouristischen Incentive-Reise teilgenommen hätten (vgl. J 39f.). Ferner existiert eine Gruppe von Angestellten, die einem Wettspiel namens »Desaster Monopoly« (J 105) anhängen, bei dem qua geografischer Landkarte zukunftsprognostisch auf mögliche Katastrophen getippt wird (vgl. J 104f.), was der Versicherung einen wirtschaftlichen Aufschwung durch neue Abschlüsse – das heißt den Zugewinn an Versicherungsgläubigen – verheißt.

20 Seidler: Sinkflug einer Sachbearbeiterin.

21 Vgl. Hillebrandt: Entgrenzung, Marginalisierung, Kompensation, S. 107.

22 Friedrich: Fotografien in Romanen, S. 29.

23 Hans-Jost Weyandt: [Rez.] Sag zum Abschied leise Tschüssikowski. In: Der Spiegel (22.02.2012), <https://www.spiegel.de/kultur/literatur/romane-des-monats-sag-zum-abschied-leise-tschuessikowski-a-816795.html> (24.11.2022).

24 Rutka: Literarische Imaginationen des Endes, S. 457.

ihre »rationale Selbst- und Lebenskonstruktion«<sup>25</sup> – die völlige Ökonomisierung ihres Seins – sprachlich widerspiegelt. Verstärkt wird diese selbstentfremdete, ausdrucksmäßige »Effizienzperformanz«<sup>26</sup> Renates zum anderen dadurch, dass ihr Selbstbericht baukastenartig von Statistiken, phrasenhaften Motivationsprüchen und Zitaten von Personen des öffentlichen Lebens durchsetzt ist und der Textverlauf zudem häufig durch typografische Hervorhebungen unterbrochen wird.<sup>27</sup> Zwei Beispiele zur Veranschaulichung:

Mit dem Gefühl, die Empfangsdame unterschätzt zu haben, [...] hielt ich mich ein paar Augenblicke später selbst zwischen dichtgedrängten Fahrgästen [= in der U-Bahn, K.T.] an einer von der Decke baumelnden Schlaufe fest [...]. Ich wankte nicht.

Das Leben einer durchschnittlichen deutschen Frau, die heute 42 Jahre alt ist, beträgt insgesamt 665 320 Stunden. Davon isst sie 29 930 Stunden, schläft 209 510 Stunden, sitzt 3201 Stunden auf dem Klo, [...] 57 200 Stunden arbeitet sie (sofern vollberufstätig). Die durchschnittliche deutsche Frau, die heute 42 Jahre alt ist, hat in ihrem Leben insgesamt 3 feste Partner und 1, 5 Kinder. 9 % der Befragten bezeichneten sich als glücklich.

Ich stieg von einer überfüllten in eine volle U-Bahn um [...], lief, abseits der Massen auf ihrem Heimweg, am Englischen Garten vorbei [...] schließlich durch das knarrende Treppenhaus [...]. (J 45)

In der Damentoilette, in der noch immer der Handtrockner lief, betrachtete ich mich im Spiegel.

Regine Stachelhaus, Managerin des Jahres 2006: ›Ich bin ein Freund von realistischen Zielen. Meine Einstellung ist: Ich will ein bestimmtes Ziel erreichen, und dieses verfolge ich konsequent. [...] Viele Frauen scheitern auch deshalb, weil sie ihre Ziele nicht klar definieren. [...]‹

Christine Bortenlänger, Managerin des Jahres 2007: ›Statt einer gläsernen Decke sehe ich etwas anderes: die warme Badewanne, in der Frauen sich so gerne tummeln. [...]‹

### **DAS IST DEIN TAG DEIN NAME HEUTE LAUTET: ERFOLGREICH**

Meine Tätigkeit als Assistentin Katzers stand dann in einem bemerkenswerten Missverhältnis zu dem Ruf, den sie mir binnen kurzem im Tower einbrachte. (J 120f.)

25 Rok: Entfremdung, S. 124.

26 Rutka: Literarische Imaginationen des Endes, S. 457.

27 Vgl. Friedrich: Fotografien in Romanen, S. 29.

Zudem bietet sich Renates »Leben als Mosaik aus Markenartikeln [dar]: von Außen [sic] betrachtet perfekt und makellos«:<sup>28</sup> So trägt sie mal »das schlichte lilafarbene Wollkleid von Ralph Lauren« (J 124), dann »das Salvatore-Ferragamo-Kleid« (J 223), »setzt[] [...] [sie ihre] Dolce&Gabbana-Sonnenbrille auf« (J 78) und benutzt als Handy ein »Blackberry« (J 174), trägt ihre alte Studienfreundin Lisa ein »dezent rosafarben[s] Chanel-Kostüm« (J 125) und riecht ein potenzieller Kunde nach dem Parfüm »Rocky Mountain Wood« (J 75). Dieses wiederkehrend konkrete Benennen von (Luxus-)Marken illustriert zusätzlich den Selbstentwurf Renates als Inszenierung ihrer selbst. Qua hochwertiger Konsumprodukte vermag sie sich einerseits als ökonomisch potent zu zeigen und zugleich Identität über äußerliche (Wert-)Attribute zu formulieren; andererseits macht sie sich die Produktnamen zur Orientierung in ihrem sozialen Umfeld zunutze. Renate wird als autodiegetische Erzählerin damit insgesamt durch die selbstentfremdete Erzählstimme sowie die Implementierung von Produktnamen, Statistiken, Zitaten, Motivationsfloskeln und der formelhaften Wiedergabe von Seminarinhalten als eine »blendende Fassadenidentität« entworfen, die sich aus ebendiesem »grotesken Patchwork diverser Textmodi zusammengezimmert«<sup>29</sup> zeigt. Auf diese Weise ist gleichfalls stilistisch eindringlich ihr längs ökonomischer Rationalitäts- und Optimierungsprinzipien figurierter – krisenhafter – Selbstentwurf transportiert, »hinter de[m] die wahre Renate Meißner über weite Strecken verborgen bleibt«.<sup>30</sup> »Identitätsfragilität« formuliert sich dergestalt ebenfalls sprachlich-konzeptionell als narratives Krisencharakteristikum aus.

Die sich genuin aus ihrer beruflichen Rolle speisende sowie auch auf stilistischer Ebene ihren Ausdruck findende defizitäre Identitätsbildung Renates ist außerdem – wie bereits angedeutet – erzählerisch eng mit dem Aspekt Selbstentfremdung verwoben. »Identitätsfragilität« zeigt sich hier insofern als ökonomisch bedingte identitätsfigurative Mangelhaftigkeit. Etwa sendet sich Renate an »jedem Abend eines Werktags, eine E-Mail, eine Performance-Eigenevaluation beinhaltend«, zu deren Bewertungskriterien die »eigene[] Darstellung, d.h. von Renate Meißner, d.h. mir selbst, d.h. Kommunikation meiner Position gegenüber Kollegen« sowie die »Abwehr von in diesem Rahmen Nebensächlichem, aber Nichtsteuerbarem, d.h. z.B. Erinnerungen« (J 42) zählen. Es ist das »Bedürfnis nach ständiger Selbstvergewisserung«<sup>31</sup> angesichts zunehmender Identitätsinstabilität, das hier zutage tritt. Renate objektiviert sich selbst hinsichtlich einer funktional-beruflichen Identitätspräsentation, was mit der Zurückweisung emotionalen Erlebens einhergeht. Wie Klein festhält, gerät sie damit zur »idealtypische[n] Repräsentantin des neuen Angestelltentyps, der sich selbst und sein Leben im Hinblick auf die Anforderungen des Jobs

---

28 Ebd.

29 Weyandt: Abschied.

30 Vgl. Friedrich: Fotografien in Romanen, S. 29.

31 Ebd., S. 28.

permanent optimiert«. <sup>32</sup> So findet Renate sich denn auch verpflichtet, beruflich an etlichen Schulungen mit Titel wie »Auf den Punkt – Konzentrieren leicht gemacht« (J 70) und »Smile when you're winning – Die hohe Kunst des Mienenspiels« (J 97) teilzunehmen, die auf eine weitere Effektivitätssteigerung und ökonomische Perfektionierung der Mitarbeitenden von CAVERE abzielen. »[I]hr Handeln« zeigt sich daher vorrangig »anhand der in Fortbildungen erlernten, funktionalen Techniken ausrichtet« <sup>33</sup> und sie hat dementsprechend zahlreiche bedürfnis- und verhaltensrationalisierende Maßgaben in ihren Alltag inkorporiert; selbst das Essen ist in ihre Arbeitsroutine integriert und funktionalisiert. Bei einer Mittagspause mit ihren Kollegen, den Versicherungsvermittlern Martin und Serdar, verzichtet Renate beispielsweise ausdrücklich darauf, sich etwas zu bestellen (vgl. J 24), denn

2007 hatte ich an einem Seminar mit dem Titel ›Hunger nutzen‹ teilgenommen. Zuerst müssen die Einteilungen in festen Mahlzeiten fallen, Frühstück, Mittag- und Abendessen. [...] Natürlich darf man Hunger haben. Man soll Hunger haben. Der entscheidende Schritt ist, nicht den Hunger und die Arbeit zu trennen, sondern zu vereinen. [...] Wichtig: Natürlich darf man aufstehen und den Korridor hinunter zum Automaten laufen. Ist einmal der Kleine Hunger zum Teil des Arbeitsprozesses geworden, kann logischerweise seine Befriedigung keine Unterbrechung darstellen. Studien, die besagen, Essen brauche Zeit, Essen brauche die temporäre ausschließliche Aufmerksamkeit, sind zu ignorieren. (J 24f.)

»Hunger« wird zum integralen Momentum »des Arbeitsprozesses« erklärt; es gilt, dem »Essen« weder zeitlich noch genussmäßig eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen, sondern das Bedürfnis stattdessen zweckrational und effektiv etwa durch den Kauf von Snacks am »Automaten« zu befriedigen. Ein weiteres Beispiel für ihr ökonomisches Selbstoptimierungsstreben: Renate führt als Versicherungsmaklerin ihre »Beratungsgespräche« (J 89) anhand eines Klassifikationsschemas, demgemäß »auf der Basis der freiwilligen Angaben des Kunden und den Recherchen unserer Profile-Abteilung« mit einem Software-Programm diesem »eine[r] von vier Typen« (J 90) zugeordnet wird: »1 ist der ›Kritiker‹. [...] Typ 2 ist der ›Performer‹. [...] 3 ist der ›Consumer‹. [...] Typ 4, der ›Bange‹, hat Angst. Schon wenn er mir zur Begrüßung die Hand reicht, [...] merke ich, salopp gesagt, da geht was.« (J 90) Als handlungsleitend für Renates Agieren in Beratungsgesprächen erweist sich eine computergestützte persönlichkeitsanalytische Einschätzung ihrer potenziellen Kund:innen. Sie attestiert sich hier zwar selbst die Fähigkeit, »menschliche Nähe her[ ]stellen« (J 97) zu können; diese ist allerdings funktional gebunden und dient ihr einzig zum Ziel,

32 Klein: Effizienz und Existenz, S. 339.

33 Ebd.



den bestmöglichen Versicherungsabschluss im wirtschaftlichen Interesse des Unternehmens zu erlangen (vgl. J 90f.).

Vor dem Hintergrund dieser betriebenen Selbstrationalisierung und Funktionalisierung wird Renate »das Moment des Zufälligen, Unkontrollierten« namentlich in Form von »Gefühlen, die durch Erinnerungen« ausgelöst werden, zum »größte[n] Störfaktor«. <sup>34</sup> Sie dringt darauf, ihren Selbstentwurf ausschließlich basierend auf ihrer ökonomischen Identitätskoordinate »Versicherungsvermittlerin« zu generieren, um dergestalt gleichfalls emotional Belastendes verdrängen zu können. <sup>35</sup> Es ist regelrecht »ein emotionales Selbstregulierungsprogramm«, <sup>36</sup> das sie sich zu eigen gemacht hat und das sich durch eine Zweckerationalisierung ihres Selbst auszeichnet. Diese eindimensionale wirtschaftliche Identitätsfiguration erweist sich jedoch als defizitär und fadenscheinig; so existiert eine »Kluft zwischen gewünschtem und zur Schau gestellten professionellen Selbstbild und [der] tatsächliche[n] Befindlichkeit« <sup>37</sup> Renates. Etwa bricht sie am Abend ihres ersten Arbeitstages in der Münchener Versicherungsdependance in ihrer Wohnung psychisch zusammen und »all jene unterdrückten Emotionen [gelangen] an die Oberfläche«: <sup>38</sup>

Im Schlafzimmer rutschte ich aus und stürzte auf den Parkettboden. Ohne dass ich es hätte kontrollieren können, schüttelte sich jetzt mein Körper vor Schluchzen, das mir aus meinem eigenen Mund immer besonders fremd vorkommt. Ich [...] kroch auf die miefende Matratze, die in der Ecke lag, und heulte, wieder, um Walter, dem ich als Geliebte für zweieinhalb Jahre gut genug gewesen war, nicht jedoch, als ich ihn vor die Wahl stellte, deine Familie oder ich, als Frau. Ich weinte um meine Mutter, die vor einem Vierteljahr an Schilddrüsenkrebs gestorben war [...]. [...]

Und ich weinte um das Mädchen auf dem Foto [...]: ich mit acht auf dem Gipfel eines bayrischen Berges auf einer Wanderung mit meinem Großvater und meinen kleinen Brüdern, Erich und Erwin, den Zwillingen. [...] [D]as Kind, das noch nicht ahnt, dass, wenn es zurückkommt, die Welt, die es verlassen hat, nicht mehr existieren wird, dass seine Großmutter [...] einen tödlichen Autounfall in Norddeutschland gehabt haben wird [...]. [...] Viele Jahre später, im Sommer 2008, wird [es] [...] beim Aufräumen in der Wohnung ihrer toten Mutter [...] auf zwei sauber zusammengefaltete Briefe stoßen. [...] Das kleine Mädchen vom Foto, das inzwischen erwachsen und verwaist ist, wird die Briefe ungläubig [...] lesen, [...] weil es nicht glauben kann, dass sie tatsächlich von einer vermeintlichen Toten stammen, ihrer Großmutter, kein Unfallopfer, sondern am Leben – zumindest damals noch, in den 80ern. [...]

---

34 Rok: Entfremdung, S. 123.

35 Vgl. ebd.

36 Ebd.

37 Ebd., S. 124.

38 Ebd.

Für wenige Minuten mussten mir die Augen zugefallen sein. Ich schreckte von der Matratze hoch und die Erinnerungen, die ich all die Wochen erfolgreich unterdrückt hatte, kehrten wieder. (J 65f.)

Renate – narrativ als prototypische Repräsentantin »einer auf Karriere und Profit ausgerichteten Arbeitswelt«<sup>39</sup> und damit als paradigmatische »Vertreterin der ›Generation Neoliberalismus‹« entworfen –<sup>40</sup> offenbart sich in ihrer emotionalen Instabilität und sozialen Einsamkeit. Zurückgekehrt in ihre Wohnung, verliert sie schlagartig physisch und psychisch die Kontrolle über ihren performten Selbstentwurf. Sie »rutscht[]« auf ihrem Schlafzimmerboden »aus und stürzt[]«; haltloses Weinen erfasst sie angesichts der Erinnerung an den Verlust ihrer zentralen sozial-persönlichen Beziehungskordinaten: das abrupte Ende ihrer langjährigen Affäre mit dem CAVERE-Vorstand Walter, dem Tod ihrer Mutter, die Erkenntnis des seinerzeit seitens ihrer Familie erfundenen Unfalltods ihrer Großmutter zur Verschleierung von deren Trennung von ihrem Ehemann.<sup>41</sup> »[H]inter [...] [ihrer] Edelmarken-Fassade« tritt somit »die große Einsamkeit«<sup>42</sup> Renates zutage. Die Durchökonomisierung ihres Seins lässt sie dementsprechend keine Identitätsstabilität gewinnen, vielmehr zeigt sich Renates derartige Verwirtschlichung von Identität als ein unbefriedigendes Kaschierungsmittel ihrer eigentlichen emotional-sozialen Armut. Renate wird in ihrer identitätskonzeptionellen Prekarität greifbar; gleich einer Obdachlosen schleppt sie sich mühevoll auf eine »miefende Matratze, die in der Ecke lag« und die ihr – der wirtschaftlich gut gestellten »Versicherungskarrieristin«<sup>43</sup> – als Bett dient. ›Identitätsfragilität‹ zeigt sich insofern als ökonomisch verdeckte, innerliche emotional-soziale Leere aktualisiert. In diesem Sinne hält Rok ebenfalls fest: »Professionelle Contenance ist für Renate ein Schutzschild, der sie davor bewahrt, Schwäche zu zeigen und sie sich überhaupt einzugestehen.«<sup>44</sup>

Symbolisch angezeigt wird ›Identitätsfragilität‹ als Krisenkennzeichen darüber hinaus prägnant in dem »kleinen Stoffhasen«, den Renate, gewissermaßen als erste Arbeitshandlung, in ihrem Münchener Büro »aus der Tasche zog und auf dem Tisch am Computer befestigte« (J 17). Mag dies auf den ersten Blick wie »ein[] infantile[r] Spleen«<sup>45</sup> anmuten, so verweist der Hase doch auf ihre brüchige identitätskonzept-

39 Friedrich: Fotografien in Romanen, S. 28.

40 Lietzow: Altlast Angst.

41 Vgl. ausführlicher zum Verlust ihrer identitätsformulierenden sozial-persönlichen Beziehungskordinaten das Kapitel 7.2: Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012).

42 Lietzow: Altlast Angst.

43 Rutka: Imaginationen des Endes, S. 456.

44 Rok: Entfremdung, S. 124.

45 Porombka: Antlitz der Gegenwart.

tionelle Verfasstheit:<sup>46</sup> Hierbei handelt es sich nämlich – wie Renate erst im Nachhinein im Zuge der Durchsicht des Nachlasses ihrer Mutter erfährt (vgl. J 66) – um ein Geschenk ihr vermeintlich verstorbenen Großmutter an sie, »mit dem sie während ihrer Pubertät [...] immer eingeschlafen ist« (J 66). Indem Renate dieses – emotional für sie bedeutsame – Kuscheltier mit an ihrem Arbeitsplatz nimmt, findet sich ihre beruflich-zweckrationalistische Identitätsperformance als latent inkonsistent markiert sowie damit einhergehend ihre psychische Labilität, ihr Bedürfnis nach zwischenmenschlich emotional-sozialer Nähe, indiziert.

Renates Leiden an ihrer selbstentfremdeten Existenzweise sowie ihre unausgesprochene Angst vor dem wirtschaftlichen Abstieg formuliert sich fernerhin an ihrer Internalisierung pathologischer Verhaltensmuster aus. ›Identitätsfragilität‹ ist diesbezüglich motivisch zum einen prominent umgesetzt an ihrem Zwang, Pfandflaschen zu sammeln. Auch Seibt weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass sich die » Absturzängste« der »emotional verdurstete[n]« Renate, »in dem peinlichen Zwang zeigen, Pfandflaschen zu sammeln«:<sup>47</sup> Im Büro »entdeckt[]« sie beispielsweise in einem »Abfalleimer [...] eine Mezzo-Mix-Pfandflasche, die ich, nachdem ich mich umgeblickt hatte, zwischen Papierschnipseln und Bananenschalen herausfischte« (J 42), als sie einen ihrer beiden Brüder besucht, lässt sie ihre Handtasche absichtlich »im Flur liegen [...], da die Pfandflasche darin, die ich im Abfalleimer in der S-Bahn entdeckt hatte, einen leicht süßlichen Duft verströmte« (J 140f.), und in ihrer Wohnung lagert sie bereits eine recht umfangreiche »Pfandflaschensammlung [...] in der Küche« (J 82). Renates dergestalt ausgebildete Zwangsstörung konterkariert ihren nach außen vermittelten Selbstentwurf der vernunftgeleiteten Karrieristin und illustriert stattdessen plakativ ihre psychische Labilität und existenzielle Angst.

Zum anderen wird ›Identitätsfragilität‹ als erzählerisches Krisencharakteristikum motivisch prägnant als Ausbildung eines pathologischen Verhaltensmusters in Gestalt von Renates bulimischen Brechattacken aktualisiert:

Die Shrimps begannen, sich in meinem Magen mit den Butterkeksen zu vermischen, die ich bei der Recherche zu Utz [= einem potenziellen Kunden, K.T.] in mich hineingestopft hatte. Das bedeutete, ich würde bei der Ankunft in der Ausstellung umgehend die Toilette aufsuchen, um eine kontrollierte Entleerung vorzunehmen. [...] Ich folgte dem Schild mit der Aufschrift ›Große & Kleine Geschäfte‹. In einer Endlosschleife hatte sich in meinem Kopf ›Umbrella‹ [...] festgesetzt; während ich mich erbrach, hörte ich innerlich das ›La-la-la‹ des Refrains. Das Odol-Spray, das sich für diese Fälle in meiner Handtasche befand, sorgte für Minze-Atem. (J 52–54)

46 Vgl. ebd.

47 Gustav Seibt: [Rez.] Finanzkrise und Seelen-Crash. In: Süddeutsche Zeitung (03.03.2012), S. 18.

Befördert durch ihre Angewohnheit, nebenbei beim Arbeiten übermäßig ungesunde Sachen wie »Butterkekse[] [...] in [s]ich hinein[zu]stopf[en]«, gehört für Renate ein Erbrechen des Gegessenen zur normalen Praxis; sie hat eigens für »diese Fälle« stets ein Mundspray griffbereit in ihrer »Handtasche«. Ihr unkontrolliertes, körperliche Übelkeit evozierendes Essverhalten versucht sie, mittels »kontrollierte[r] Entleerung[en]« zu negieren und ungeschehen zu machen; Seidler erkennt angesichts dessen in ihr geradezu »ein bulimisches [...] Nervenwrack«. <sup>48</sup> Das auf diese Weise eine Ess-Brech-Sucht indizierende Verhalten Renates stellt ihre identitätsfigurative Instabilität damit zusätzlich heraus und zeigt im Umkehrschluss gleichfalls ihr Selbstökonomisierungs- und Perfektionierungsstreben als fehlgeleitet – sprich: als krankmachend – an.

Der Krisenparameter ›Identitätsfragilität‹ lässt sich erzählerisch in Hinblick auf eine Pathologisierung des Verhaltens zudem motivisch an Renates Tablettenabhängigkeit fassbar machen. Sie konsumiert täglich verschiedene Psychopharmaka (vgl. J 214), anhand derer sie sich zum einen der Vergegenwärtigung und Auseinandersetzung mit ihrer labilen emotionalen Disposition zu entziehen versucht<sup>49</sup> und die sie zum anderen ihren zweckrationalen Selbstentwurf aufrechterhalten lassen. Die Einnahme von diversen Mitteln dient ihr dabei konkret zum Ziel, etwa »Versagensängste, Schlaflosigkeiten« sowie allgemein »Verzweigungen«<sup>50</sup> zu unterdrücken und beherrschbar zu machen. Es ist im Zuge dessen ein regelrechter Medikamenten-Potpourri, auf den Renate zurückgreift: Sie nimmt die Antidepressiva »Trevilor« (J 10), »Fluctin oder Aurorix, allerdings wirklich nur im absoluten Notfall« (J 268), die Schlafmittel »Ximovan« (J 298) sowie »Sonata« (J 67), schluckt »Lyrica« (J 67), Tabletten, mit denen u. a. Angststörungen behandelt werden, ebenso wie das ADHS-Medikament »Strattera« (J 166). Der Verzicht auf die Einnahme der Präparate würde ihre fragile Identitätskonzeption vollends zusammenbrechen lassen:

Ich griff nach der Lyrica-Packung neben der Matratze und legte in gleichen Abständen fünf Tabletten nebeneinander auf den Parkettboden. Lyrica ist nach längerem Gebrauch nicht so effektiv wie Sonata, das mir ausgegangen war. Das Wichtigste war, dass es mich ausknocken [...] würde [...]. Manchmal muss ich mich vor mir selbst schützen. Kein Traum würde meinen Schlaf stören. (J 67)

Renate macht sich die Medikamente als Mittel des Selbstschutzes nutzbar; erst dank ihrer kann sie überhaupt noch ihre perfektionistische Selbstdarstellung

48 Seidler: Sinkflug einer Sachbearbeiterin.

49 Vgl. Klein: Effizienz und Existenz, S. 339.

50 Jochen Jung: [Rez.] Im Käfig, im Traum, im Leben. In: Die Presse (03.03.2012), <https://www.diepresse.com/736971/im-kaefig-im-traum-im-leben?from=rss> (23.11.2022).

realisieren und sich gleichfalls möglicher emotionaler Störaspekte – wie etwa während des Schlafens der »Tr[ä]um[e]« – entziehen. Ihre Identitätskonzeption, ihre Überidentifizierung mit ihrer beruflichen Rolle, vermag sie ausschließlich durch ein medikamentöses Unterdrücken ihrer emotionalen Erlebnisfähigkeit zu behaupten.<sup>51</sup>

Als ein weiteres Motiv, anhand dessen sich ›Identitätsfragilität‹ als narratives Krisencharakteristikum formuliert und das dergestalt auf Renates erodierendes Selbstkonzept verweist, ist ihre Imagination des eigenen Todes als Befreiungsakt präsent. Etwa konstatiert sie, beim Putzen ihrer Wohnung von »ein[em] stechende[n] Schmerz [zu] [...] Boden« gerissen: »[I]ch war tot, ich war froh.« (J 84) Renate perspektiviert ihren Tod als Bewältigungsmöglichkeit ihrer krisenhaft gewordenen Existenz, die sie sich nur noch mühevoll erhalten kann. Ein anderes Beispiel: Als Renate, sich im russischen Samara zwecks Kundenakquise aufhaltend, von ihrer Kündigung erfährt (vgl. J 289) und ihre Studienfreundin Lisa, die sie daraufhin anruft, sich diesbezüglich der Anteilnahme enthält (vgl. J 294), gerät der Suizid für sie kurzzeitig konkret zur adäquaten Option:

Zielsicher trugen mich meine Beine zum Badezimmerschränkchen, in dessen oberstem Regal ich meine Reiseapotheke aufbewahrte. Meine Hände öffneten den Zipfverschluss der Tasche und griffen ruhig nach dem Döschen mit dem Ximovan. Kein Wühlen. Ich atmete ein, ich atmete aus. Romy Schneider hatte sich umgebracht, die berühmte Malerin Frida Kahlo ebenso. [...] Marilyn Monroe hatte sich umgebracht. Ich wäre nicht in der schlechtesten Gesellschaft. Ich reichte 20 runde weiße Tabletten vor mir auf. [...] Auf dem dunkelbraunen Board lagen die übrigen 16 Tabletten in gleichen Abständen nebeneinander. [...] War die offizielle Bezeichnung ›sich umbringen‹, ›sich das Leben nehmen‹ oder ›Selbstmord begehen‹? Die offizielle Bezeichnung lautete ›vorsätzliche Selbstschädigung‹. Ich atmete ein, ich atmete aus. [...] Was würde die russische Putze für Augen machen: der deutsche Gast im Höschen, bereits kalt, neben sich den Blackberry. Ich würde mich also noch umziehen müssen, in der alten Unterhose, die ich trug, konnte ich mich unmöglich zeigen, und die Decke müsste auf jeden Fall über die Problemzonen geschlagen sein, an was für einen Schwachsinn dachte ich da eigentlich, [...] in diesen wichtigsten Momenten, an einem Wende-, nein, am Endpunkt meines Lebens. (J 298–301)

Automatisch vollziehen Renates »Beine« und »Hände« die für ihren Suizid notwendigen Vorbereitungen: »[z]ielsicher« ins Badezimmer gehen, »ruhig« nach den Tabletten greifen und diese akkurat »in gleichen Abständen« vor sich hinlegen. Renate perspektiviert sich auf diese Weise losgelöst von ihrem physischen Agieren, dem so eine folgerichtige Zwangsläufigkeit innezuwohnen scheint. Fernerhin ordnet sie

---

51 Vgl. Rok: Entfremdung, S. 123.

sich in einen Reigen prominenter und in ihrem Metier erfolgreicher Frauen ein, die sich ebenfalls »umgebracht« hätten.<sup>52</sup> Dadurch macht Renate ihr eigenes Handeln als opportun lesbar und kennzeichnet ihren Selbstmord zudem als das kausallogische Ende ihrer beruflich-karrieristisch fundierten Lebenskonzeption. Sich überdies ihre etwaige Auffindesituation im Hotelzimmer durch eine Reinigungskraft imaginierend, gerät Renate der Suizid dann plötzlich zu einem Vorhaben, das genauerer Planung bedarf; angefangen beim Tragen einer angemessenen »Unterhose« und einer passend über ihren Körper geschlagenen »Decke«. Der Freitod ist für Renate eingedenk dessen nicht mehr spontan vorstellbar, sondern geht ihr nun vielmehr mit einer idealen Inszenierung ihrer selbst – das heißt: ihres toten Körpers – einher. Schließlich bricht Renate ihren Selbstmordversuch ab: erstens geschuldet ihrem Wissen um eine wissenschaftlich belegte niedrige Erfolgsquote dieser Suizidvariante; denn »[ü]ber die Hälfte der Tabletten-Suizide verlief[e] nicht letal, sondern führte zu lebenslänglichen Hirn- oder Organschäden, ich kannte die Statistiken« (J 302). Zweitens aufgrund eines im Zuge dessen etwaig auftretenden Kontrollverlustes über die physischen Vorgänge ihres Körpers: »Wie peinlich es überhaupt wäre, sich mit Tabletten umzubringen und dann womöglich mit im Sterben vollgepinkelten oder sogar vollgekacktem Höschen gefunden zu werden.« (J 302) Renate negiert für sich den Suizid demzufolge allein basierend auf rationalen Überlegungen, sodass auch hier ihr hochgradig ausgeprägtes (Selbst-)Kontrollbedürfnis sichtbar wird.

Zusammenfassend lässt sich für die Realisierung von ›Identitätsfragilität‹ als narratologischer Parameter von Krise in *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* festhalten:

Anhand der Hauptfigur Renate wird das Erodieren der Selbstkonzeption motivisch als auch stilistisch in facettenreicher Weise greifbar gemacht und im Zuge dessen die Verquickung von Wirtschaft und Identität als krisenhaft aufgezeigt. Konkret findet sich ›Identitätsfragilität‹ hier erstens über die genuin ökonomisch figurierte und aufgrund dessen als mangelhaft markierte Identitätskonzeption Renates vermittelt: Identitätszentral ist für sie ihre berufliche Rolle ›Versicherungsmaklerin‹, die ihre soziale Einsamkeit und emotionale Instabilität maskiert, wie etwa markant der Stoffhase illustriert, den sie an ihrem Arbeitscomputer im Büro befestigt hat. Zweitens gewinnt ›Identitätsfragilität‹ narrativ prägnant als Ausbildung mehrerer pathologischer Verhaltensweisen Renates Gestalt: Obschon wirtschaftlich abgesichert, sammelt sie zwanghaft Pfandflaschen, leidet an bulimischen Brechattacken, ist abhängig von Psychopharmaka und imaginiert sich den eigenen Tod

52 Im Fall der Todesursache von Romy Schneider korrigiert Renate sich diesbezüglich später (vgl. J 301).

als Befreiungsakt. Drittens formuliert sich ›Identitätsfragilität‹ stilistisch aus: Renate ist als Ich-Erzählerin eine entindividualisierte und -emotionalisierte sachliche Erzählstimme eigen; ihr Selbstbericht zeigt sich fernerhin von Statistiken, Zitaten, Motivationsfloskeln und Produktnamen durchzogen, die ihre Identitätskonzeption als Blendwerk kennzeichnen und so deren prekäre Verfasstheit sichtbar werden lassen.

Als narratologisches Krisencharakteristikum ist ›Identitätsfragilität‹ demgemäß in von Steinaeckers Roman *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* eindringlich als ein personales Erleben von Identitätsinstabilität und Selbstentfremdung erzählt, was sich namentlich in einer Pathologisierung des Verhaltens Bahn bricht. Als ursächliches Momentum dieser Prekarisierung des Selbstentwurfs wird hier dessen dominante Formulierung über den wirtschaftlichen Identitätsmarker ›Beruf‹ angezeigt.

### 10.3 Doris Knecht *Wald* (2015)

In Knechts Roman *Wald* wird ›Identitätsfragilität‹ als narratologisches Charakteristikum von Krise anhand mehrerer Motive entfaltet, die erzählerisch sowohl den temporären Mangel an existenz- und identitätsformulierenden Parametern als auch diesbezüglich die selbstkonzeptionelle Neuauslotung sichtbar machen.

So kann Marian ihre identitätsfigurative soziale Rolle als großstädtische Modedesignerin aufgrund ihres Bankrotts im Zuge der Finanz- und Wirtschaftskrise und ihrer damit verbundenen gesellschaftlichen Exklusion nicht mehr realisieren (vgl. W 229). Es handelt sich um einen gravierenden Identitätsbruch, den sie auch topografisch durch ihre »Flucht« auf das Land vollzieht, »in ein Haus, das man ihr nicht wegnehmen konnte, weil es ihr nicht gehörte, sondern Kim [= ihrer Tochter, K.T.]« (W 230). Hier, »in einem kleinen Dorf in den österreichischen Voralpen« – wie Bareis treffend pointiert – »ums blanke Überleben kämpf[end]«,<sup>53</sup> sieht sich Marian radikal mit den Folgen des Verlustes ihres beruflich fundierten Selbstentwurfs konfrontiert, den sie gleichfalls beginnt, sukzessiv neu zu konzeptualisieren.

Angekommen in ihrem systementzogenen Zufluchtsort (vgl. W 230), bricht sich Marians Pein und Trauer über ihren bankrottierten Identitätsentwurf in einem emotional-extremisierten Verhalten Bahn:

Im ersten Winter hatte es Tage und Abende und Nächte gegeben, da wollte sie sich das Leben nehmen. Da hatte sie darüber nachgedacht, mit welcher Methode sie sich wegmachen würde, was ihr am besten entspräche. Von allen Gedanken,

---

53 Bareis: Finanzkrise, S. 152.

die sie in den schlimmeren dieser Nächte hatte, waren das mitunter die konstruktivsten und die beruhigendsten: wenn sie sich überlegte, wie sie alle Tabletten nahm, die sie finden konnte, wie sie sich die Pulsadern aufschnitt [...] und dann ganz gemütlich ausblutete. Ein weicher, warmer Tod, ein Hinüberdämmern. Endlich eine Lösung. Endlich eine Perspektive. Endlich die Möglichkeit einer Handlung, die Entscheidendes verändern würde. Verbessern. Nicht mehr frieren, nichts mehr fürchten. Nicht mehr weinend und manchmal schreiend durch das Haus laufen, mit einer Verzweiflung in sich, die die Grenzen ihres Körpers sprengen wollte, nicht mehr sich am Boden wälzen, über das eiskalte Holz kriechen, wimmernd. (W 198)

Der Hauptkoordinate ihrer einstigen Selbstkonzeption beraubt, ist Marian von bodenloser ›Verzweiflung [...], die die Grenzen ihres Körpers sprengen wollte‹ erfasst. »[W]einend und manchmal schreiend« vergegenwärtigt sie sich wiederkehrend den Crash ihrer Existenz- und Identitätsfiguration; Trost bietet ihr allein die Vorstellung ihres Freitods. Der Suizid gerät ihr zur einzig verbliebenen eigenaktiven Handlungsoption und ›Perspektive‹, infolgedessen sie sich ihn zum potenziellen Befreiungsakt deklariert. Marian imaginiert ihre Selbsttötung somit als Versprechen einer ›Lösung‹: einerseits die Erinnerung an ihren ehemals gültigen Selbstentwurf ›Modedesignerin‹ und andererseits die Aussicht, diesen final durch den Entwurf ›Selbstversorgerin‹ ersetzen zu müssen, dispensierend. Marian resigniert existenziell an ihrem eigenen Sein, was sich zugleich in einem exzessiven Alkoholkonsum ausdrückt: »Am Nachmittag, wenn es dunkel wurde, fing sie an, Schnaps zu trinken, bis sie einschlief« (W 138). Es ist eine mentale und habituelle Extremisierung – Suizidgedankenspiele, exzessive Gefühlsexpression sowie die Aneignung selbstzerstörerischer Verhaltenszüge –, von der sich Marian ergriffen zeigt. Der Parameter ›Identitätsfragilität‹ formuliert sich demzufolge erzählerisch in mehrfacher Hinsicht als emotional-pathologische Auffälligkeit aus, die eine psychische Instabilität indiziert, und lässt dergestalt Marians identitätsbezogene Besitzlosigkeit als Signum ihrer fundamentalen seinskonzptionellen Krise greifbar werden.

Damit verbunden konkretisiert sich ›Identitätsfragilität‹ als narratologisches Krisenmerkmal zudem plakativ als subjektive Selbstentäußerung. Zum Beispiel vermeidet es Marian zeitweilig ausdrücklich, sich selbst anzusehen: »Sie schaute nicht mehr in den Spiegel, morgens nicht und abends nicht, sie sah sich nicht mehr, und damit sah niemand sie mehr, und so war sie quasi gar nicht da.« (W 16f.) Indem sie ihrem eigenen Anblick im ›Spiegel‹ ausweicht, entzieht sich Marian visuell ihrer selbst und kann ferner ihre nunmehrige Seinsweise in toto negieren. Hadernd mit ihrer existenziellen Identitätsverwerfung, vermag es Marian zunächst nicht, sich in ihrer jetzigen Lebenssituation zu akzeptieren; sie stellt sich stattdessen ihre eigene Identität als komplett von der ihrer verstorbenen ›Tante‹ einverleibt und dementsprechend unsichtbar geworden vor:



Im Badezimmerspiegel sieht Marian ein fleckiges, gebräuntes Gesicht, Falten und Fältchen um die Augen [...], umrahmt von ungekämmtem, farblosen Haar, das verlegen und fettig an ihrem Kopf klebt, und Marian sieht: die Tante. O Gott. Ich bin jetzt die Tante, denkt Marian, ihr Geist ist in mich gefahren, in all den Nächten, die ich im Bett der Tante geschlafen habe [...]. Ich grabe, säe, ernte, koche, wecke ein und backe wie die Tante. Ich bin die Tante. Der Gedanke ist ihr nicht neu. Sie denkt ihn jetzt öfter, vor allem morgens und manchmal nachts, wenn sie im Halbschlaf auf der eiskalten Toilette sitzt, den gesteppten, großgeblühten Hausmantel der Tante hochrafft: Das ist nicht Marian, die da pisst, das ist die Tante, ich stecke in der Tante jetzt, denkt Marian, nicht nur in ihrem Haus und in ihrem Badezimmer, auch in ihrem Körper, ihrem alten Körper, und das Gesicht der Tante schaut ihr aus dem Spiegel entgegen. (W 240)

Marian ist nicht bloß existenziell auf die Nutzung des materiellen Nachlasses ihrer Verwandten angewiesen – von Haus und Garten angefangen über die Einrichtungsgegenstände bis hin zu deren alter Kleidung –, sondern sie hat sich auch die für »die Tante« ehemals typischen Aktivitäten angeeignet, so »grabe, säe, ernte, koche, wecke [sie] ein und backe wie die Tante«: Angesichts dieser doppelten Inbesitznahme denkt sich Marian geradezu deren »Geist in [s]ich gefahren«. Sie, die sich deren einstiges Eigentum und Lebensweise nutzbar gemacht hat, um zu überleben, erkennt sich mit Schrecken selbst nicht mehr in ihrem Spiegelbild: Ihr schaut in dem »fleckige[n], gebräunte[n] Gesicht«, das sich ihr »[i]m Badezimmerspiegel« zeigt, vielmehr »die Tante« entgegen. Marian, die ihre früheren Identitätsinsignien, zu denen es u. a. auch zählte, etwas gegen »ihre Falten« im Gesicht zu »unternehmen« (W 15), nicht länger ausbilden kann, erfährt sich in ihrer Identität als nicht mehr vorhanden. Regelrecht wahnhaft perspektiviert sie sich als Quasi-Reinkarnation einer verstorbenen Person und dergestalt als Akteurin eines fremden Lebensentwurfs; »ich stecke in der Tante jetzt, denkt Marian, [...] in ihrem Körper«. »Identitätsfragilität« zeigt sich als Krisenkennzeichen insofern motivisch als unmittelbare Erfahrung von Selbstentfremdung bzw. -auflösung entfaltet, die anhand optischer und habituelier Gesichtspunkte fassbar gemacht wird.

Darüber hinaus wird »Identitätsfragilität« auch prominent als Neujustierung des Identitätskonzepts realisiert. Gesellschaftlich abgeschieden am Existenzminimum als Selbstversorgerin lebend, beginnt Marian sukzessiv ihren Selbstentwurf neu zu figurieren und andere Seinsaspekte auszubilden: Zum einen neigt sie etwa zunehmend dazu, laut mit sich zu sprechen, worüber sie »immer noch erschrickt [...], zuerst weil sie eine Stimme hört, dann weil ihr klarwird [sic], dass es ihre Stimme ist« (W 110). Diese entwickelte Eigenart mutet ihr selbst derart »wunderlich« (W 110) an, dass sie sich als »eine alte Hexe« imaginiert, »vor der sich Kinder fürchten« (W 110). Zum anderen verändern sich gleichfalls Marians Essgewohnheiten: »Sie war gefallen, und dort, wo sie schließlich aufgeprallt war, tat Milch nicht weh und schmeckte

Kaffee auch, wenn es kein [...] handgepflückter Biokaffee war, sondern ganz normaler Kaffee, wie ihn alle tranken, aus einer Filtermaschine.« (W 28f.) Geschuldet ihrer prekären ökonomischen Situation, simplifiziert sich ihr Essverhalten; hatte sie sich zuvor über den Konsum besonders hochwertiger Waren wie »handgepflückter Biokaffee« und die Ablehnung von bestimmten Produkten wie »Milch« definiert, sind diese Aspekte für sie mittlerweile nicht mehr relevant. Marians »früher[es]« Leiden an »einer Laktoseintoleranz« (W 25), das sie seinerzeit gegenüber ihrem sozialen Umfeld kapriziös als Identitätsmarker ausstellte, verschwindet ebenfalls: Zum Beispiel hatte sie früher »ihr Stammkaffeehaus [...] gezwungen, ihr den Latte macchiato mit extra und nur für Marian angeschaffter garantiert laktosefreier Sojamilch zuzubereiten, weil es ihr einfach nicht möglich war, ihren Kaffee ganz ohne Milch zu trinken« (W 26). Der ehemals vermeintlich gesundheitsbedingte Verzicht auf laktosehaltige Lebensmittel wird als Signum eines städtisch-modernen Lifestyles demaskiert; es ist dessen ökonomisch erzwungenes Ende und die auf diese Weise verlorene diesbezügliche Wahlfreiheit, die Marian von dieser Unverträglichkeit »auf einmal genesen« (W 26) lässt:

Unter Laktoseunverträglichkeit leidet sie jetzt nicht mehr. [...] Irgendwann war [...] Käse im Haus gewesen, und sie hatte den Käse gegessen und vertragen. Sie hatte ihren Körper beobachtet, während sie den Käse aß [...]. Sie erwartete jeden Moment den Druck im Oberbauch und den Schmerz, in den dieser Druck früher zuverlässig überging [...]. Aber als sie den Käse aß, geschah nichts. Und wenn nun Käse da ist, isst sie Käse, und wenn es Milch gibt, trinkt sie auch Milch und schützt sie vor allem in den Kaffee [...]. (W 26f.)

Ihre einst übliche körperliche Abwehrreaktion auf Molkereierzeugnisse bleibt aus; weder spürt sie »den Druck im Oberbauch« noch »den Schmerz, in den dieser Druck früher zuverlässig überging«. Hatte sie früher selbst »in [ein]em veganen Restaurant [...] sichergehen woll[en], dass sich in ihrem veganen Linsentopf auch ganz gewiss keine Spur von Kuhmilch finde« (W 26), ist ihr jetzt ein rein pragmatisches Verhalten eigen, das sich einzig danach bemisst, was an Essenswaren gerade vorhanden ist: »wenn nun Käse da ist, isst sie Käse, und wenn es Milch gibt, trinkt sie auch Milch«. Aufgrund von Marians veränderten – wirtschaftlichen – Lebensumständen lösen sich auch ehemals charakteristische, physische Identitätsattribute wie ›Laktoseunverträglichkeit‹ auf; anhand des Analyseparameters ›Identitätsfragilität‹ tritt hier folglich ebenfalls die identitätsgenerische Abhängigkeit von ökonomischen Rahmenbedingungen zutage.

Das entdogmatisierte Essverhalten Marians geht ferner damit einher, dass sie den Wert von selbst zubereiteten, schlichten Mahlzeiten zu schätzen und diese gleichfalls zu genießen lernt:

Schwarzbrot, etwas Butter, Marmelade aus schwarzen Ribiseln, selbstgemacht. Sie beißt hinein, es schmeckt herrlich. Hat ihr früher auch etwas so Einfaches so herrlich geschmeckt wie jetzt Maiskolben und Marmeladenbrote? Ja, doch, Oliver und sie hatten die Einfachheit zelebriert, aber auf einem recht hohen, bequemen Niveau. Einkäufe am Bauernmarkt, Gemüse aus der vom Bioproduzenten gelieferten Kiste (aus der dann das meiste im Müll landete, nicht einmal im Biomüll, weil sie den nach einem zwei- oder dreiwöchigen Versuch wegen des damit zusammenhängenden Gestanks sofort wieder abschaffte. (W 91f.)

Während Marian früher durch »Einkäufe am Bauernmarkt« oder »Gemüse aus der vom Bioproduzenten gelieferten Kiste«, deren Inhalt dann größtenteils weggeworfen wurde, »Einfachheit« als Ausdruck einer scheinbar nachhaltigen Lebensführung »zelebriert[e]«, ist es jetzt etwas tatsächlich authentisch »Einfaches [...] wie Maiskolben und Marmeladenbrote«, das ihr »herrlich []schmeckt«. Der genuine Akt des Kaufes von biologisch angebauten Produkten besitzt für die Großstädterin Marian eine identitätskonstitutive Relevanz, denn dergestalt vermag sie es, sich als eine ökologisch und gesundheitlich verantwortungsbewusste Person zu inszenieren. Erst durch ihren ökonomisch-gesellschaftlichen Ruin, der sie zu einem selbstversorgerischen Leben auf dem Dorf zwingt, findet sie zu einem wirklich acht- und sparsamen Umgang mit Lebensmitteln, deren Verfügbarkeit für sie nun keine Selbstverständlichkeit mehr darstellt: »Hier, jetzt, wird es bald wieder Winter [...]. Es bedeutet auch: Es wächst kein Essen mehr, es gibt das zu essen, was sie den Sommer über gesammelt, eingekocht, haltbar gemacht [...] und sonst wie gehortet hat.« (W 94) »Identitätsfragilität« aktualisiert sich dementsprechend in Marians geändertem Umgang mit Nahrungsmitteln als Hinwendung zu einer authentischen und ressourcenbewussten Lebensweise.

Angezeigt wird Marians Neuaushandlung ihres Identitätskonzepts außerdem durch ein bewusst-aktives Erproben und Etablieren neuer Seinsaspekte. In der Abwesenheit ihrer bislang gültigen Identitätskoordinaten fängt sie an, neue auszubilden. Sie, die »[f]rüher [...] nicht gekocht [hatte]« (W 161), beginnt sich beispielsweise mit »zäher« (W 165) Ausdauer verschiedene Fertigkeiten der Essensgewinnung und -verarbeitung anzueignen; etwa bringt Marian sich das Brotbacken bei:

Bäcker ist ja kein Studium, hatte sie gedacht, das ist ja nichts Akademisches. Plus, dachte sie da, wenn es der Püribäuerin (im Dorf berühmt für ihre Bössartigkeit, ihre Dummheit und für ihr Backtalent) gelang, ein Sauerteigbrot zu backen, konnte es ja nicht so schwer sein. Dachte sie. War es aber doch. Es gehörte offensichtlich zu den Talenten, die keinen IQ über 100 erforderten. Ja, für die ein IQ über 100 sogar vermutlich gar nicht sonderlich hilfreich, sondern hinderlich war [...]. Es brauchte ein Gefühl oder ein Talent dazu, das Marian nicht angeboren war. Sie mischte den Teig – so kam es ihr jedenfalls vor – jedes Mal genau gleich, und das Brot wurde jedes Mal anders. Sie merkte es schon beim Kneten, sie wusste nicht,

ob es an der minimal unterschiedlichen Temperatur des Wassers lag, an der auf zwei Gramm nicht exakten Menge Mehl. [...] Es gelang manchmal, und manchmal ging es völlig schief. Es schien etwas mit dem Luftdruck zu tun zu haben oder mit der Stellung des Mondes oder mit der Luftfeuchtigkeit oder vielleicht damit, ob ein gerader oder ungerader Tag, ob Vormittag war oder Abend [...]. [...] Sie hatte es bisher nicht herausgefunden, während brunzdumme Weiber wie die Silvia das offenbar mit der Muttermilch mitbekamen, in den Genen, wie auch immer, jedenfalls konnten sie es. [...] Immerhin: Ihr eigenes Brot schmeckte mittlerweile auch ganz okay, meistens, es war essbar, und wenn es frisch und gerade abgekühlt war, schmeckte es mitunter sogar richtig gut. (W 195f.)

Entgegen ihrer Annahme – da es schließlich auch »brunzdumme[n] Weiber[n]« gelingt – fällt es Marian nicht leicht, »ein Sauerteigbrot zu backen«. Für sie ist es ein mühsamer, undurchsichtiger Prozess, den sich ihr nicht rational erschließt. Obwohl sie meint, »den Teig [...] jedes Mal genau gleich« zu machen, fällt das Ergebnis jeweils unterschiedlich aus. Marian imaginiert das Brotbacken angesichts dessen als einen metaphysischen Schöpfungsakt, der einer ihr rätselhaft bleibenden Gesetzmäßigkeit unterliegt: »Es schien etwas mit dem Luftdruck zu tun zu haben oder mit der Stellung des Mondes oder mit der Luftfeuchtigkeit oder vielleicht damit, ob ein gerader oder ungerader Tag, ob Vormittag war oder Abend«. Dem Gelingen des Brotes liegen keine objektiven Kriterien zugrunde, stattdessen bedarf es dafür der richtigen Intuition, »ein[es] Gefühl[s] oder ein[es] Talent[s]«, das Marian fehlt. Dass ihr inzwischen das »eigene[] Brot« größtenteils gut gerät, resultiert infolgedessen einzig aus ihrer Beharrlichkeit, es stets aufs Neue zu versuchen. Marian ist jetzt existenziell auf den Erwerb von solcherlei hauswirtschaftlichen Fertigkeiten angewiesen, während ihre frühere Beschäftigung mit Kochen und Backen eher theoretischer Natur war: Marian hatte in ihrem großstädtischen Lebensentwurf ehemals »ganze Wochenenden damit verbringen« können, die entsprechenden Bücher zu studieren, um darin »Rezepte, die sie demnächst zubereiten würde, mit bunten Post-its zu markieren«, von denen sie dann »vielleicht zwei oder drei tatsächlich zubereitet[e], und alle waren sie mehr oder weniger misslungen« (W 162).

Mithilfe der Gartenbücher ihrer Tante, die diese »wohl schon [...] von ihrer Mutter bekommen hatte« und teilweise noch in »Frakturschrift« (W 137) geschrieben sind, beginnt Marian, sich ferner Wissen über den Gemüseanbau anzueignen. Wochenlang »studiert[ ]« sie in ihren ersten Wintermonaten auf dem Land die Texte und »lernte so viel über Nutzpflanzen wie möglich, machte Listen von Gemüsen, die sie pflanzen würde« (W 138). Den Garten mit den erworbenen Kenntnissen urbar machend, entdeckt Marian im Zuge dessen in sich »ein verborgenes Talent [...]: Das Gefühl dafür, was wächst und wie man es dazu bringen konnte, schneller, dichter, höher, ertragreicher zu wachsen« (W 151). Zunehmend gelingt es Marian immer besser, sich selbst zu versorgen:

Elf Körbe [mit Äpfeln] hat sie bisher gefüllt, klüger als im Herbst davor, als sie gerade angekommen war. Da war sie noch dumm gewesen. Dumm, verwirrt, ängstlich und ahnungslos: An einem der ersten Tage hatte sie alle noch nicht verfaulten Äpfel und Birnen, die unter den Bäumen lagen, in den alten Körben aus dem Schuppen gesammelt, alles durcheinander, und die Körbe in den Keller geschleppt. Und dann hatte sie über die Monate gelernt, dass es lagerfähige Äpfel gibt und solche, die sehr schnell verderben. (W 157)

Durch praktische Erfahrung erwirbt Marian weiteres Grundwissen über den richtigen Umgang mit den Erträgen ihres Gartens. In ihrer Anfangszeit diesbezüglich »noch dumm gewesen« und unbedarft beispielsweise die unterschiedlichen Apfel- und Birnensorten zusammen lagernd, hat sie »über die Monate gelernt, dass es lagerfähige Äpfel gibt und solche, die sehr schnell verderben«. Wie Dickens treffend feststellt, findet sich hier damit insgesamt »[d]ie selbstversorgende Lebensweise [...] als eine Bereicherung dargestellt. Marian kann und weiß nun mehr als früher«, entsprechend »hat [sie] sich als Person weiterentwickelt«. <sup>54</sup> »Identitätsfragilität« als erzählerisches Signum der Transformations- und Transitionsphase »Krise« findet sich folglich als Wissenserweiterung realisiert, die mit den Bedingungen des nunmehrigen Lebenskontextes korreliert.

(Über-)Lebensentscheidend abhängig von ihrer eigenen »Kraft« und »[C]lever[ness]« (W 151) fängt Marian insofern an, sich selbst in einer gänzlich neuen Weise zu erfassen sowie andere Identitätsaspekte auszubilden; etwa auch in Hinblick auf ihr handwerkliches Können: »Plötzlich wurde ihr klar, dass sie das konnte: Dinge reparieren mit einfachen Mitteln, Funktionen überbrücken, eine Sache so geschickt durch eine andere ersetzen, dass das Fehlen der ersten kaum auffiel, improvisieren.« (W 119) So weiß sie, die »früher [...] [n]iemals [...] einen Fisch angefasst [hätte], außer mit Messer und Gabel« (W 101), es denn ferner ebenfalls zu schätzen, von dem Gutsbesitzer Franz, mit dem sie aus zweckrationalen Überlegungen eine Affäre eingegangen ist, das Angeln beigebracht zu bekommen (vgl. W 33f.); als stillschweigende Gegenleistung dafür, dass sie ihn oral befriedigt hat (vgl. W 31):

Die Angel macht einen so starken, Ruckler, fast entgleitet sie ihr. Sie kann gerade noch zupacken [...]. Sie hält sie jetzt ruhig, ganz vorsichtig, gibt ein wenig nach, als der Fisch, der daran hängt, versucht sich zu befreien. Sie steht auf und fängt an zu kurbeln, langsam, gleichmäßig, mit Bedacht, wie Franz es ihr gezeigt hat. [...] Sie zieht die Schnur langsam ein, mit gleichmäßigen Bewegungen, bis sie den Fisch sehen kann. [...] Sie kurbelt weiter, bis der Fisch vor ihr im seichten Wasser liegt, er windet sich an der Schnur, er schlägt und windet sich, sie packt ihn mit der linken Hand, er ist glitschig und versucht panisch, sich herauszuwinden, sie greift ihn, legt ihn auf einen flachen Stein und schlägt ihm, auch das hat Franz ihr gezeigt,

---

54 Dickens: Alternativen zur Geldwirtschaft, S. 156.

mit einem anderen Stein auf den Kopf, einmal, zweimal, sehr fest. [...] Sie ist stolz, dass er tot ist. Sie hat ihn selbst totgemacht. Sie kann ihr Essen jetzt nicht mehr nur essen. Oder kochen. Oder ernten. Sie kann es auch töten und ausnehmen. (W 98f.)

Marian zeigt sich als umsichtige und kenntnisreiche Anglerin, die in einen beinahe darwinistisch anmutenden Kampf mit der Natur tritt: Der Fisch »schlägt und windet sich, sie packt diesen mit der linken Hand, er [...] versucht panisch, sich herauszuwinden, sie greift ihn, legt ihn auf einen flachen Stein und schlägt ihm [...] mit einem anderen Stein auf den Kopf«. Es ist nachgerade eine anarchisch-urwüchsige Triebkraft und Handlungsgewalt, die sie erfasst: Sie zögert nicht in ihrem Tun und tötet den Fisch mit einigen entschlossenen Handgriffen. Dieser Akt des Tötens erfüllt Marian mit einem Selbstbewusstsein, dem eine identitätsformulierende Bedeutung zukommt, wie durch die mehreren, aneinandergereihten einfachen Aussagesätze mit durchgängiger Erststellung des Personalpronomens auch stilistisch pointiert wird: »Sie« ist stolz, dass er tot ist. »Sie« hat ihn selbst totgemacht. »Sie« kann ihr Essen jetzt nicht mehr nur essen. [...] »Sie« kann es auch töten und ausnehmen [Hervorh. K.T.].« Marian erlebt sich in der Tätigkeit des Angelns als wirkmächtig und aktiv; ihr obliegt sowohl die Entscheidung über Leben oder Tod des Fisches als auch die Verantwortung für dessen weitere Verarbeitung. Sie erfährt hier eine Handlungsautonomie losgelöst von ökonomischen oder emotionalen Tauschbeziehungen, die namentlich ihr Verhältnis zu Franz oder auch zu ihrer Schwester Angelika figurieren, die ihr aus Salzburg gelegentlich »Pakete[] [...] [mit] Zeug, das sie entweder nicht gebrauchen kann oder das sie ärgert« (W 164), schickt. Dementsprechend ermöglicht das Fischen Marian nicht allein, ihre dürftige Nahrungspalette zu erweitern, sondern es stellt für sie außerdem ein Momentum der Selbstbestimmung dar. ›Identitätsfragilität‹ findet sich prominent als eine bewusste Aneignung und Ausbildung neuer Fähigkeiten – Backen, Gemüseanbau, handwerkliche Arbeiten, Fischen – geschildert, aus denen heraus der diffus gewordene Selbstentwurf wieder konturiert und neuerlich eine Selbstwirksamkeit des eigenen Handelns erfahren werden kann.

In Marians vom steten Ringen ums »Überleben[]«<sup>55</sup> geprägten, existenziell prekären Alltag haben gesellschaftliche Norm- und Moralvorstellungen des Weiteren an Bedeutung eingebüßt. ›Identitätsfragilität‹ narratives Krisenkennzeichen wird dementsprechend ebenfalls als ein veränderter Umgang mit dem sozial etablierten Regelsystem aktualisiert: Da sie über kaum Geld verfügt, um im Supermarkt einzukaufen, stiehlt Marian – in der Absicht, sowohl ihren Speiseplan zu bereichern als auch ihre Essensvorräte zu erweitern – nachts »weit im Feldinnern, wo es der Püribauer nicht beim Vorbeifahren schon sehen konnte, und ohne Knickspuren zu

55 Bareis: Finanzkrise, S. 153.

hinterlassen« (W 74), Maiskolben von den Äckern ebenso wie Kartoffeln, gräbt Jungpflanzen für ihr eigenes Gemüsebeet aus (vgl. W 239) und raubt Hühner vom Nachbarhof:

Es waren drei [= Hühner, K.T.]. Zwei im letzten Winter, eins letzten Montag. Und das hat sie nicht mal angelockt. Das Huhn kam einfach in ihren Garten. Tatsächlich hat Marian sogar noch versucht, es zu verscheuchen, aber es ließ sich nicht scheuchen, sondern lief [...] auf sie zu, links an ihr vorbei, hinter das Haus, direkt auf den Hackstock zu. Direkt. Marian hat sich gesagt, ein Zeichen, das ist ein Zeichen, eindeutig. [...] Wenn das Zeichen sagt: Kragl das Huhn ab, dann kraglst du das Huhn ab. Es ist praktisch ein göttlicher Auftrag, das Huhn wurde von ganz oben hier an den Hackstock dirigiert, es ist ein Geschenk. Dieses Geschenk nicht anzunehmen, würde schlechtes Karma bedeuten. Marian wollte kein schlechtes Karma, davon hatte sie schon genug, also nahm sie das Geschenk an, dankte der Gottheit mit einer kleinen Verbeugung und schlug dem Huhn mit dem Beil den Kopf ab. (W 178f.)

Auf das »in ihren Garten« verirrte und »direkt auf den Hackstock« zulaufende Huhn reagiert Marian nicht dem gesellschaftlich vorherrschenden sozialen Skript gemäß und bringt es zu seiner rechtmäßigen Besitzerin zurück. Vielmehr interpretiert sie das entflozene Huhn als ein quasigöttliches »Zeichen«, als ein ihr zugedachtes »Geschenk«, das »nicht anzunehmen, [...] schlechtes Karma bedeuten« würde. Transferrt in diesen metaphysischen Bedeutungsrahmen kann sie ihr eigenes Handeln – die widerrechtliche Tötung des Huhns – vor sich selbst als schicksalserfüllend und insofern als statthaft legitimieren. Letztlich ist es ihr fortwährendes Streben, sich mit Essensvorräten zu versorgen, um nicht neuerlich einen »Horrorwinter [...], der sie [...] abgemagert hat[te]« (W 35), erleben zu müssen, das diesem pseudoreligiösen Rechtfertigungskonstrukt Marians zugrunde liegt. Ebenjenes existenzielle Grundbedürfnis hat sie in »ihr[em] erste[n] Winter« (W 35) denn auch zur Wilderei getrieben: mit dem alten Gewehr ihres verstorbenen Onkels, das sie zufällig beim »[U]msehen [...] im Haus« (W 135) in dessen Werkstatt findet (vgl. W 136), versucht sie, im nahen Wald ein Reh zu schießen. Ein fehlgehendes Unterfangen, das jedoch den Auftakt ihrer Beziehung zu Franz markiert, der sie dabei

gestellt hatte, mit der noch warmen Büchse des Onkels in der Hand, mit Blut an den Händen, heulend, vor sich ein noch zuckendes Reh und einen niedrigen, kräftigen und wie verrückt bellenden Hund. Ein großer, kräftig wirkender Mann war über die Lichtung auf sie zumarschirt [...], sie hatte ihn angesehen, er hatte sie angesehen, ganz ruhig und ernst, während sie ihre Möglichkeiten überdachte und erwartbare Folgen grob überschlug. Wilderei galt hier in der Gegend als schwerstes Verbrechen. [...] Als er ihr mit der Rechten eine reinhaute, mit solcher Wucht reinhaute, dass sie ohne das kleinste Zögern umkippte und mit der Schulter hart

am Boden aufprallte, wusste sie, dass er sie nicht anzeigen würde. Da wusste sie es schon. Dass das der Beginn von etwas war, etwas Neuem, etwas anderem, dass sie von jetzt an in seiner Schuld stand, trotz des Schlages, dass anderes sich an den Schlag anschließen würde. (W 139)

»[H]eulend« mit der Tatwaffe noch in den blutverschmierten Händen und zu ihren Füßen liegend das »zuckende[] Reh« ist Marians »Verbrechen« offenkundig. Sie hat wissentlich gegen geltendes Recht verstoßen und sich dadurch der juristischen Ahndung preisgegeben. So kommt denn auch Franz, »der Bestimmer [...] im Dorf [...] [und] in der ganzen Gegend« (W 237), als exponierter Repräsentant des gesellschaftlichen Ordnungssystems mit dem Habitus eines Richters »auf sie zumarschier« und fällt, sie »ganz ruhig und ernst« anschauend, unmittelbar sein Urteil: Er entscheidet sich dagegen, ihre Straftat an offizieller Stelle »an[zu]zeigen« und »sie einfach auf die nächste Polizeiwache zu schleppen« (W 236). Stattdessen übernimmt er in eigenjustiziablem Weise die Ausübung der staatlichen Gewalt, indem »er ihr mit der Rechten eine reinhaute, mit solcher Wucht reinhaute, dass sie ohne das kleinste Zögern umkippte«. Diese Reaktion seinerseits zeigt Marian bereits »de[n] Beginn von etwas [...] Neuem« an und – »[i]n seiner Schuld st[ehend]« – lässt sie sich einige Tage später tatsächlich auf einen unausgesprochenen »Deal mit Franz« (W 212) ein: Im Gegenzug dafür, dass er sie mit Feuerholz versorgt und ihr Lebensmittel wie Milch, Zucker und Kaffee zukommen lässt (vgl. W 149f.), wird sie »seine Geliebte. Oder seine Hure, je nachdem, wie man es betrachtete« (W 150). Nicht aus »[r]omantische[r] Liebe« (W 212), sondern einzig aufgrund von rationalen und wirtschaftlichen Erwägungen entspinnt sich Marians Verhältnis zu Franz; sie verlässt das sexualmoralische gesellschaftliche Normsystem, dessen Leitlinien sie grundlegend infrage stellt: »War es nicht [...] egal, mit welchen Teilen ihres Körpers sie sich ihr täglich Brot verdiente? Gab es etwas Derartiges wie moralische Körperteile und unmoralische [...]? Was war zivilisiert und was nicht? Was lag innerhalb dieser Grenzen, was verletzte sie? Wer bestimmt das?« (W 206) Obschon Marian trotz dieser abgeklärt-reflektierten Perspektivierung ein »fette[r] Rest von Selbstekel« (W 206) bleibt, wertet sie ihr Arrangement mit Franz insgesamt als wechselseitig nutz- und gewinnbringend: »Sie kümmert sich um ihn, er kümmert sich um sie, auf einer quasi amikalen, auf jeden Fall ökonomischen Basis.« (W 238) Marian weist ihrer Beziehung zu Franz einen zentralen, existenzsichernden Stellenwert zu, folglich zeigt sie sich entsprechend bestrebt, »dafür [zu] sorgen, dass Franz bei ihr bleibt« (W 36):

Sie hat in der Gegenwart von Franz schnell gelernt, dass eine gescheiterte Städterin einem angesehenen Land- und Gutsbesitzer, einem Großbauern und Viehhändler, einem Arbeitgeber und Geldverleiher nicht erklärt, wie es ihrer Meinung nach sein sollte am Land [...]. Nein, das tut sie nicht. Sie lässt sich erklären. Sie



fragt. Fragen kommt gut an, da stimmen die Relationen, es setzt die Frau in die richtige Position und den Mann auch, der kann sie dann belehren. (W 112)

Um sein patriarchal-konservatives Wertkonzept wissend, versucht Marian bewusst, seine diesbezüglichen Vorstellungen zu bedienen. Sie, die sich ehemals als »autonome, intelligente, gut organisierte, selbständige [...] Selfmade-Frau« (W 59) entwarf, macht sich nunmehr aus ökonomischen Motiven einen Habitus zu eigen, der stattdessen das Gendermodell einer dem Mann subordinierten Frau produziert. Marians Selbstkonzeption zeigt sich hier als das Resultat marktwirtschaftlicher Überlegungen: Sie agiert bedarfsadäquat und erfüllt eine in sie gesetzte Rollenerwartung mit dem Ziel, ihr Eigeninteresse – Existenzstabilität – zu erreichen.<sup>56</sup> »Identitätsfragilität« realisiert sich als ein bewusstes Außer-Kraft-Setzen bestimmter normativ-moralischer Verhaltensregeln aus einer wirtschaftlich-existenziellen Interessensabwägung heraus; motivisch umgesetzt an Marians Diebstählen sowie ihrer Affäre mit Franz.

Der Wandel ihrer Identitätsfiguration wird darüber hinaus ebenfalls von Marian selbst benannt und »Identitätsfragilität« damit einhergehend als Reflexionsmoment ihrerseits greifbar gemacht: Sie allgemein als »eine andere, als sie damals war« (W 165) perspektivierend, nimmt Marian sich insgesamt als »konsequenter, entschiedener« und im Gegensatz zu »früher« überhaupt als »zäher« (W 165) wahr. Obwohl ihr »[d]as, was früher einmal wichtig war, [...] immer noch präsent [ist]« (W 15), sind diese Dinge für sie nicht mehr unmittelbar relevant. Zurückgeworfen auf sich selbst und abgeschnitten von der Option des modernen Lebens, »vom Seelenheil über die Gesundheit und Fitness bis zur Nahrungszubereitung so viel wie möglich out[zusourc]en« (W 101), gelingt es Marian vielmehr qua eigener – wirtschaftlicher – Leistungskraft, ihre Identität neu zu konzeptualisieren.

Resümierend bleibt für die Aktualisierung von »Identitätsfragilität« als narratologischer Parameter von Krise in *Wald* zu konstatieren:

»Identitätsfragilität« zeigt sich anhand der autodiegetischen Erzählerin Marian sowohl als psychische Instabilität wie auch als erfahrene Selbstentfremdung und -auflösung erzählt. Durch ihren ökonomisch-gesellschaftlichen Crash kann sie ihre zentrale identitätsrelevante Rolle »Modedesignerin« nicht mehr aktualisieren. Infolgedessen befindet sich Marian identitätsgenerativ in einem Seinszustand der Krise als eine transformatorisch-transitorische Zwischenphase und zeigt sich

56 Die grundsätzliche ökonomische Bedingtheit ihres Selbstentwurfs zeigt sich ebenfalls bei ihrer früheren Identitätskonzeption als Modedesignerin; etwa ändert sie seinerzeit aus Marketinggründen ihren eigentlichen Vornamen »Marianne« in »Marian« ab (vgl. W 22). Die unter wirtschaftlichem Vorzeichen laufende Identitätsgenese Marians hebt auch Dickens hervor: »Der berufliche Erfolg bedingte auch ihr weiteres Leben, denn auch hier war für sie nur das Beste gut genug – sei es was Essen, die Einrichtung der Wohnung oder auch das von ihr eingestellte Personal anging.« (Dickens: Alternativen zur Geldwirtschaft, S. 151f.)

dementsprechend als eine liminale Figur des Übergangs. Ihr Einzug ins ehemalige Haus ihrer Tante – und damit verbunden gleichfalls ihre topografische Abkehr von ihrem früheren großstädtischen Lebensentwurf – geht mit einer Verhaltensextrémisierung einher, die einen exzessiven Alkoholkonsum sowie suizidale Gedanken zeitigt. Zudem beginnt sich Marian als ihre verstorbene Tante zu imaginieren, deren Identität sie sich einverleibt zu haben vorstellt. Vor dem Hintergrund von Marians fundamental veränderter ökonomisch-sozialer Lebenssituation gewinnt ›Identitätsfragilität‹ erzählerisch ebenfalls als Ausbildung und Etablierung neuer Identitätsaspekte Gestalt. So pragmatisiert sich zum einen ihr Essverhalten und sie eignet sich zum anderen aktiv hauswirtschaftliche, gärtnerische sowie handwerkliche Fertigkeiten an. Des Weiteren findet sich ›Identitätsfragilität‹ als Kennzeichen von Krise als verändertes Norm- und Moralverständnis erzählt: Marian stiehlt Gemüse von den Feldern ebenso wie Hühner vom Nachbarhof und beginnt mit einem verheirateten Mann – bar jeglichen romantischen Impulses einzig aus ökonomischen Erwägungen – eine Affäre. Ferner findet sich ›Identitätsfragilität‹ als bewusster Abgleich der jetzigen Selbstfiguration mit dem vormals realisierten Identitätsentwurf aktualisiert.

›Identitätsfragilität‹ wird demgemäß als narratologisches Kennzeichen von Krise in Knechts Roman *Wald* zum einen als ein personales Erleben von Identitätsinstabilität und Selbstentäußerung erzählt, das aus den gesellschaftlichen Folgen des finanzökonomischen Systemcrashs resultiert. Zum anderen zeigt sich ›Identitätsfragilität‹ ebenso als Neuausbildung und -formulierung von bestimmten Identitätsaspekten entfaltet, die der grundlegenden Existenzsicherung dienen und mit wirtschaftlichen Interessensabwägungen verbunden sind.

## 10.4 Zusammenfassung

Unter dem analytischen Fokus des narratologischen Krisenparameters ›Identitätsfragilität‹ wird in den Romanen der Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur *Das war ich nicht*, *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* und *Wald* die anhand der Figuren erzählte Destabilisierung und Neuauslotung zentraler existenz- und identitätsformulierender Identitätskoordinaten greifbar, wobei sich unisono markant die krisenhafte Verwobenheit von Wirtschaft und Identität narrativ entfaltet zeigt.

Als erzähltechnisches Kennzeichen von Krise gestaltet sich ›Identitätsfragilität‹ konkret an folgenden Hauptaspekten aus:

1 ›Identitätsfragilität‹ als wirtschaftlich-berufliche Prekarisierung: ›Identitätsfragilität‹ gewinnt als Prekarisierung der identitätszentralen wirtschaftlich-beruflichen Selbstverortung der Figuren Gestalt: In *Das war ich nicht* verliert Jaspers anvisiertes Identi-

tätsideal ›Top-Banker‹ sukzessiv in seinem Versuch der Verwirklichung an Geltung; in Ermangelung von Henrys Romanmanuskript gerät Meike ihre Tätigkeit als Übersetzerin außer Kraft, wodurch ihr gleichfalls die ökonomische Existenzgrundlage entzogen wird, ferner kann Henry aufgrund seiner Schreibblockade seinen Beruf ›Schriftsteller‹ nicht mehr realisieren und sieht damit seinen erfolgreich nach außen vermittelten Selbstentwurf fundamental infrage gestellt. In die Münchener Dependence des Versicherungsunternehmens versetzt und dort von Kündigung bedroht, destabilisiert sich in *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* zunehmend Renates identitätszentrale berufliche Rolle ›Versicherungsmaklerin‹; schließlich tatsächlich entlassen werdend, verliert sie diese vollends. Marian, die in *Wald* durch ihren wirtschaftlich-gesellschaftlichen Crash ihre berufliche Identitätskonzeption und ihr ökonomisches Fundament ›Modedesignerin‹ einbüßt, findet sich gezwungen, auf dem Land eine neue wirtschaftlich-identitätsgenerative Existenz als Selbstversorgerin zu entwerfen.

Über ›Identitätsfragilität‹ formuliert sich Krise entsprechend prominent als Destabilisierung und Erfordernis der Neujustierung der wirtschaftlich-beruflichen Selbstfiguration aus, was erzählerisch mit der narrativen Nutzbarmachung der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 verquickt ist: Der Bankencrash, der Jaspers illegalem Spekulieren mit den Aktien der Hypothekenbank HomeStar geschuldet ist, zu deren Kreditnehmenden Meike zählt, macht dessen fehlgehende Identitätskonzeption offenbar, wie sich auch Henry finanziell ruiniert wähnt. Renates persönliche ökonomische Identitätserosion korreliert zeitlich mit dem globalen Systemkollaps ebenso wie sich Marians wirtschaftlich-sozialer Zusammenbruch kausal mit diesem verknüpft zeigt.

2 ›Identitätsfragilität‹ als soziale Exklusion und/oder emotionale (Selbst-)Entfremdung: ›Identitätsfragilität‹ erlangt narrativ längs der Aspekte soziale Exklusion und/oder emotionale (Selbst-) Entfremdung an Kontur: In *Das war ich nicht* leidet Jasper an seiner sozialen Ausgrenzung am Arbeitsplatz sowie an der Absenz von privaten Beziehungen in seinem Chicagoer Lebensumfeld; auch Henry erfährt seine mangelhafte soziale Einbettung jenseits seines beruflichen Aktionsradius als defizitär; demgegenüber zieht sich Meike radikal aus ihrer langjährigen Paarbeziehung und ihrem Freundschaftskreis zurück, da sie sich hier in ihren Ansichten, Bedürfnissen und Interessen als entfremdet erlebt. Ihrem perfektionistischen Impetus und rationalistischen Agieren geschuldet, hat Renate in *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* sowohl ihre emotionale Erlebnisfähigkeit eingebüßt, wie es ihr auch im zwischenmenschlichen Umgang an zweckfreier empathischer Zuwendung mangelt. In *Wald* meidet Marian, sich ihres wirtschaftlich-gesellschaftlichen Abstiegs und ihrer jetzigen Existenz als Selbstversorgerin schämend, den Kontakt zu ihrer Tochter und pflügt überdies – abgesehen von ihrer ökonomisch fun-

dierten Affäre mit dem Gutsbesitzer Franz sowie zu ihrer Nachbarin – kaum mehr soziale Beziehungen.

›Identitätsfragilität‹ im Sinne sozialer Exklusion und/oder emotionale (Selbst-) Entfremdung findet sich in den Romanen aus Figurenperspektive insgesamt als negativ-bedrückend reflektiert und zeigt sich dabei als prozessuale Bewusstwerdung, die eng mit dem Erfahren einer ökonomischen Prekarisierung verbunden ist: Jaspers identitätsgenerativ fehlgeleitete Workaholic-Performance wird als mit seiner sozialen Vereinzelung verknüpft erkennbar, Henry tritt seine Einsamkeit angesichts der Destabilisierung seines beruflichen Identitätsmarkers ›Schriftsteller‹ zutage, während Meike im Nachgang ihres Bruchs mit ihrem bislang gültigen sozialen Lebenskontext ihre ökonomische Existenzgrundlage als Übersetzerin infrage gestellt sieht, Renates defizitäre soziale und emotionale Verfasstheit amalgamiert sich mit ihrer existenziellen beruflichen Verunsicherung und aufgrund ihres wirtschaftlichen Crashes als Modedesignerin zieht sich Marian aus ihren bisherigen soziale Beziehungen zurück und bildet als Selbstversorgerin vereinzelt neue Kontakte aus.

3 ›Identitätsfragilität‹ als normabweichende Extremisierung und/oder Pathologisierung des Verhaltens: Krise formuliert sich über den Parameter ›Identitätsfragilität‹ prominent als normabweichende Extremisierung und/oder Pathologisierung des Verhaltens aus, wodurch ›Krise‹ motivisch prägnant als Phase einer identitätsfigurativen Destabilisierung greifbar gemacht wird:

Im Zuge seines Abdriftens ins unautorisierte Aktienhandeln entwickelt Jasper in *Das war ich nicht* nervöse körperliche Ticks, während sich seine hektische Anspanntheit darüber hinaus im eklektischen Essen von Süßigkeiten und Fast-Food-Produkten niederschlägt. Unter Aufwendung ihrer letzten finanziellen Reserven in Chicago nach dem abgetauchten Henry suchend, unterlässt es Meike, ihr dortiges Pensionszimmer zu bezahlen und verschafft sich, zurückgekehrt nach Deutschland, widerrechtlich Zutritt zu ihrer alten Wohnung, aus der sie u.a. Weinflaschen und Zigaretten stiehlt. Zufällig im Wirtschaftsteil einer Zeitung eine Fotografie von Jasper vor dem Hintergrund einer abstürzenden Börsenkurve entdeckend, visioniert Henry sich diesen wiederum als Lösung seiner Identitätsverwerfungen und fängt an, ihn zu stalken. In *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* sieht sich die Versicherungsmaklerin Renate dem Zwang ausgesetzt, Pfandflaschen zu sammeln, zudem leidet sie an bulimischen Brechattacken, ist abhängig von diversen Psychopharmaka und hat suizidale Gedanken. Marian gibt sich in *Wald* nach dem Verlust ihres großstädtischen Lebensentwurfs als Modedesignerin zunächst einem exzessiven Alkoholkonsum hin und imaginiert sich ihren Freitod, untergekommen im Haus ihrer verstorbenen Tante auf dem Land bildet sich ihr außerdem zunehmend die Wahnvorstellung aus, dass deren Identität vor ihr Besitz ergriffen habe; darüber hinaus beginnt sie, Gemüse von Feldern und Hühner vom

Nachbarhof zu stehlen, und geht überdies mit einem verheirateten Mann aufgrund ökonomischer Vorteile eine Affäre ein.

4 ›Identitätsfragilität‹ als identitätskonzeptionelle Rückbesinnung: Über ›Identitätsfragilität‹ als narratologischen Parameter wird Krise in den Romanen *Das war ich nicht* und *Wald* als Zeitraum der identitätskonzeptionellen Rückbesinnung auf die Pflege sozialer Beziehungen sowie auf die Ausbildung von hauswirtschaftlichen Praktiken der Daseinsvorsorge in Abgrenzung zu einer wirtschaftlich-rationalistisch geprägten Gesellschaft kenntlich: Jasper verliebt sich in seine Zufallsbekanntschaft Meike und entwickelt in der Beziehung zu ihr einen sozial fundierten Selbstentwurf, dem die berufliche Identitätsfiguration subordiniert ist. Zudem erfährt sich Henry nach Verlassen seines etablierten beruflichen Aktionsradius als sozial einsam, was er unbewusst durch sein Stalking von Jasper zu überwinden sucht. Geschuldet ihrer grundlegend veränderten wirtschaftlich-sozialen Lebenssituation, sieht sich Marian veranlasst, neue Identitätsaspekte auszubilden; so pragmatisiert sich ihr Essverhalten und sie eignet sich eigeninitiativ hauswirtschaftliche, gärtnerische sowie handwerkliche Kenntnisse und Fertigkeiten an.

Qua dieser Hauptaspekte wird unter ›Identitätsfragilität‹ als analytische Leitperspektive in den untersuchten Romanen ›Krise‹ erzählt als transformatorisch-transitorische Phase sichtbar. Anhand der dementsprechend als liminal gezeichneten Figuren zeigt sich hier die instabil gewordene Verflechtung von Wirtschaft und Identität vor dem Ereignishorizont der Finanz- und Wirtschaftskrise, im Zuge dessen sich die wirtschaftsbasierte Funktionsweise von Gesellschaft als defizitär und fehlgehend markiert erweist.

## 11 ›Angliederung‹ als narratologischer Parameter von Krise

---

»Sie setzt sich auf die Stufen, auf den Fußabstreifer, sie trinkt den Wein, isst das Brot, schlingt einen Arm um ihre Knie, sie blickt über ihre Wiese, hinüber zu ihrem kleinen Acker [...]. [...] Das ist ihrs hier, es fühlt sich an wie ihrs, sie hat das gemacht, sie hat es sich angeeignet und unterworfen. Meins, denkt sie. Sie trinkt den Wein, [...] der wie früher nach Trost schmeckt; aber interessant, sie braucht gar keinen.«  
(W 262f.)

Das Erzählen von Krisen(auf-)lösung sowie der perspektivischen Formulierung eines neuen Seinszustands, der für die Figuren wieder existenz- und identitätsgenerative Stabilität zu versprechen vermag, ist in allen analysierten Titeln der Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur umgesetzt. Der sich in den drei Romanen unterschiedlich zeigenden narrativen Nutzbarmachung von ›Angliederung‹ als Charakteristikum des spezifischen Erzählmodus Krise, in dem auf figuraler Ebene ökonomische und subjektiv-personale Aspekte verwoben werden, gilt somit nachfolgend das Interesse.

### 11.1 Kristof Magnusson *Das war ich nicht* (2010)

›Angliederung‹ als perspektivische Überwindung von Krise und Formulierung eines existenz- und identitätsstabilisierten Nach-Krise-Zustands gewinnt in Magnussons Roman *Das war ich nicht* – von Bareis treffend auf den Punkt gebracht – Gestalt in Form »ein[es] allgemeine[n] Happy End[s]«, in dem sich sämtliche vorherigen »dramatischen Geschehnisse in Wohlgefallen [...] auf[lösen]«<sup>1</sup> und die Etablierung eines neuen, Normalität formulierenden Seinszustand versprochen wird. Die so in Aussicht gestellte Auflösung von Krise wird dabei erzählerisch mit einem Wechsel des Handlungsortes verwoben:

---

1 Bareis: Finanzkrise, S. 146.

Unabhängig voneinander verlassen die drei Hauptfiguren Jasper, Meike und Henry Chicago als topografischen Schauplatz des Bankencrashes sowie ihrer sich längs wirtschaftlicher und identitätsfundierender Parameter ausformulierenden Krise gen Deutschland. Hier finden sie schlussendlich in Meikes, im zivilisatorischen Niemandsland gelegenen, Haus zusammen (vgl. D 272), verfolgen die Nachrichten über den von Jasper verursachten Bankrott seines Arbeitgebers, der Investmentbank Rutherford & Gold, sowie den daraus resultierenden »erdrutschartigen Kursverlusten an den Aktienmärkten« (D 242) und stellen sich darüber hinaus – wie Lüdeker festhält – befreit von ihren verfehlten Identitätsentwürfen »auf ein unambitioniertes Leben ein[]«. <sup>2</sup>

Der Vollzug des Ortswechsels wird als radikale Fluchtbewegung aus Krise erzählt, der unterschiedliche Motivationen zugrunde liegen: Jasper, der vor »fünf Jahre[n]« zuletzt »in Deutschland gewesen« (D 228) ist, entzieht sich, ins Flugzeug »[n]ach Frankfurt« (D 227) steigend, den Konsequenzen seiner illegalen Spekulationsgeschäfte, löst sich auf diese Weise zudem von seinem imaginierten beruflichen Identitätsideal ›Top-Banker‹ und lässt sein bisheriges, dementsprechend figuriertes Leben hinter sich; hat er doch »bei der Bank alles versaut« (D 219). Pleite und bis auf ein paar Cents (vgl. D 214) über »kein Geld« (D 218) mehr verfügend, fliegt ebenfalls Meike zurück nach »Hamburg« (D 218); das Ticket dafür hat ihr Jasper, den sie zufällig in einem Chicagoer Coffeeshop kennengelernt hat (vgl. D 94f.), auf ihre Bitte hin gekauft (vgl. D 218f.). Sie ist mit ihrem Plan, sich Henrys Romanmanuskript einfach »ab[zu]holen« (D 197), gescheitert, erkennt nun dessen Wahnwitz sowie gleichfalls ihre eigene Identitätskonzeption als krisenhaft: »Ich wurde nicht langsam verrückt – ich war es bereits geworden. [...] Der beste Beweis dafür war meine verrückte Idee, [...] zu denken, ich könnte mal so eben einen Jahrhundertroman abholen [...] anstatt mich in Deutschland um andere Übersetzungsaufträge zu bemühen.« (D 196f.) »Ich war auf dem Weg aus den Buchläden in die Literaturgeschichte« (D 237) – gesteht sich wiederum Henry das Ende seiner beruflichen Tätigkeit als Schriftsteller ein und beabsichtigt, in die Londoner Nachbarschaft von Elton John, mit dem er persönlich bekannt ist, zu ziehen (vgl. D 244). Als er allerdings feststellt, dass er infolge des Bankrotts seiner Bank Rutherford & Gold offenbar sein gesamtes Vermögen in Höhe von rund neun Millionen US-Dollar (vgl. D 205) verloren hat (vgl. D 239),<sup>3</sup> bucht er »einen spottbilligen Last-Minute-Flug nach Deutschland«, wo er sich bei Meike, seiner deutschen Übersetzerin, »verstecken« möchte, um »in Ruhe [zu] überlegen, wie es mit meinem Leben als Rentner weitergehen sollte« (D 245). Damit verlässt er Chicago gleichfalls als den Ort seiner identitätsgenerativen

2 Lüdeker: *Spekulant*, S. 203.

3 Tatsächlich hat Jasper, über die Zugangsdaten zu Henrys Bankkonto verfügend (vgl. D 182), dessen gesamtes Geld vor dem Crash von Rutherford & Gold auf Meikes Konto transferiert (vgl. D 219).

und wirtschaftlichen Krise: »Ich kannte Chicago nur mit Geld, erst mit dem Geld meiner Eltern, dann meinem eigenen. Nun kam diese Stadt mir zum ersten Mal fremd vor. [...] Was hatte ich hier noch verloren?« (D 244f.)

Als demonstratives Momentum der Etablierung eines Nach-Krise-Zustands wird ›Angliederung‹ dementsprechend räumlich als jähe topografische Veränderung, die ökonomisch kodiert ist und sich außerdem als Abkehr von einem defizitären Selbstentwurf zeigt, ausgestaltet. Dieser Wechsel von der US-amerikanischen Finanzmetropole Chicago, von dem Ort, der für sämtliche Figuren mit einem wirtschaftlichen Desaster verknüpft ist, in die deutsche Ländlichkeit, kolportiert fernerhin in dieser ›Stadt-Land‹-Dichotomie ein altes »Stereotyp über die USA«:<sup>4</sup> »die sogenannte Geldfixiertheit und angebliche Kultur- und Geistlosigkeit«,<sup>5</sup> der das Bild echten und immateriellen – deutschen – Wertebewusstseins gegenübergestellt wird.<sup>6</sup> Insofern findet sich hier denn auch eine kapitalismuskritische Perspektive aufgerufen.

Die perspektivische Genese eines ›Normalität‹ formulierenden Nach-Krise-Zustands nimmt sich des Weiteren erzählerisch prominent als Akt der Selbsterkenntnis aus:

Jasper befreit sich von seiner beruflichen Identitätsimagination mittels einer geradezu systemzerstörerischen Tat; so droht die seinem Spekulationshandeln geschuldete »Zahlungsunfähigkeit von Rutherford & Gold« eine globale »Bankenkrise, Finanzkrise und schließlich eine Wirtschaftskrise« (D 248) zu zeitigen. Auf diese Weise negiert er für sich »[d]as Leben als Finanzakteur, neben den dazugehörigen Rollenklischees«,<sup>7</sup> und überwindet radikal seine derartige idealisierte Selbstkonzeption. Zugleich wird ihm deren einseitige beruflich-karrieristische Figuraton als sozial defizitär, ja pathologisch bewusst: »Je länger ich [...] nachdachte, desto klarer wurde mir, wie genau ich auf die Beschreibung des typischen Amokschützen passte: [...] intelligent, verbringt seine Freizeit vor dem Computer, Einzelgänger, keine Freunde [...], relativ normal, aber [...] ziemlich verschlossen.« (D 204f.) Geläutert von seinem selbstentfremdeten »falschen Leben« als Akteur des Finanzmarktsystems, bedeutet für Jasper ein »richtige[s] Leben«<sup>8</sup> nicht mehr ökonomischer Erfolg, sondern vielmehr die Pflege sozialer Beziehungen: »Ich würde klein anfangen. Mit [...] [i]rgendeinem Job. Würde wieder anfangen, Schach zu spielen. Meine alten Freunde wiedersehen. Neue finden.« (D 227f.) Der Identitätsmarker ›Beruf‹ hat für

4 Janine Ludwig: Amerika, die andere Kultur. Abgrenzung in literarischen Darstellungen des Kaiserreichs und der Weimarer Republik. In: Karsten Dahlmans, Aneta Jachimowicz (Hg.): Geliebtes, verfluchtes Amerika: zu Antiamerikanismus und Amerikabegeisterung im deutschen Sprachraum 1888–1933. Göttingen 2022, S. 11–25, hier S. 12.

5 Ebd.

6 Vgl. diesbezüglich ähnlich argumentierend auch Lüdeker: *Spekulant*, S. 205.

7 Ebd., S. 206.

8 Ebd.



ihn an Relevanz eingebüßt, denn er »erkennt, dass innere Werte und persönliches Glück wichtiger sind als Reichtum und Macht«. <sup>9</sup> Die Auflösung von Krise bedingt sich für Jasper wesentlich aus seinem Bewusstwerden des unbefriedigenden Identitätsangebots seitens einer ökonomisch fundierten Leistungsgesellschaft. Lüdeker weist diesbezüglich überzeugend darauf hin, dass hier insofern ein für die deutsche Literatur charakteristisches »romantisches Schema« aktualisiert ist; finde sich doch in der Figur Jasper »die moralische Entwicklung des Helden an die Erkenntnisse der wahren Natur seiner Umwelt gekoppelt«. <sup>10</sup>

In ähnlicher Weise bekommt die Figur Meike von außen die Krisenhaftigkeit ihrer Selbstkonzeption aufgezeigt: Ihr wird von Henry – den sie schließlich im Hotel, in dem er untergetaucht ist, aufspürt (vgl. D 190f.) und ihn dort mit dem ausgebliebenen Manuskript seines angekündigten Jahrhundertromans konfrontiert (vgl. D 192) – ihre soziale Einsamkeit und ihre an seiner fiktionalen Vorlage orientierten Lebensgestaltung offenbar gemacht:

›Ich habe Arbeit. Ich kann sie nur nicht machen, weil Sie Ihre nicht erledigen.‹ Und dann sitzen Sie da auf Ihrem tollen Bauernhof auf dem Land und langweilen sich?‹ Ich schwieg. ›Und gehen Ihren Freunden auf die Nerven? Oder haben Sie die in der Großstadt gelassen?‹ Ich starrte ihn an, sah aber nur mein eigenes Spiegelbild in seiner Sonnenbrille. ›Ach, und Ihren Freund haben Sie auch in der Stadt gelassen? Sie sind aufs Land gezogen, weil Ihre Freunde in der Stadt nicht sehen sollen, wie Sie langsam verrückt werden. Weil jeder bis dreißig irgendwie durchkommt und sich dann entscheidet, ob man für ein normales Leben taugt oder nicht.‹ Das war nicht Henry, der da sprach. Es war Graham Santos. Darüber hatte er in *Unterm Ahorn* im Palmenhaus nachgedacht [...]. Graham Santos steht auf, verlässt seine Freundin, sein normales Leben, heimlich und mitten in der Nacht, und kauft sich ein Haus, zwar nicht an der Nordsee, sondern in den Hügeln von Vermont, aber das war auch der einzige Unterschied. Ansonsten hatte er alles so gemacht wie ich. Oder vielmehr: Ich hatte es so gemacht wie er. Ich hob die Hand, wollte ihm die Sonnenbrille von der Nase reißen, ließ sie aber wieder sinken, als er weiter sprach. ›Und jetzt wollen Sie, dass ich ein neues Buch schreibe, damit Sie neue Ideen bekommen, was Sie mit Ihrem Leben machen sollen. Aber was ist, wenn ich das nicht tue? (D 192f.)

Ihr »eigenes Spiegelbild in seiner Sonnenbrille« sehend, findet sich Meike von außen durch Henry gezwungen, ihrem instabil-prekären Identitätswurf ansichtig zu werden. Sie erkennt die konkrete lebenspraktische Bedeutung, die seine Romane und ihre diesbezügliche Übersetzungsarbeit für sie haben; »[w]enn mein Hamburger Himmel komplett schwarz wurde, machte die Arbeit an seinen Büchern ihn zu-

9 Ebd., S. 205.

10 Ebd.

mindest wieder grau« (D 40). Meike wird sich ihrer doppelten – ökonomischen und identitätsgenerativen – Abhängigkeit von Henrys Werken gewahr und sich damit überhaupt ihrer ›labile[n] Sinnstruktur«<sup>11</sup> bewusst, aufgrund derer sie eigenaktiv kein befriedigendes Identitätskonzept zu formulieren vermag. Ihr radikaler Bruch mit ihrem Freund Arthur und ihrem Hamburger Lebenskontext – ihre Flucht vor einer ›drohenden Verbürgerlichung« –,<sup>12</sup> hat für Meike keinen stabilisierten Selbstentwurf gezeitigt, denn »jeder Ort, an den ich mich flüchtete, [hat] den Nachteil [...], dass ich mich dorthin mitnehmen musste« (D 198). ›Angliederung‹ zeigt sich dementsprechend anhand der Figur Meike als extern – durch Henry – initiiertes Akt der Selbsterkenntnis erzählt.

Auch Henry wird im kommunikativen Austausch das Ende seiner beruflichen Karriere als Schriftsteller offensiv deutlich gemacht. Sich in seinem Hadern mit seinem brüchig gewordenen Selbstentwurf »einsam« (D 211) fühlend, ruft er von seinem Hotelzimmer aus seinen Bekannten Elton John in London an:

›Das Buch über den 11. September, von dem du damals in der Talkshow gesprochen hast, hast du nicht geschrieben, oder? [...] Ich habe es geahnt. Du hast nicht daran geglaubt. [...] ›Du lagst richtig. Ich schreibe nicht mehr, ich bin zu alt.‹ ›Ja.‹ ›Was?‹ ›Natürlich bist du alt. Du bist fast so alt wie ich, und ich bin auch alt.‹ ›Ich möchte, dass du mich in die Betty-Ford-Clinic einbuchst. [...] Das machst du doch mit allen, wenn sie Probleme haben. [...] Amy Winehouse hast du auch geholfen.‹ ›Die hatte auch ein Alkoholproblem. Im Gegensatz zu dir.‹ ›Du meinstest doch, ich könnte dich anrufen, wenn es mir schlecht geht.‹ ›Ich meinte, du könntest mich anrufen, wenn du mal meinen Secondhand-Laden sehen willst. [...] Es würde dir guttun, etwas für andere Menschen zu machen. Gegenüber von meinem Londoner Stadthaus ist gerade eine Wohnung frei. [...] Dann wären wir Nachbarn. Besuchen uns. Machen Charity zusammen. [...] ›Ich könnte es mir ja mal ansehen. Ob ich da schreiben kann.‹ [...] ›Du wirst nicht mehr schreiben. Müsstest denn alle Künstler arbeiten bis zum Umfallen? Auch wir haben ein Recht auf Rente.‹ ›Rente? Ich?‹ ›Du bist doch alt. Hast du selbst gesagt. Das ist die Kunst. Sich mit dem Alter abzufinden, bevor es zuschlägt.‹ Obwohl er mich nicht sehen konnte, nickte ich. (D 211–213)

Indem Elton John es Henry als den aus seiner Sicht wahrscheinlichsten Sachverhalt vorlegt, dass dieser seinen angekündigten Roman »nicht geschrieben« hat, kann er sich dazu bekennen: »Ich schreibe nicht mehr, ich bin zu alt«. Gleichfalls wird ihm im Zuge des Gesprächs bewusst, dass sein Kranken an seinem Alter und seinem Beruf kein »Problem[]« ist, das sich therapeutisch behandeln und lösen lässt, sondern vielmehr eine Lebensstatsache darstellt, die es zu akzeptieren gilt; so habe auch er

11 Mardt-Zinke: Alle Flaschen leer.

12 Ebd.

als »Künstler [...] ein Recht auf Rente«. Mit dem Vorschlag Elton Johns in seine Nähe nach London zu ziehen, erhält Henry ferner eine konkrete Möglichkeit der sozialen Kompensation und Neujustierung seines bis dato primär beruflich figurierten Identitätskonzepts geboten. Diese Option droht ihm zunächst jedoch durch den vermeintlichen Verlust seines gesamten Geldvermögens infolge des Bankrotts seiner Hausbank hinfällig zu werden; er teilt Elton John per SMS mit: »*London fällt aus. Bin anscheinend verarmt.*« (D 244). Erst als er es zurückerhält – von ihm mit den Zugangsdaten zu seinem Bankkonto versehen (vgl. D 205), hat Jasper es vor dem Crash auf Meikes Konto transferiert und damit unbewusst »vor dem Konkurs der Bank gerettet«<sup>13</sup> – steht ihm ein Umzug nach London als Möglichkeit der Neufiguration seiner Identität wieder offen (vgl. D 280): »Mein Geld war wieder da. Oscar Wilde, Friedrich Hölderlin, Edgar Allen Poe. Nun würde ich doch keiner von ihnen werden.« (D 267) Deutlich wird hier: Identitätsgenese zeigt sich abhängig vom finanziellen Kapital; ausschließlich durch den Besitz von ausreichend monetärer Mittel ist es für Henry möglich, seinen Selbstentwurf in der von ihm anvisierten Weise zu verändern.

Anhand der Figuren Jasper und Meike wird der Wechsel in einen Nach-Krise-Zustand gleichfalls als soziale Beziehungsaufnahme ausgestaltet. In Meikes abgeschieden gelegenen Haus, »eine der baufälligsten Hütten, die ich je gesehen hatte« (D 233), finden sie als Liebespaar zusammen:

Von draußen schien etwas Licht ins Zimmer, vom Mond oder der einen Straßenlaterne in der Nähe des Hauses. Wir lagen eine Weile da, Seite an Seite, Kopf an Kopf. Dann wurde es dunkel vor meinen Augen. Meike küsste mich. [...] [I]ch [lag] hier mit Meike unter dem Schlafsack und zwei Wolldecken, denn der Ofen war ausgegangen, und ich hatte vergeblich versucht, ihn wieder anzufeuern. Oder es nicht lange genug versucht, weil ich zurück zu Meike wollte. Die Kälte störte mich nicht, das war ja nur vorübergehend. Ich werde einen Job finden. Meike auch. Dann renovieren wir. Doch selbst, wenn alles so blieb wie jetzt, so unrenoviert und kalt – es würde mir genügen. (D 273f.)

»Seite an Seite, Kopf an Kopf« erlebt Jasper sich Meike emotional nah und verbunden; ihm ist nicht länger der Habitus eines »verzweifelte[n] Business-Boy[s]« (D 275) mit vor Arbeitsstress »zuckende[m] Augenlid« (D 173) eigen. Sinnstiftende Seinsbefriedigung, die er als Aktientrader nicht findet – so ist ihm das Bezahlen von Meikes Rückflug nach Deutschland, die einzige »gute Sache« (D 219) in seiner gesamten, fünfjährigen Chicagoer Zeit –, wird ihm nun im einfachen zwischenmenschlichen Zusammensein zuteil: »So war es jetzt also gekommen. Der Junge bekam das Mädchen.« (D 275) Jasper, dem ehemals beruflicher Erfolg identitätszentral gewesen ist

---

13 Lüdeker: Spekulant, S. 204.

(vgl. D 9), bemisst diesem keinen entscheidenden Wert mehr für sich zu. Stattdessen gründet er seine Vorstellung der eigenen Zukunft einzig in Bezug auf seine Beziehung zu Meike; äußere, materielle Gesichtspunkte sind ihm irrelevant: »selbst, wenn alles so blieb wie jetzt, so unrenoviert und kalt – es würde mir genügen«. Meike wiederum kann sich durch Jasper ihrer sozialen Beziehungsfähigkeit versichern; er wird ihr zum »lebende[n] Beweis dafür, dass ich nicht so vereinsamt war« (D 268). Von ihrer Fixierung auf Henry und dessen literarisches Œuvre befreit, vermag sie es nunmehr ihr Leben eigenaktiv zu gestalten und zwischenmenschliche Nähe zuzulassen.<sup>14</sup> Während sie sich mit ihrem Ex-Freund Arthur »das Bett [...] wie mit einem Fremden ein Zugabteil [teilte]: stets auf größtmöglichen Abstand bedacht« (D 197), lässt sie sich jetzt von Jasper auf der Autorückbank sitzend »die ganze Fahrt über meine Hand« (D 279) halten. Darüber hinaus bekommt Meike, nach Henrys Ankündigung, als Schriftsteller »in Rente« (D 279) zu gehen, auch eine neue wirtschaftliche Existenzperspektive angeboten. Thorsten, der Lektor von Henrys deutschem Verlag, der unverhofft bei ihr »vor der Tür st[eht]« (D 277), bietet ihr die Arbeit als Übersetzerin eines potenziellen indischen Bestsellerautors an: »Du glaubst gar nicht, wie viele Autoren sich totfreuen würden, wenn du sie übersetzt. Wir haben da gerade einen neuen Inder. Inder gehen zurzeit total gut. Wir machen zusammen einen neuen Star.« (D 280)

Damit zeigt sich anhand der Figuren Jasper, Meike und Henry ›Angliederung‹ als Akt der Selbsterkenntnis sowie als ökonomisch-existenzielle und soziale Neujustierung des Identitätsentwurfs erzählt. Bemerkenswert ist, dass in allen Fällen eine vormals priorisiert beruflich-ökonomische formulierte Selbstkonzeption von einer in erster Linie sozial figurierten abgelöst wird. Die auf diese Weise erzählte Überwindung von Krise auf personaler Ebene wird narrativ außerdem mit einer Normalisierung des Finanzmarktgeschehens verknüpft; schnell gilt »[d]ie Angst vor einer weltweiten Finanzkrise [...] als übertrieben«, es sei »auf die ›Selbstheilungskräfte des Marktes‹ [zu] vertraue[n]«, da das »System [gut] darin [...] [sei], Fehlentwicklungen zu korrigieren« (D 272). Krise findet sich insofern als strukturimmanenter Bestandteil von Entwicklungsprozessen – auf personal-subjektiver ebenso wie auf finanz-ökonomisch-gesellschaftlicher Ebene – geschildert.

›Angliederung‹ konkretisiert sich darüber hinaus bezeichnenderweise motivisch in der gemeinsamen Feier von Henrys Pulitzerpreis, den er nach eigenem Bekunden als »Ehrenoscar« (D 279) für seine geleistete Arbeit erhält:

Dann kam der Sekt. Wir stießen an, wie wir es in den nächsten Stunden noch oft tun sollten, am Anfang zwei Mal auf Henry, dann reihum auf jeden von uns, schließlich auch auf alle möglichen anderen Dinge, die Sonne, das Wetter, einen lustigen Halbsatz, besonders originelle Wörter, irgendwelche Wörter. [...] Dann

14 Tabassi: Motiv der Finanzkrise, S. 518.

kam mehr Sekt. Henry erzählte eine Anekdote von einem Treffen des internationalen P.E.N. als er mit Borges, Grass und Mailer bei McDonald's gewesen war. Thorsten Fricke lachte Tränen. Wir bestellten eine Kleinigkeit zu essen, noch mehr Sekt, sahen in die Sonne, lachten und rauchten, vor der wahnsinnigen Klangkulisse von wohl hundert Spatzen, die in einem Busch neben uns saßen und tschilpten. (D 281–283)

Zusammen mit dem Verlagslektor Thorsten im Hamburger Schanzenviertel draußen in einem Café »keine 100 Meter von [...] [Meikes] ehemaliger Wohnung entfernt« (D 281) sitzend, lassen sie Henry für den Erhalt des Literaturpreises, der als »schöner Abschluss« (D 279) sein Karriereende markiert, hochleben. Für Meike, die »diese Stadt nie« hatte »wiedersehen« wollen (D 18), ist sie »[n]icht mehr« ein »vermintes Gelände« (D 283). Einer möglichen Begegnung mit ihrem Ex-Freund Arthur oder mit jemanden aus ihrem dortigen Freundskreis blickt sie nunmehr gelassen entgegen (vgl. D 279); sie hat für sich Identitätsgewissheit gewonnen. Zugleich handelt es sich um eine Feier, die insgesamt die Überwindung von Krise zu heißen scheint: Alle haben sie ihre beruflich-wirtschaftlichen und subjektiv-sozialen Selbstkoordinaten neu figuriert, sodass sie einen identitätsstabilisierten Seinszustand formulieren können; mit »Sekt« wird »reihum auf jeden von uns« angestoßen. Befreit von ihren Identitätsillusionen – Top-Banker, identitätsextrahierende Romanexegetin und Autor eines Jahrhundertromans – ist ihnen ihr Leben wieder authentisch und konsistent geworden; »die Sonne« scheint und eine »wahnsinnige[] Klangkulisse von wohl hundert Spatzen« rahmt ihren Neuanfang. Das abstrakte Finanzmarktgeschehen verliert in diesem Setting des Feierns zudem an Nachrichtenwert, so werden »[d]ie sinkenden Börsenkurse, die auf der Titelseite einer Zeitung zu sehen sind, mit der Bemerkung, ›Steht nichts Weltbewegendes drin‹ *ad acta* gelegt«. <sup>15</sup>

Resümierend lässt sich für die Ausgestaltung von ›Angliederung‹ als narratologischer Parameter von Krise in *Das war ich nicht* konstatieren:

Die Auflösung von Krise findet sich zum einen als topografische Veränderung in Gestalt eines radikalen Ortswechsels – von der US-amerikanischen Finanzmetropole als Schauplatz der ökonomisch-identitätsfigurativen Krise in die Norddeutsche Tiefebene als Signum von Restauration und Selbsterneuerung – realisiert. Zum anderen wird ›Angliederung‹ als Akt der Selbsterkenntnis greifbar, der sich sowohl intern-handlungsmotiviert (Jasper) als auch extern-kommunikativ vorangetrieben (Meike, Henry) darstellt. Ferner zeigt sich der Übertritt in einen Nach-Krise-Zustand perspektivisch als wirtschaftlich-berufliche Neujustierung der Identitätskonzeption aktualisiert: Jasper befreit sich von seiner karrieristischen Lebensorientierung, Meike bekommt einen neuen Übersetzungsauftrag in Aussicht gestellt und

15 Bareis: Finanzkrise, S. 147.

Henry gibt seinen Selbstentwurf als aktiver Bestsellerautor auf. In Anschluss daran wird die Transition in einen neuen, identitätsstabilisierenden Seinszustand außerdem unisono als ein verstärktes Ausbilden von zwischenmenschlich-sozialen Verbindungen erzählt: Jasper und Meike gehen eine Liebesbeziehung miteinander ein und Henry entschließt sich, in die Nachbarschaft seines Bekannten Elton John zu ziehen.

›Angliederung‹ lässt sich dementsprechend in Magnussons Roman *Das war ich nicht* als ein Akt der Selbsterkenntnis sowie als wirtschaftlich-existenzielle und soziale Neufiguration der Identitätskonzeption erkennen, was narrativ mit einer Normalisierung des Finanzmarktgeschehens verquickt wird und überdies motivisch in der gemeinsamen Feier von Henry Pulitzerpreis in einem Hamburger Café umgesetzt ist.

## 11.2 Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012)

Das narratologische Krisencharakteristikum ›Angliederung‹ zeigt sich in von Steinaeckers *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* prominent als biografische Reflexion und Prozess der »Selbsterkenntnis«<sup>16</sup> formuliert; die perspektivische Auflösung von Krise findet sich im Roman sowohl erzählstrukturell als auch inhaltlich ausgestaltet.

In erzählstruktureller Hinsicht wird ›Angliederung‹ konkret wie folgt greifbar: So ist die Hauptfigur Renate als eine perspektivleitende Erzählinstanz konzipiert, die ihren retrospektiven Selbstbericht dezidiert dem Ziel verschreibt, »auf diesen Seiten Klarheit [zu] erlangen« über die sie ereilten »Ereignisse« des Jahres 2008 als ihr »der erste schwarze Stein [kippte] und [...] unaufhaltsam eine lange, kurvenreiche Dominoreihe zu Fall [brachte], deren Ende bis an den Stuhl reicht, auf dem ich gerade sitze« (J 31). Renate versucht, »schriftlich Licht in dieses vergangene Jahr zu bringen – was geschehen ist, was mit mir geschehen ist« (J 387). Sie, »die Heldin der Selbstoptimierung [...], die sich mit Medikamenten fit hält [...] [und] in Statistiken oder Kausaldiagrammen aus Lebenslogikseminaren denkt«,<sup>17</sup> macht auf diese Weise ihre krankhafte Selbstentfremdung sichtbar, die sich aus ihrer seinsprägenden Inkorporierung ökonomischer Leitprinzipien bedingt. Diese schriftliche (Selbst-)Aufarbeitung avanciert für Renate zu einem Revisitationsraum subjektiven Vergangenheitserlebens und damit gleichfalls zu einem Möglichkeitsraum eigener Identitätsexegese: Literatur zeigt sich im Roman demzufolge »als Medium der

16 Hillebrandt: Entgrenzung, Marginalisierung, Kompensation, S. 110.

17 Encke: Arbeiten in der Terrorzelle.

Selbsterkenntnis<sup>18</sup> erzählt, in dem das »sich in der entgrenzten Arbeitssphäre verlierende[] Subjekt[]«<sup>19</sup> potenziell die pathologische Ökonomisierung seines Selbst überwinden und aus dem Krisenzustand heraustreten kann.<sup>20</sup> »Angliederung« realisiert sich dementsprechend erzählstrukturell als literarischer Akt der Selbstvergewisserung, der eine Reformulierung von Identität erst möglich werden lässt.

Auf der Handlungsebene ist es ferner Renates berufliche Reise ins russische Samara, die ihr das finale »Herausfallen aus allen Zusammenhängen und Bindungen«<sup>21</sup> heißt,<sup>22</sup> wodurch eine Neujustierung ihres Selbstentwurfs Gestalt gewinnen kann. Fern ihrer Münchener Lebenswirklichkeit büßt sie hier »das Letzte [...] [ein]: ihren Job und den Glauben, irgendetwas im Griff zu haben«.<sup>23</sup> Durch »das Tor zur Wasserkind-Welt« (J 245f.) gehend, dem von einer riesigen Hallenkonstruktion eingeschlossenen Freizeitpark ihrer potenziellen Großkundin (vgl. J 245), betritt Renate einen den physikalischen Gesetzmäßigkeiten von Zeit und Raum enthobenen, realitätsentrückten Ort:

Lange stand ich am Panoramafenster der Suite. Zuerst dachte ich, die obere Hälfte des Hotels rage über das Dach der Tunnelwelt hinaus und blicke auf die Wolga und das nächtliche Samara, dann bemerkte ich, dass es sich bei den kleinen Gebäuden, die in der Ferne blinkten, in Wirklichkeit um die Wolkenkratzer New Yorks in der Halle handelte. [...] Später schaute ich auf dem 24-Zoll Flachbildschirm noch fern. [...] Es liefen die Tagesthemen. Die Nachrichten aus Berlin mit dem Korrespondenten vor dem Brandenburger Tor klangen hier, im Wasserkind-Resort [...], wie Berichte von einem fremden Planeten. (J 265)

Weitestgehend isoliert von der Wirklichkeit – beispielsweise wird sie an der Rezeption »des Mars-Hotels« (J 263) gebeten, ihre Uhr abzugeben (vgl. J 263f.), überdies gibt es dort »kein Netz« (J 268) – findet sich Renate im illusionistischen Unterhaltungsspektakel des »Wasserkind-Resort[s]« zur Auseinandersetzung mit ihrem krisenhaft-fragilisierten Identitätswurf gezwungen. »[E]rst in der Abgeschiedenheit des russischen Freizeitparks kann sie sich auf sich selbst besinnen« und sich

18 Hillebrandt: Entgrenzung, Marginalisierung, Kompensation, S. 107.

19 Ebd., S. 112.

20 Vgl. ebd.

21 Rutka: Imaginationen des Endes, S. 458.

22 Vgl. zu Renates Identitätsdestabilisierung einhergehend mit einer psychopathologischen »Verwahnsinnigung« ihrerseits ausführlich die Kapitel 8.2: Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012) und 10.2: Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012).

23 Porombka: Antlitz der Gegenwart.

dementsprechend »d[er] Beschäftigung mit ihren eigenen Bedürfnissen, also d[er] Konzentration auf das ›Projekt Subjekt‹«<sup>24</sup> öffnen:

Um das Areal des Parks, davon war auszugehen, patrouillierten bewaffnete Wachmänner mit scharfen Hunden. Eindringlinge würden festgenommen werden. [...] Draußen konnte der Schnee mit Stärke sieben und acht gegen das Dach der Halle peitschen, hier würde die Sonne scheinen. Reflexhaft dachte ich daran, dass es wieder einmal an der Zeit war, meine Mails zu checken oder, da dies nicht möglich war, auf meiner Hotelsuite den Videotext zu überprüfen, was die Themen, wie die Wetteraussichten waren [...]. Während ich mich nicht vom Fleck rührte, musste ich mir zu meiner eigenen Überraschung eingestehen, dass mich das Draußen hier drinnen mit jeder Stunde weniger interessierte. (J 285)

Der von der Realität des »Draußen« geschützte Freizeitpark wird von Renate als ein persönlicher ›Safe Space‹ imaginiert, in dem sie sich vor den unkalkulierbaren Unwägbarkeiten der Wirklichkeit sicher fühlen kann. In dieser künstlich geschaffenen Welt scheint ihr alles beruhigend prädestiniert zu sein: »Ein Vogel flog von Dach zu Dach. Sein Hiersein, davon war auszugehen, war kein zufälliges.« (J 284) Ihr Bedürfnis nach fortwährender Evaluation der Umwelt und Risikoabwägung als auch ihre diesbezüglich internalisierten Verhaltensmuster verlieren an Bedeutung; nur »[r]eflexhaft« erinnert sie sich noch daran, »dass es wieder einmal an der Zeit war, meine Mails zu checken«. Abgeschnitten von den bisher identitätsprägenden Rahmenbedingungen ihrer ökonomisch fundierten Existenz erfasst Renate hier »ein auf einer Skala von eins bis zehn mit neun anzugebenes Gefühl der Ruhe« (J 284).<sup>25</sup> Den Gesetzmäßigkeiten der Leistungsgesellschaft entzogen, deren Maßgabe fortwährender Selbstoptimierung sie idealtypisch verinnerlicht hat,<sup>26</sup> erfährt sie sich in diesem utopischen Mikrokosmos kalkulierter Wirklichkeit als befreit von den Zwängen wirtschaftlichen Perfektionierens. ›Angliederung‹ findet sich als narratologisches Charakteristikum von Krise somit topografisch anhand eines spezifischen Ortes der Transformation und Transition fassbar gemacht.

Die Nachricht ihrer Kündigung (vgl. J 289), die Renate im Hotel über ihr »Zimmertelefon[]« (J 287) erreicht, sowie das Erkennen ihres »selbstverschuldeten Wahn[s]«,<sup>27</sup> es handele sich bei der 97-jährigen Inhaberin des russischen Freizeitparkimperiums, Sofja Wasserkind, in Wahrheit um ihre tot geglaubte Großmutter

24 Klein: Effizienz und Existenz, S. 340 und S. 339f.

25 Vgl. zum Freizeitpark als realitätsthobenen, eigengesetzlichen Ort auch das Kapitel 8.2: Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012).

26 Vgl. Klein: Effizienz und Existenz, S. 339.

27 Hillebrandt: Entgrenzung, Marginalisierung, Kompensation, S. 111.



Anna Richter (vgl. J 329f.), die »von langer Hand geplant [habe], [...] ihre Enkelin zu sich zu holen« (J 317),<sup>28</sup> geraten ihr dann zusammengenommen in diesem Setting zum befreienden Ausgangspunkt für die Möglichkeit eines existenz- und identitätsgenerativen Neuanfangs:

Mit jedem Satz, den ich dann vor mir hersagte [= Sofja Wasserkind gegenüber, K.T.] – dass ich nicht mehr für CAVERE arbeiten würde, die Firma sei durch die weltweite Finanzkrise angeschlagen, dass ich deshalb gezwungen sei, mit sofortiger Wirkung meine Vermittlertätigkeit [...] aufzugeben, dass ich abgesehen davon ohnehin eine Auszeit brauchte, schon seit längerem, um mein zukünftiges Leben zu sortieren [...] –, würde meine Stimme brüchiger [...]. Nachdem ich es endlich ausgesprochen hatte, war es mir, als fiel ich, Meter und Meter, tiefer und tiefer, ins Bodenlose. [...] Eigentlich hätte die Situation eine ganze Palette von emotionalen Reaktionen erfordert: Scham, Verzweiflung, vielleicht Wut. Doch zu meiner großen Verwunderung stellte ich fest, dass ich etwas fühlte, das ich in dieser Form noch nicht oder schon sehr, sehr lange nicht mehr erlebt hatte. Glück, wenn ich ganz ehrlich bin. Ich hätte lachen und heulen können. Ich schaute auf die verschneiten Felder, in den blauen Himmel. Es war vollkommen unklar, was ich nun tun sollte, was man nun tat. (J 385f.)

Im selbstdistanziert-formalhaften Duktus legt Renate ihren Arbeitsplatzverlust dar, den sie als kausallogisches Ergebnis des unternehmerischen Handelns ihres Arbeitgebers schildert, der infolge der Finanz- und Wirtschaftskrise wirtschaftlich »angeschlagen« sei. Dieser sachlich vorgetragenen Mitteilung ihrer umgehenden Aufgabe der »Vermittlertätigkeit« fügt sie das persönliche Bekenntnis hinzu, außerdem für sich selbst »eine Auszeit [zu] brauch[en]«, um ihre Identitätskonzeption zu reformulieren. Auf diese Weise ihr eigenes Bedürfnis verbalisierend, wird hinter ihrem performten durchökonomisierten Selbstentwurf eine ihrem Sein unsichere, »wahre Renate«<sup>29</sup> greifbar; dem geschuldet denn auch ihre »Stimme«, ihrer emotionalen Bewegtheit indizierend, »brüchiger« wird. Obschon sie ihren plötzlichen Rückzug von der Arbeit als Versicherungsmaklerin einer konkreten Adressatin, ihrer Klientin Sofja Wasserkind, bekannt gibt, kann Renates diesbezüglich im selben Atemzug vorgebrachte Begründung als doppelter identitätsfigurativer Befreiungsakt gelesen werden: Erstens macht sie sich selbst gegenüber in der Verbalisierung ihres Jobverlustes die Einbuße ihres bis dahin identitätszentralen wirtschaftlichen Existenzparameters, aus dem sich ihre umfassende »rationale Selbst- und Lebenskon-

28 Vgl. zu Renates wahnhafter Imagination der Firmeninhaberin Sofja Wasserkind als ihre verstorben geglaubte Großmutter Anna Richter ausführlicher das Kapitel 10.2: Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012).

29 Friedrich: Fotografien in Romanen, S. 29.

struktion«<sup>30</sup> bedingt, deutlich. Zweitens gesteht sie sich – ihre namentlich daraus resultierende – psychische Labilität ein; auch Rok hält fest, dass »Renate Meißner durch die Kündigung noch knapp einem Burn-Out und einer Selbstaushöhlung zu entgehen«<sup>31</sup> vermag. Sie bekundet sich selbst erstmals offen ihre desolante identitätskonzeptionelle Verfasstheit. Diese »endlich ausgesprochen« habend, wird Renate unmittelbar ihre fundamentale Seinskrise bewusst; sie wähnt sich darob, innerlich zunächst »ins Bodenlose« zu fallen. Jene Selbsterkenntnis markiert für Renate den entscheidenden Wendepunkt, der ihr einen Ausgang aus ihrer wirtschaftlich-identitätsfigurativen Krise verspricht: Befreit von der Last ihrer pathologisch-destruktiven Selbstkonzeption, empfindet sie zu ihrer eigenen »großen Verwundung [...] Glück«. Die Welt zeigt sich Renate in den »verschneiten Felder[n]« sowie dem »blauen Himmel« licht und unberührt; in der hellen Natur scheint für sie das Versprechen eines Neuanfangs zu liegen. Gerade darin, dass sie für ihre nunmehrige Situation keinen passenden Handlungsleitfaden parat hat und ihr die eigene Zukunft »vollkommen unklar« ist, formuliert sich für Renate das Gefühl von Freiheit als auch die Chance, die Parameter ihres Lebens neu zu justieren. Das narrative Krisenkennzeichen ›Angliederung‹ tritt insofern als Momentum der Selbsterkenntnis und als Rückgewinnung der emotionalen Erlebnisfähigkeit zutage.

Renate kehrt nicht direkt nach Deutschland und damit – pathetisch ausgedrückt – in die Trümmer ihres Selbstentwurfs zurück, sondern sie bleibt in Russland, um sich hier, wie sie ihren Brüdern telefonisch mitteilt, »eine Auszeit [...] [zu] nehmen« (J 386). Sie verlässt die abgesonderte, realitätsillusionistische Welt des Freizeitparks, zieht aus dem »Mars-Hotel« des Wasserkind-Ressorts aus und »in eine kleine Pension [...] am Stadtrand« (J 386) von Samara um. Dort, in der »sehr schlicht eingerichtet[en]« (J 387) Unterkunft, wo »[d]er einzige Heizkörper [...] [ihres] Zimmer[s] [...] gegen die Kälte draußen kaum an[kommt]« (J 387), beginnt sie, ihr bisheriges Leben schriftlich zu reflektieren (vgl. J 387).

Renate entledigt sich sämtlicher, einst für ihre Identitätskonzeption optisch und habituell charakteristischen Insignien, womit sie – wie Rutka treffend bemerkt – »ein[en] symbolische[n] Anschluss an das Reale« und damit verbunden einen »Rückzug zu elementaren Existenzstrukturen«<sup>32</sup> vollführt: Sie verfasst ihre Aufzeichnungen zum einen handschriftlich, wobei sich »wieder mit der Hand zu schreiben« für sie anfangs »ungewohnt« (J 387) darstellt. Ihr Verzicht auf den Kauf eines Laptops aus finanziellen Erwägungen geht mit einer nur noch sporadischen Nutzung ihres Handys einher (vgl. J 387). Indem Renate diese prototypischen Gebrauchsgegenstände von Arbeit, Information und Kommunikation nicht bzw. kaum mehr verwendet, quittiert sie zugleich ihre technische Teilhabe an der modernen Leistungsge-

30 Rok: Entfremdung, S. 124.

31 Ebd., S. 123.

32 Rutka: Imaginationen des Endes, S. 458.

sellschaft.<sup>33</sup> Diese selbst gewählte Exklusion drückt sich zum anderen ebenfalls in ihrem veränderten Kleidungsstil aus. Renate, für deren beruflich-identitätsbildende Selbstkonzeption das Tragen von exklusiver Markenware ebenfalls konstitutiv gewesen ist,<sup>34</sup> entledigt sich äußerlich »des neoliberalen Life-stiles [sic] samt seinen Codierungen und Wertungen«:<sup>35</sup> Anstatt hochwertig-femininer Businesskostüme trägt sie jetzt schlichtweg »einen dicken Männerpullover mit Zickzackmuster und eine Jeans ohne Label, die ich mir in der Innenstadt gekauft habe« (J 387). Ihre Kleidungswahl bemisst sich nicht länger nach Kriterien der optimalen Präsentation ihrer selbst als erfolgreiche Versicherungsvermittlerin (vgl. z.B. J 124), sondern ist für sie nur noch von pragmatisch-funktionaler Bedeutung; etwa, um in ihrem kaum beheizbaren Pensionszimmer nicht allzu sehr zu frieren. Des Weiteren verzichtet Renate geradezu von jetzt auf gleich auf ihren bis dahin ausgeprägten Konsum diverser Psychopharmaka (vgl. J 383), mit deren Hilfe sie sich u.a. regelmäßig in einen traumlosen Schlaf »ausknock[te]« (J 67).<sup>36</sup> Infolge dieser aktiven Befreiung von ihrer Tablettenabhängigkeit gewinnt sie sukzessiv ihr emotionales Erlebens- und Wahrnehmungsvermögen zurück; beispielsweise kann sie nunmehr wieder träumen: »Seit ich die Tabletten abgesetzt habe, träume ich immer öfter. [...] [E]in Traum. Ebenso meine Mutter, mein Vater. Anfangs musste ich deshalb nicht selten nach dem Aufwachen weinen« (J 383).

Durch ihre Neuauslegung bestimmter visueller und habitueller Identitätscharakteristika – von ständiger Computer- und Handy-Nutzung hin zum weitestgehenden Verzicht, vom Tragen von Luxuskleidung zum Anziehen von No-Name-Klamotten, von Tablettensucht zur Betäubungsmittelabstinenz – wendet sich Renate insgesamt einer materiell bedürfnisreduzierten sowie puristisch-authentischen Lebensweise zu. »Angliederung« formuliert sich dementsprechend erzählerisch in Gestalt von Renates Reinterpretation zentraler Identitätsmarker, deren ehemals gültige Aktualisierung gewissermaßen ins Gegenteil verkehrt wird.

Ob Renate tatsächlich einen neuerlich existenz- und identitätsstabilisierenden Nach-Krise-Zustand für sich zu erschließen vermag; »die[] Transformation am Ende gelingt, bleibt«, wie Hillebrandt ebenfalls betont, allerdings letztlich »offen«:<sup>37</sup>

Ich habe mir vorgenommen, ein Konzept für die nächsten Wochen zu erstellen. Ein Blatt, auf dem ich diejenigen Personen auflisten werde, mit denen ich zu Hause reden sollte, wichtige Firmen, Deadlines, liegt neben meinem Manuskript. Es ist noch weiß. Unter mir, vor meinem Fenster, erstreckt sich ein zugeschnittenes

33 Vgl. ebd.

34 Vgl. Friedrich: *Fotografien in Romanen*, S. 29.

35 Rutka: *Imaginationen des Endes*, S. 458.

36 Vgl. zu Renates Medikamentenabhängigkeit ausführlicher das Kapitel 10.2: Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012).

37 Hillebrandt: *Entgrenzung, Marginalisierung, Kompensation*, S. 108.

Feld. Ich glaube, ich werde jetzt erst einmal für heute den Stift beiseitelegen, mich warm einmummeln, wie meine Mutter das immer nannte, die Treppe hinuntersteigen und über die Straße gehen, in den Wald hinein. Schon in ein paar Minuten werde ich Schritt für Schritt meine Spuren auf dem Feld hinterlassen haben. In den letzten Tagen habe ich mich manchmal ins Dickicht gehockt. Während die Stämme der Bäume unter der Last des Schnees schwanken und im Wind knarzen, ist vom Sturm zwischen dem Reisig, hinter den Büschen, nichts zu spüren. Ja, man kann dort mit geschlossenen Augen sitzen – und glauben, der Frühling stehe vor der Tür. *Vesna*. (J 389)

Abzielend auf ihren beruflichen Wiedereinstieg plant Renate einen Handlungsleitfaden zu entwerfen; sie will sich die für sie relevanten, entscheidungstragenden »Personen [...], wichtige Firmen, Deadlines« notieren, um ihren ökonomisch figurierten Selbstentwurf zu realisieren und sich neuerlich in die Leistungsgesellschaft einzuordnen. Durch dies dergestalt aufgerufene Verhaltensmuster rationalistischen Evaluierens wird ihre etwaige Rückkehr »in das nächste entgrenzte Arbeitsverhältnis«<sup>38</sup> andeutet. Hernach würde Renates schriftlich-therapeutische Selbstreflexion<sup>39</sup> als auch ihre »Selbsterkenntnis folgenlos bleib[en]«<sup>40</sup> und sie sich nicht aus dem wirtschaftlich-identitätsgenerativen Zustand der Krise lösen können. Gleichwohl ist das »neben« ihren Aufzeichnungen liegende »Blatt«, auf dem sie die dementsprechenden Informationen zu vermerken gedenkt, »noch weiß«; es bleibt unklar, ob sie es beschreiben und so sich ihrer ökonomisch-toxischen Identitätskonzeption wieder zuwenden wird. Ebenfalls stellt sich Renate bei ihrer etwaigen Rückkehr nach München ihre soziale Reintegration in Aussicht. Sie überlegt, sich dort mit ihrer Freundin Lisa, zu der sie gegenwärtig keinen Kontakt hat, zu »treffen« (J 387); auch wird sie während eines Telefonats mit ihren Brüdern von diesen gebeten, »Bescheid« zu geben, »wenn du wieder zurück bist, wenn du wieder da bist« (J 387).

Renate verknüpft des Weiteren ihr leeres Papier assoziativ mit dem sich draußen unter ihrem »Fenster [...] erstreck[enden] zugeschnitte[n] Feld« – das, ihre mögliche Systemrückkehr symbolisierende Weiß wird erzählerisch mit einem, Revitalisierung verheißenden Weiß der Natur kontrastiert, die hier als Ort der Heilung imaginiert wird: Renate zieht sich trotz winterlicher Kälte wiederholt »in den Wald« zurück. Erst jenseits sämtlicher zivilisatorischer Signaturen, kann sie sich bar von jedweden Ablenkungen in ihrem Selbstsein erleben. So »[]hockt« sie sich zuweilen dort »ins Dickicht«; hier witterungsgeschützt und »mit geschlossenen Augen« sitzend, versinkt sie in kontemplative Betrachtung, die ihr den »[G]lauben« an einen möglichen Neuanfang zeitigt. Klein führt diesbezüglich überzeugend aus: »Das

38 Ebd., S. 111.

39 Vgl. ebd., S. 108.

40 Ebd., S. 111.

letzte Wort des Romans könnte [...] auf einen Neuanfang hindeuten, lautet es doch ›Vesna‹ – in der slawischen Mythologie der Name der Frühlingsgöttin.«<sup>41</sup> Die Natur zeigt sich gleichfalls als religiös konnotierter Ort der Erweckung und Auferstehung entworfen, der die Befreiung von defizitären Existenz- und Identitätsparametern und eine positive Zukunft verheißt.<sup>42</sup> In diesem Sinne mögen auch »[d]ie folgenden paginierten, aber unbedruckten Seiten [...] jenen Leerraum [...] markieren, der die Voraussetzung für ein neues Denken bieten könnte.«<sup>43</sup> ›Angliederung‹ findet sich dementsprechend narrativ als Akt kontemplativen Naturerlebens und möglichkeitsoffener Zukunftsgenese entfaltet.

Bilanzierend lässt sich für die Aktualisierung von ›Angliederung‹ als narratologischer Parameter von Krise in *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* vermerken:

›Angliederung‹ zeigt sich erstens erzählstrukturell als Möglichkeit der Selbstreflexion und -erkenntnis im literarischen Raum aktualisiert, ob derer sich zentrale existenz- sowie identitätsbildende Seinsaspekte reformulieren können und im Zuge dessen wieder ein ›Normalität‹ anzeigender Nach-Krise-Zustand erreicht werden kann. Indem sich Renate schreibend retrospektiv ihrer selbst vergegenwärtigt, vermag sie es, aus ihrer, ins Krankhafte gekehrten, durchökonomisierten Identitätskonzeption herauszutreten; sie kann für sich auf diese Weise die Perspektive eines anderen Lebensentwurfs gewinnen. Auf der Handlungsebene findet sich ›Angliederung‹ zweitens als Akt einer extern vorangetriebenen Selbsterkenntnis erzählerisch mit Renates Aufenthalt im realitätssimulierenden russischen Freizeitpark verwoben, der als wirklichkeitsentzogener ›Safe Space‹ durch seine topografische Figuration gleichfalls von Transformation und Transition kündigt. Eine perspektivische Auflösung von Krise wird zudem drittens von Renates wiederkehrender Fähigkeit eines emotionalen Erlebens ebenso wie viertens von ihrer aktiven Reinterpretation zentraler optischer und habitueller Identitätscharakteristika indiziert; beides geht mit einer Ausbildung einer bedürfnisreduzierten Lebensgestaltung sowie einer Hinwendung zur Natur als Ort der Heilung und Zukunftsverheißung einher, was im Umkehrschluss die dezidierte Abkehr von einer leistungsorientierten und ökonomisch fundierten Gesellschaft bedeutet.

41 Klein: Effizienz und Existenz, S. 340. Vgl. in diesem Sinne auch Rutka: Imaginationen des Endes, S. 358.

42 Über diese motivische Nutzbarmachung der Natur ist ferner erzähltechnisch der Bogen zum Romananfang geschlagen: Zeigt sich dort Renate eine künstliche Natur, die in der Stadt eine unwirklich-bedrohliche negative Aura für sie entfaltet (vgl. hierzu ausführlich das Kapitel 7.2: Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* (2012)), ist ihr Naturleben jetzt von Authentizität und der Möglichkeit identitätsstabiler Zukunftsgestaltung gekennzeichnet.

43 Klein: Effizienz und Existenz, S. 340.

›Angliederung‹ findet sich demgemäß als narratologisches Kennzeichen von Krise in von Steinaeckers Roman *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* als rein subjektiver Akt der reflektiven Selbsterkenntnis und eigen-initiativen identitätskonzeptionellen Veränderungsfähigkeit erzählt. Die mögliche Überwindung des Zustands ›Krise‹ ist durch die Hauptfigur Renate dabei konkret als ein Zusammenspiel von retrospektiv erschiebener Selbstvergegenwärtigung, extern initiiertem Bewusstwerden als auch der personalen Neuformulierung seinsprägender Existenz- sowie Identitätskoordinaten entworfen.

### 11.3 Doris Knecht *Wald* (2015)

Als erzähltechnisches Kennzeichen von Krise wird ›Angliederung‹ in Knechts Roman *Wald* anhand der Hauptfigur Marian sowohl als personaler Prozess der Selbsterkenntnis und -akzeptanz als auch als konkrete Möglichkeit der sozialen sowie ökonomischen Reintegration in die Gesellschaft formuliert.<sup>44</sup> Auf diese Weise findet sich ihr Übertritt in einen neuen, existenz- und identitätsstabilisierenden Seinszustand erzählerisch zum einen subjektiv reflektierend und zum anderen handlungsbezogen perspektivisch ausgestaltet.

Marians Transition in einen wieder Normalität formulierenden Nach-Krise-Zustand setzt in erster Linie als innerer Prozess der Bewusstwerdung ein. Zunehmend lässt sie davon ab, ihre gegenwärtige Existenz als Selbstversorgerin als eine »ihr irrtümlich vorübergehend zugefallen[e]« (W 18) provisorische biografische Episode des Übergangs zu betrachten. Sie beginnt, »das hier« nicht mehr nur als »[e]ine Phase, die einen Anfang hatte und ein Ende haben wird« (W 18), anzusehen, sondern es stattdessen als »ihr richtiges Leben« (W 18) zu akzeptieren und es sich damit in einem positiven Bewertungshorizont lesbar zu machen: Beispielsweise überkommt sie, in einer warmen Sommernacht »bis weit nach Mitternacht auf einer Decke im Gras hinter [ihr]em Haus« (W 70) liegend, »[d]as leise Gefühl, das [sic] das hier nicht nur eine Zwischenstation war, nicht nur Schicksal, sondern dass es vielleicht Zukunft hatte oder haben könnte, und dieses Gefühl war merkwürdigerweise nicht beängstigend« (W 73). Die ursprünglich temporär geplante, eine minimalistisch-naturnahe Lebensweise beinhaltende Abkehr von ihrem großstädtischen Leben kristallisiert sich für Marian zunehmend als ebenso positive wie dauerhafte Existenzperspektive heraus. Infolgedessen wird ihr auch das alte, »offiziell« (W 71) ihrer Tochter Kim gehörende Haus ihrer Tante, das sie anfänglich lediglich »für eine Zuflucht hielt, [...] gegen ihren ursprünglichen Willen, immer mehr zu einem Zuhause« (W 71).

---

44 Vgl. Dickens: Alternativen zur Geldwirtschaft, S. 157.

Die erfolgs- und ertragsreiche eigenständige Bewirtschaftung ihres Grundstücks gerät Marian ferner schließlich zum sichtbaren Zeichen ihrer Identitätsrestauration:

Sie hat vorher schon ein Stück von dem Brot gegessen, aber jetzt schneidet sie sich noch eine dicke Scheibe herunter, zieht die Jacke an, schlüpft in die Gartenclogs, nimmt das Glas und geht vor die Tür: Der Abend ist klar und kühl, aber nicht zu kalt [...]. Sie setzt sich auf die Stufen, auf den Fußabstreifer, sie trinkt den Wein, isst das Brot, schlingt einen Arm um ihre Knie, sie blickt über ihre Wiese, hinüber zu ihrem kleinen Acker, wo die Fledermäuse über den Abendhimmel wischen, vor dem sich Bohnenstangen abzeichnen, zwölf schmale Tipis. Meine Bohnen, denkt sie, meine. Sie hört ein Knacksen, aber bevor sie richtig erschrecken kann, sieht sie den Kater der Peneder [= ihrer Nachbarin, K.T.] aus dem Dunkel schreiten, Muxl, ein gefräßiges, aber scheues Vieh, doch diesmal kommt er auf sie zu, bleibt stehen und schmiegt sich dann in einem großen, eleganten Bogen an ihre Waden. [...] Hinter den Bohnenstangen wachsen die Erdäpfel. Meine Erdäpfel, denkt Marian, es sind immer noch genug in der Erde. Und daneben die Kürbisse, Hokkaidos und Butternüsse, sie wachsen immer noch, auch wenn die Blätter schon verdorren. Meine, denkt sie, meine, meine, meins. Das ist ihrs hier, es fühlt sich an wie ihrs, sie hat das gemacht, sie hat es sich angeeignet und unterworfen. Meins, denkt sie. Sie trinkt den Wein, schweren roten Wein, der wie früher nach Trost schmeckt; aber interessant, sie braucht gar keinen. (W 262f.)

Versehen mit den Insignien des christlichen Abendmahls, Brot und Wein, besieht sich Marian – auf der Treppenstufe vor ihrem Haus sitzend – ihren Besitz: »[S]ie blickt über ihre Wiese, hinüber zu ihrem kleinen Acker«, auf dem sie Gemüse angebaut hat, das trotz der anfangenden Herbstzeit (vgl. W 36) »immer noch« gedeiht. Dieser fruchtbare Ertragsreichtum, der sich ihr hier zeigt, ist allein ihrer eigenen Gestaltungsmacht und Arbeitskraft zu verdanken. Marian hat sich das verwilderte Land (vgl. W 135f.) selbst – ohne die Hilfe anderer – »angeeignet und unterworfen«, es für sich urbar und zu ihrem Eigentum gemacht. Diese erfolgreiche Inbesitznahme ist ihr von fundamentaler identitätsgenerierender Bedeutung, wie stilistisch anhand des im Textauszug wiederholt verwendeten Possessivpronomens »mein« deutlich wird: »Meine, denkt sie, meine, meine, meins«. Stolz betrachtet Marian die konkreten Zeugnisse ihres gelungenen Überlebenskampfes, der sie in seiner schlimmsten Phase lehrte, »[d]ass man gar nicht so viel braucht zum Überleben, auch wenn das Überleben, das reine Nicht-Sterben [...] unheimlich und brutal und sehr schmerzhaft sein kann« (W 35). Dem selbstbewussten Resümieren ihres Erfolgs wohnt ein pseudoreligiöser Erweckungs- bzw. Auferstehungsmoment inne: Marian erkennt und akzeptiert sich angesichts ihrer verifizierbaren Leistungsfähigkeit erstmals vollends in ihrer jetzigen Identitätsfiguration als Selbstversorgerin und damit als die Person, zu der sie – gezwungen durch ihren unternehmerischen

Bankrott als Modedesignerin im Zuge der Finanz- und Wirtschaftskrise (vgl. W 50) – geworden ist. Durch ihren gesellschaftlichen Rückzug ins einfache dörfliche Leben und die damit für sie verbundene existenznotwendige Bewirtschaftung der Natur hat Marian zu einem neuen befriedigenden Entwurf ihrer selbst gefunden; der eigentlich »scheue[]« Kater ihrer Nachbarin »schmiegt sich [...] in einem großen, eleganten Bogen an ihre Waden« – symbolisch wird sie – personifiziert in dem Tier – seitens der Natur an- und aufgenommen. ›Angliederung‹ zeigt sich dementsprechend als prozessualer Akt von Selbstbewusstwerdung und -akzeptanz im Rahmen eines Naturerlebens erzählt.

Indem Marian ihre dergestalt reformulierte Existenz- und Identitätskonzeption für sich annimmt, vermag sie es darüber hinaus wieder kommunikativ-gesellschaftlich nach außen zu treten:

Kim wiedersehen. Kim. Sie steht auf, geht in die Küche, schenkt sich noch einmal nach und nimmt das Handy von der Fensterbank. [...] Sie öffnet die Nachrichten und schreibt an Kim, sie schreibt, wie es Kim geht, und sie schreibt, dass sie, sorry, heute busy war, dass es ihr gutgeht, i'm fine, really, und dass sie Kim morgen anruft. is 11 a.m. ok? lookin forward to see you very very soon. miss you mucho, love you. huge hug and 100 000 000 kisses: your silly mom. (W 269)

Marian, die bislang die vielen Telefonanrufe ihrer Tochter aus Scham über ihren identitätsfigurativen wirtschaftlichen Totalcrash und ihr nunmehrigen Leben ignoriert hat – »Das Klingeln [= des Handys, K.T.] hatte lange gedauert, noch länger als vorgestern, als Marian auch nicht rangegangen war. [...] Es ist ihre Krise, sie wird sie nicht zu Kims Krise machen.« (W 13f.) –, nimmt jetzt eigeninitiativ den Kontakt zu ihr auf. Sich ihres Wunsches, »Kim wieder[zu]sehen«, gegenwärtig werdend, schreibt sie ihrer Tochter per Handy eine Nachricht, in der sie ihren Anruf direkt am folgenden Tag verspricht. Durch diese Agieren Marians findet sich ›Angliederung‹ als narratives Krisenmerkmal erzählerisch als proaktives sozial-kommunikatives Reintegrationshandeln greifbar gemacht.

Außerdem wird Marian von Franz, dem örtlichen Gutsbesitzer mit dem sie – wie Prugger es lapidar ausdrückt – »eine Unterhalts-Affäre« dergestalt verbindet, dass sie ihm im Gegenzug zu seinen »Holz- und Lebensmittellieferungen«<sup>45</sup> Geschlechtsverkehr offeriert, eine konkrete Möglichkeit der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wiedereingliederung angetragen. Er bittet sie, »seinem Sohn bei der Wiedereröffnung der Dorfwirtschaft zu unterstützen«:<sup>46</sup>

45 Prugger: Gefühle in Zeiten der Krise.

46 Ebd.



- ›Er [= Albert, der Sohn von Franz, K.T.] hat gesagt, er will vielleicht die Sonne [= die Dorfgaststätte, K.T.] wiedereröffnen‹, sagt Marian.
- ›Ja. Will er.‹
- Franz trinkt von dem Kaffee, einen langen Schluck.
- [...]
- ›Ich habe nachgedacht‹, sagt Franz.
- ›So. Und was hast du nachgedacht?‹ Sie spürt jetzt den Wein.
- ›Ich denke, du könntest ihm helfen.‹ Was? Aha.
- ›Wie, helfen. Albert helfen?‹
- ›Ja.‹
- ›Ich.‹
- ›Ja, du‹, sagt Franz. ›Der Bub könnte vielleicht die Hilfe einer Unternehmerin brauchen.‹ Es reißt sie herum, sie schaut Franz an, ihr Gesicht eine Fratze aus Sarkasmus.
- ›Mit Unternehmerin meinst du mich?? Ha, das ist lustig. Haha. Du weißt, warum ich hier bin?‹
- [...]
- ›Kein Grund, es nicht noch einmal zu versuchen.‹
- ›Bist du jetzt auch noch der hiesige Resozialisierungsbeauftragte‹, sagt sie und beugt es gleich, aber er lacht.
- ›Vielleicht.‹ (W 266f.)

Die Marian angebotene Option, Franz' Sohn Albert bei der Bewirtschaftung der Gaststätte zu »helfen«, heißt für sie die doppelte Chance, sowohl einen sozial akzeptierten Platz »in der Dorfgemeinschaft« einzunehmen als auch wieder eigenständig die »Absicherung ihres Lebensunterhalts«<sup>47</sup> bestreiten zu können. Marian, die bislang von den »Leute[n] im Dorf [ge]hass[t]« (W 267) worden ist, der »irgendwer [...] aus dem Dorf« auf die Haustür »HUR [...] [i]n sicheren Blockbuchstaben, mit dickem schwarzem Edding« (W 113) geschrieben hat, erhält die Möglichkeit, mit der Gastwirtschaft einen neuralgischen Ort im dörflichen Mikrokosmos mitzugestalten. Mit anderen Worten: Franz, der lokal etablierte Entscheidungsträger (vgl. W 237), bietet ihr an, eine wichtige Akteurin im ländlichen Lebensgefüge zu werden, wobei allerdings »[o]ffen bleibt, ob Marian dieses Angebot tatsächlich annehmen wird.«<sup>48</sup> »Angliederung« tritt demgemäß narrativ als extern gebotene Chance der existenz- und identitätsstabilisierenden gesellschaftlichen Restitution hervor.

›Angliederung« als narratologischer Parameter von Krise und damit das Erzählen der Transition in einen neuen existenz- und identitätssichernden Nach-Krise-Zustand findet sich in *Wald* zusammengefasst wie folgt realisiert:

---

47 Ebd.

48 Dickens: Alternativen zur Geldwirtschaft, S. 157.

Erstens ist ›Angliederung‹ als Prozess der Reflexion und Selbsterkenntnis dargestellt: Sukzessiv akzeptiert Marian ihre puristische, abgeschiedene Lebensweise als Eigenversorgerin auf dem Land als befriedigendes und zukunftsfähige neue Identitätskonzeption ihrer selbst. Zweitens zeigt sich ›Angliederung‹ als eigenaktiv betriebene sozial-kommunikative Reintegrationsbewegung aktualisiert: So nimmt Marian wieder den – bis dahin aus Scham über ihren wirtschaftlich-sozialen Abstieg vermiedenen – Kontakt zu ihrer Tochter auf. Drittens wird ›Angliederung‹ als extern offeriertes Angebot einer wirtschaftlich-gesellschaftlichen Wiedereingliederung greifbar: Marian bekommt von Franz – dem figuralen Repräsentanten der gültigen Gesellschaftsordnung – ein ökonomisch-soziales Reintegrationsangebot unterbreitet; ihre Mitarbeit in der dörflichen Gastwirtschaft verspricht ihr die Wiedererlangung einer anerkannten gesellschaftlichen Position.

›Angliederung‹ wird folglich als narratologisches Kennzeichen von Krise in Knechts Roman *Wald* sowohl als ein personaler Prozess der Selbsterkenntnis und -akzeptanz, der proaktiv betriebenen sozialen als auch der extern offerierten wirtschaftlich-gesellschaftlichen Eingliederung erzählt. Das – perspektivische – Verlassen des identitätskonzeptionellen Zwischenzustands Krise zeigt sich anhand der Hauptfigur Marian dementsprechend als ein Wechselspiel aus innersubjektiver Bewusstwerdung, eigeninitiativem Handeln und der gesellschaftlich gebotenen Möglichkeit zur Renormalisierung der seinsbestimmenden Existenz- und Identitätskoordinaten formuliert.

## 11.4 Zusammenfassung

Sich die Realisierung des narratologischen Krisenparameters ›Angliederung‹ in den Romanen der Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur *Das war ich nicht*, *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* und *Wald* vergegenwärtigend, wird allgemein die wirtschaftliche und identitätsgenerative Neujustierung der Krise anheimgefallenen Figuren erzählerisch in Aussicht gestellt. ›Angliederung‹ findet sich auf diese Weise als narratives Charakteristikum von Krise aufgerufen, anhand dessen sich die Verquickung von Wirtschaft und Identität im Modus ›Krise‹ verdeutlicht.

Konkret kann ›Angliederung‹ als ein erzählstrategisches Krisenmerkmal an folgenden Hauptaspekten fassbar werden:

1. ›Angliederung‹ als Akt prozessualer Selbsterkenntnis und -akzeptanz: ›Angliederung‹ präsentiert sich als Erzählen eines Bewusstwerdens der Figuren ihrer existenz- und identitätsbetreffenden Krise bzw. eines Akzeptierens geänderter selbstfigurativer Parameter als ›Normalität‹: In *Das war ich nicht* wird sich Jasper im Zuge seiner illegalen Aktienspekulationen dem pathologischen Momentum seiner idealisierten

ökonomischen Identitätsimagination ›Top-Banker‹ gewahrt. Meike erkennt ihre Arbeit als Übersetzerin von Henrys Romanen als für sich gleichsam von fragwürdiger identitätsbildender und handlungsleitender Bedeutung, während dieser sich seinen beruflich-identitätsfigurierenden Selbstentwurf als Bestsellerautor als nicht mehr tragfähig eingesteht. Die retrospektive Selbstvergegenwärtigung in ihrem Lebensbericht macht Renate in *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* ihre ökonomisch-pathologische Selbstfiguration als Versicherungsmaklerin sowie ihre wahnhaftige Imagination ihrer Klientin Sofja Wasserkind als ihre Großmutter offenbar; sie entäußert sich optischer und habitueller Identitätsinsignien, die sie als Vertreterin der Leistungsgesellschaft auszeichnen. Marian beginnt in *Wald*, ihr bedürfnisreduziertes Leben als Selbstversorgerin auf dem Land als ein für sich befriedigendes Identitätskonzept zu perspektivieren.

Der Krisenparameter ›Angliederung‹ – erzählt als Selbsterkenntnis und -akzeptanz – zeigt sich dabei sowohl extern-kommunikativ durch andere Figuren initiiert (Meike, Henry) wie auch personal-selbstreflexiv von den ›Krise‹ erfahrenden Figuren selbst ausgehend generiert (Jasper, Renate, Marian).

2 ›Angliederung‹ als wirtschaftliche Restauration: Die Etablierung eines Nach-Krise-Zustands ist erzählerisch eng mit der – perspektivischen – Neuformulierung des wirtschaftlichen Identitätsmarkers ›Arbeit‹ verknüpft: In *Das war ich nicht* löst Jasper seinen ökonomisch fundierten Selbstentwurf auf; karrieristische Ziele sind ihm für seine berufliche Zukunft nicht mehr leitend. Nach Bekanntwerden von Henrys beruflichem Rückzug als Bestsellerautor, wird Meike eine dauerhafte Übersetzungsarbeit für einen aufstrebenden Schriftsteller offeriert, während dem Millionär Henry sein ökonomisch abgesicherter Ruhestand in Verbund mit Wohltätigkeitsarbeit in Aussicht steht. In *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* nimmt Renate nach ihrer Entlassung eine etwaige Rückkehr in die Versicherungsbranche in den Blick, wobei offenbleibt, ob sie überhaupt die dafür notwendigen Schritte einleiten – also sich bewerben – wird. Marian bekommt in *Wald* die leitende Mitarbeit in der, vor der Wiedereröffnung stehenden Dorfgaststätte angeboten; hierdurch erhält sie die Möglichkeit, finanziell wieder eigenständig für sich sorgen zu können.

Die wirtschaftliche Neujustierung ist perspektivisch zum einen als aktiv von außen herangetragen, konkrete ökonomische Existenzoption greifbar: Das Übersetzungsangebot wird Meike von Verlagslektor Thorsten unterbreitet, Elton John zeigt Henry eine nachberufliche Seinsperspektive auf, Marian wird der Arbeitsplatz von ihrem Geliebten Franz angetragen. Zum anderen findet sich die potenzielle wirtschaftliche Reintegration in die Gesellschaft als vage bleibende Zukunftsvorstellung realisiert: Jasper imaginiert sich ›irgendeinen Job‹ als künftige Verdienstmöglichkeit, Renates Blatt Papier, auf dem sie ihre beruflichen Bewerbungsoptionen notieren möchte, bleibt weiß.

3 ›Angliederung‹ als soziale Integration und emotionale Regeneration: ›Angliederung‹ findet sich als soziale Beziehungsaufnahme sowie in Aussicht gestellte gesellschaftliche Reintegration erzählt: Jasper und Meike lösen sich in *Das war ich nicht* von ihrer Fixierung auf ihren Beruf, gewinnen ihre emotionale Erlebnisfähigkeit zurück und werden ein Liebespaar. Ebenso wie sie überwindet Henry seine soziale Einsamkeit, indem er einem Umzug in die Londoner Nachbarschaft seines Bekannten Elton John ins Auge fasst. Sich von ihrer Tablettsucht befreiend, vermag sich Renate in *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* ihrer selbst wieder emotional bewusst zu werden; demgegenüber nimmt ihre soziale Reintegration lediglich in der Vorstellung Gestalt an, bei ihrer etwaigen Rückkehr nach München wieder mit ihren Brüdern Erich und Erwin sowie ihrer Freundin Lisa in Beziehung zu treten. In *Wald* bekommt Marian mit dem Angebot, in der Dorfgaststätte zu arbeiten, gleichfalls die Möglichkeit offeriert, sich sozial in die Gemeinschaft zu integrieren; gefühlsmäßig gefestigt, beabsichtigt sie zudem, wieder den Kontakt zu ihrer Tochter Kim aufzunehmen.

Insgesamt zeigt sich die – perspektivische – Formulierung eines Nach-Krise-Zustands generell eng an eine sozial-emotionale Neufiguration von Identität geknüpft, die an die Ausbildung neuer wirtschaftlicher Existenzparameter rückgekoppelt ist.

4 Die Natur als topografischer Raum von ›Angliederung‹: Die Auflösung von Krise wird in den untersuchten Fallbeispielen räumlich an die Natur als Ort der (Selbst-)Erneuerung und Genesung gebunden: In *Das war ich nicht* tauschen Jasper, Meike und Henry die Großstadt Chicago als Ausgangspunkt des Finanzmarktkollapses und Zentrum ihrer existenziellen und identitätsfigurativen Krisen gegen die karge Weite deutscher Ländlichkeit ein, wo sie ihre Seinskoordinaten neu justieren können. Vor der Hintergrundfolie der Finanz- und Wirtschaftskrise verlässt Renate in *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* München, den Ort, an dem die beruflich-personalen Verwerfungen ihres rationalistisch figurierten Selbstentwurfs kulminiert und pathologisch eruptiert sind, gen Russland; hier beginnt sie, in der naturnahen Abgeschiedenheit wieder sich selbst bewusst zu werden. In *Wald* flieht die im Zuge der Finanz- und Wirtschaftskrise bankrottierte Marian aus Wien als Ort ihres Scheiterns aufs Dorf und wird sich dort, ihren Garten urbar machend, ihrer eigenversorgerischen Schaffenskraft gewahr.

Mit dieser narrativ für das Erzählen von Krise nutzbar gemachten topografischen Dichotomie wird zugleich das in der deutschsprachigen Literatur wirkmächtige ›Stadt vs. Land‹-Stereotyp aufgerufen, in dem die Stadt – als Ort ›unechten‹ selbstentfremdeter personaler Identität markiert – mit dem Land als Raum ›ech-

ter< identitätskongruente Seinsmöglichkeit kontrastiert wird.<sup>49</sup> So lässt sich allein in der räumlichen Abkehr vom städtischen Lifestyle sowie in der Hinwendung zur Natur ›Krise‹ überwinden und ein neuerlich existenz- und identitätsstabilisierender Zustand formulieren. Während die Stadt in den untersuchten Romanen zum Ort einer selbstentfremdeten, da primär ökonomisch ausgestalteten Identitätskonzeption gerät – wie namentlich die Figuren Jasper, Renate und Marian illustrieren –, zeigt sich die Natur als Möglichkeitsraum authentischer Identitätsgenese codiert: Hier vermag sich final von fadenscheinig gewordenen Identitätskoordinaten befreit und neue Seinsaspekte generiert werden (Jasper, Meike, Henry). Hier kann sich in selbstreflexiver Betrachtung einer Krise gezeichneten Vergangenheit vergegenwärtigt und selbst gestaltend neue Identitätsparameter in einer bedürfnisreduzierten Lebensweise gewonnen werden (Renate, Marian). Die Natur bekommt insofern als ein Ort der Erweckung und Auferstehung eine regelrecht religiös-kathartische Qualität zugeschrieben, die zugleich die Überwindung einer städtisch-ökonomisch leistungsorientierten Identitätsfiguration heißt; wie es sich insbesondere in den Romanen *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* und *Wald* erzählerisch ausgestaltet findet.

Angesichts dieser Aspekte wird unter dem Fokus von ›Angliederung‹ als narratologischen Parameter von ›Krise‹ die erzählerische Verquickung von Wirtschaft und Identität auf figuraler Ebene in den untersuchten Romanen deutlich. Rückgekoppelt an die im Zuge dessen narrativ nutzbar gemachte Finanz- und Wirtschaftskrise findet sich dabei eine systemimmanente, das subjektive Sein einschließende Krisenhaftigkeit offenbar gemacht. Auf diese Weise tritt hier wie dort ein Gesellschaftsbild zutage, das einem kritisch perspektivierten, dominant wirtschaftlich geprägten Jetzt-Zustand die Wertschätzung sozialer Beziehungen und emotionaler Erlebnisfähigkeit gegenüberstellt. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang überdies, dass unisono die Möglichkeit eines existenz- und identitätsgenerativen ›Happy Ends‹ aufgerufen wird: Krise findet sich als ein sukzessiver Erkenntnis- und Befreiungsprozess von pathologischen und falschen Identitätskoordinaten erzählt, der perspektivisch – Stichwort: Krise als Chance – in der Etablierung eines wirtschaftlich und personal befriedigenden neujustierten Identitätsentwurf zu enden vermag. Letztlich bleibt das erzählerisch anzitierte ›Happy End‹ in den hier analysierten Romanen der Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur aber vordergründig

---

49 Beispielsweise hält Rehm für die literarische Aktualisierung des ›Stadt-Land‹-Gegensatzes fest: »Der Gegensatz von Stadt und Land kann [...] unter dem Vorzeichen von Fortschritt und Tradition gesehen werden, von Zentrum und Peripherie aber eben auch von Krankheit und Gesundheit.« (Stefan Rehm: Die kranke Stadt und das gesunde Land. Zu einem Diskursfeld um 1900. In: Tim Mehigan, Alan Corkhill (Hg.): Raumlektüren. Bielefeld 2013, S. 123–145, hier S. 124)

und ambivalent: Es ist die situativ verankerte Möglichkeitsformulierung einer existenz- und identitätsstabilen Nach-Krise-Zukunft, die sich noch nicht realisiert findet.



## 12 Lost and find in crisis: Schlussbetrachtung

---

Das realhistorische Jahrhundertereignis der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009, das weltweit gravierende wirtschaftliche sowie gesellschaftspolitische Folgen zeitigte und sich in der Reflexion von finanzökonomischen Krisen als zentrale Referenzkrise etabliert hat, findet sich ebenfalls in der Literatur prominent nutzbar gemacht. Wie herausgearbeitet, ist dieser Systemcrash hier genre- und gattungsübergreifend als Verhandlungsgegenstand präsent; in konventionellen Unterhaltungsthrellern, Familien- und Kriminalromanen ebenso wie etwa in Novellen und avantgardistischen Theaterstücken. Zudem zeigt sie sich charakteristisch mit einer Figurenkonzeption basierend auf einem Täter-Opfer-Schema, einer multiperspektivischen Erzählweise sowie einer gesellschafts- und kapitalismuskritischen Perspektiveinnahme verbunden.

Ausgehend von meiner Beobachtung, dass im Zuge der literarischen Aktualisierung der Finanz- und Wirtschaftskrise wiederkehrend die Möglichkeiten und Bedingungen subjektiver Identitätsgenese im Rahmen einer qua Wirtschaft organisierten Gesellschaft als prekär geworden erzählt wird – das heißt: in Korrespondenz zu der hier realisierten Systemkrise in Gestalt der Finanz- und Wirtschaftskrise als ›Krise‹ verhandelt werden –, bestand das Forschungsinteresse meiner Arbeit darin, diesen Nexus näher zu untersuchen. Da es bislang außerdem an Studien mangelte, die sich umfassender der literarischen Aktualisierung der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 widmen, konnte damit sowohl eine Forschungslücke geschlossen als auch erstmalig eine Arbeit vorgelegt werden, die sich der Analyse der narrativkonzeptionellen Verquickung von ›Wirtschaft – Identität – Krise‹ verschreibt.

Für die Zusammensetzung des zu diesem Zweck Exemplarität beanspruchenden Textkorpus erwies sich die von mir vorgenommene Kategorisierung der deutschsprachigen Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur nach Art der narrativen Nutzbarmachung und Darstellung der Finanz- und Wirtschaftskrise als entscheidend: Als Hauptformen der literarischen Aktualisierung der Finanz- und Wirtschaftskrise deren Realisierung als a) Handlungsmovens, b) Handlungssetting sowie c) Dechiffrierungscode ansetzend, wurden mit Doris Knecht *Wald*, Thomas von Steinaecker *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfing, zu träumen* sowie Kristof Magnusson *Das war ich nicht* drei Romane ausgewählt, die jeweils



eine dieser Varianten prototypisch repräsentieren. Um mein Untersuchungsinteresse adäquat verfolgen zu können, habe ich anschließend eine Analysematrix konzipiert, die auf dem – begriffsgeschichtlich und theoretisch hergeleiteten – Verständnis von ›Krise‹ als ein spezifischer narrativer Modus – bei dem es sich meiner Ansicht nach um eine anthropologische Konstante von Erzählung handelt – beruht. Demgemäß stellt sich ›Krise erzählen‹ als das Erzählen einer zeitlich begrenzten Phase der Transformation und Transition dar, die mit einer fundamentalen existenz- und identitätsfigurativen Bedeutsamkeit aufgeladen sowie von schweren (gesellschaftlich-)ökonomischen und psycho-sozialen Verwerfungen gekennzeichnet ist. Als wichtige theoretische Anknüpfungspunkte für mein Untersuchungsmodell fungierten zudem die religionsethnologischen Überlegungen von van Gennep und Turner zu einer transkulturell beobachtbaren verlaufsstrukturellen Homogenität von Übergangsriten (›Ablösung – Schwelle/Umwandlung – Integration‹), die in dieser Form ebenfalls für ›Krise‹ konstatiert werden kann (›Zustand A – Krise – Zustand B‹), sowie Turners präzisierende Ausführungen zu den Charakteristika der übergangsrituellen Zwischenphase als existenz- und identitätsgenerativ instabil. Mein auf dieser Grundlage entwickelter narratologischer Merkmalskatalog von Krise beinhaltet fünf Analyseparameter zu deren narrativer Vermessung: 1. ›Trennung‹, 2. ›Liminalität‹, 3. ›Reflexive Ambiguität‹, 4. ›Identitätsfragilität‹ sowie 5. ›Angliederung‹. Während ›Trennung‹ die Auflösung eines existenz- und identitätsstabilisierenden Zustands auf figuraler Ebene beschreibt, fokussiert ›Angliederung‹ die – perspektivische – Reintegration in einen diesbezüglich wieder Normalität formulierenden Seinszustand. Über die Parameter ›Liminalität‹, ›Reflexive Ambiguität‹ und ›Identitätsfragilität‹ findet sich Krise ferner als das Erzählen einer subjektiven Transformations- und Transitionsphase greifbar gemacht, in der zum einen etablierte Ordnungssysteme wirklichkeitsstrukturierender und gesellschaftlich-sozialer Prägung ungültig geworden sind und die zum anderen durch einen interpretatorisch-selbstreflexiven Zugriff auf Vergangenheit und Zukunft sowie fundamentale Identitätsverwerfungen bis hin zur Ausbildung von pathologischen Verhaltensweisen besticht.

Auf Basis dieser von mir entworfenen narratologischen Untersuchungsmatrix sind die Romane *Das war ich nicht*, *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang, zu träumen* und *Wald* textanalytisch ausgelotet worden; mit dem Ziel, die, das Forschungsanliegen meiner Arbeit konfigurierenden Forschungsthesen und -fragen zu beantworten – die dementsprechend nun neuerlich vorgelegt und resümierend perspektiviert werden können:

**These 1: Die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 wird literarisch nutzbar gemacht, um grundlegende Fragen subjektiver Identitätskonzeption zu verhandeln.**

Die literarische Aktualisierung der globalen Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 lässt sich in ihren Realisierungsvarianten als a) Handlungsmovens, b) Handlungssetting und c) Dechiffrierungscode als motivische Pointierung eines wirtschaftsbasierten Gesellschaftssystems betrachten, das als in sich krisenbehaftet erzählt wird. In Korrespondenz zur narrativen Implementierung der finanzökonomischen Jahrhundertkrise zeigt sich auf figuraler Ebene eine subjektive Seinskrise längs der Erschütterung zentraler wirtschaftlicher sowie personaler Koordinaten der Identitätskonzeption entfaltet. Dabei ist es die grundlegende Frage nach der wirtschaftlichen Bedingtheit von Identitätsgenese, die sich hier diskussionsleitend aufgeworfen findet. Im Zuge dessen werden konkret die Möglichkeiten sowie Grenzen der Formulierung eines konsistenten und bedürfnisadäquaten Selbstentwurfs im Rahmen einer wirtschaftlich organisierten Gesellschaft verhandelt. ›Wirtschaft‹ – als maßgeblicher Parameter der Identitätsbildung entworfen und in Gestalt von Erwerbsarbeit und finanziellem Handlungsvermögen anhand der Figuren erzählt – sieht sich in diesem Zusammenhang zur Disposition gestellt. Das heißt: Die literarische Nutzarmachung der Finanz- und Wirtschaftskrise zeigt sich mit der Diskussion der Frage nach der ökonomischen Bedingtheit sowie Spannweite subjektiver Identitätsgenese narrativ verwoben.

**These 2: ›Wirtschaft‹ wird als fragil gewordenes identitätsformendes und -stabilisierendes Paradigma generiert und damit als gesellschaftliches Leitnarrativ infrage gestellt.**

In den untersuchten Romanen *Das war ich nicht*, *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* und *Wald* erweist sich für die handlungstragenden Figuren der Beruf bzw. die Erwerbsarbeit als Ausdruck ihrer wirtschaftlichen Positionierung in der Gesellschaft als entscheidend für ihren Selbstentwurf. ›Identität‹ wird insofern als in erster Linie wirtschaftlich formuliert erzählt, die – instabil geworden – sich nicht mehr konsistent aufrechterhalten lässt. ›Krise‹ findet sich dementsprechend prominent an der ökonomischen Identitätskoordinate der Figuren entfaltet und einhergehend mit weiteren sozialen und psychischen Identitätsverwerfungen verhandelt. Im Zuge dessen tritt ›Wirtschaft‹ als eine ausnehmend pathologische Entität zutage: Eine dominant über den wirtschaftlichen Existenzparameter erfolgende Identitätskonzeption wird narrativ als psychisch und physisch krankmachend und mit der Ausbildung pathologischer Verhaltensmuster verbunden kenntlich: In *Das war ich nicht* macht sich etwa der Aktientrader Jasper – im Bestreben seinem Identitätsideal ›Top-Banker‹ zu entsprechen – mit seinen illegalen Spekulationsgeschäften ein kriminelles Verhalten zu eigen, das zugleich nervöse

physische Ticks evoziert. Ausgehend von ihrer beruflichen Existenzangst, verliert sich die Versicherungsmaklerin Renate in *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* zunehmend in einer gesteigerten Einnahme von Psychopharmaka; zugleich ›verwahnsinnigt‹ sich ihr Zugriff auf die Realität. Nach ihrem ökonomisch-gesellschaftlichen Totalzusammenbruch gibt sich die Modedesignerin Marian in *Wald* – sozial abgeschottet im Haus ihrer verstorbenen Tante – dem exzessiven Alkoholkonsum hin und hegt suizidale Gedanken.

Zusammen mit der Aktualisierung der Finanz- und Wirtschaftskrise, die in den Romanen als symptomatisches Signum einer systemimmanenten Krankhaftigkeit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung sichtbar wird, sieht sich ›Wirtschaft‹ hier damit als Leitnarrativ von subjektiver Identitätsgenese sowie als gesellschaftliches Organisationsprinzip zur Disposition gestellt.

**These 3: Die (finanz-)ökonomische Krise wird in der deutschsprachigen Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur als fundamentale Identitäts- und Sinnkrise des modernen Individuums erzählt und insofern ›Wirtschaft‹ und ›Identität‹ im Modus ›Krise‹ narrativ miteinander verwoben.**

Die literarische Aktualisierung der globalen Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 findet sich für das Erzählen einer existenziellen Identitäts- und Sinnkrise auf figuraler Ebene nutzbar gemacht, die konzeptionell längs ›Wirtschaft‹ und ›Identität‹ als zentrale gesellschafts- und subjektgenerative Entitäten entfaltet wird. Der (finanz-)ökonomische Kollaps konturiert sich dabei als Anzeichen systemimmanenter Dysfunktionalität einer wirtschaftlich konfigurierten Gesellschaft aus: In *Das war ich nicht* gerät die Bank bzw. Börse als zentraler Handlungsschauplatz zum Ort dubios-krimineller Machenschaften, die letztlich in ihrem Crash münden und zu weltweiten Verwerfungen auf den Finanzmärkten führen. Vor dem Ereignishorizont der Finanz- und Wirtschaftskrise gewinnt in *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* die fundamentale Existenz- und Identitätskrise der Hauptfigur ihre psychopathologische Ausgestaltung. In *Wald* wird ursächlich durch den gesellschaftlichen Impact der Finanz- und Wirtschaftskrise die radikale Identitätserosion der Ich-Erzählerin in ökonomischer, sozialer und personaler Spannweite bedingt.

Das (finanz-)ökonomische Jahrhundertereignis zeigt sich dementsprechend in den untersuchten Romanen der Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur motivisch plakativ eingesetzt, um über das Erzählen von einer singular-individuellen Krise hinausgehend eine gesamtgesellschaftliche und damit systeminhärente Krisenhaftigkeit zu proklamieren, die sich in der Infragestellung von zentralen existenz- und identitätsgenerativen Parametern des Einzelnen Bahn bricht.

**Frage 1: Anhand welcher Parameter wird ›Identität‹ im Zusammenhang mit ›Wirtschaft‹ in den Romanen als krisenhaft gewordener Nexus aktualisiert und diskutiert? Wie sind diese Parameter inhaltlich konzipiert und ausgestaltet?**

Die auf figuraler Ebene erzählte krisenhafte Verwobenheit von ›Identität‹ und ›Wirtschaft‹ findet sich in den untersuchten Romanen der Finanz- und Wirtschaftskrisenliteratur namentlich über den Identitätsmarker ›berufliche Rolle‹ realisiert. Eindringlich wird von einer fundamentalen Infragestellung der als identitätszentral aktualisierten wirtschaftlichen Selbstkonzeption der Figuren erzählt. Diesbezüglich können konkret zwei Parameter als inhaltlich charakteristisch benannt werden:

Erstens zeigt sich die Destabilisierung bzw. der Verlust des beruflichen Identitätsaspekts narrativ mit einer topografischen Absonderung der Figuren von deren bisher gültigen Handlungsradius verbunden; ›topografisch‹ ist hierbei in einer weitgefassten Bedeutung zu verstehen: nicht allein geografisch, sondern ebenfalls räumlich-aktional sowie realitätsrezeptiv: So beginnt sich der Banker Jasper in *Das war ich nicht* – seinen unautorisierten Aktienspekulationen geschuldet, die zum Crash seiner Investmentbank und zu weltweiten Kurseinbrüchen auf den Finanzmärkten führen werden – in einem illegalen Aktionsraum zu bewegen, die Übersetzerin Meike verlässt – versuchend ihre ökonomische Existenzgrundlage zu retten – Deutschland, um in Chicago den Bestsellerautor Henry zu suchen, der aufgrund seiner Schreibblockade in die Anonymität abgetaucht ist. Narrativ mit dem Ereignishorizont der Finanz- und Wirtschaftskrise verwoben, gestaltet sich der Versicherungsmaklerin Renate in *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* die Wirklichkeit zunehmend als ein trügerischer Ort des Scheins; schließlich in der realitätsentrückten Welt eines russischen Freizeitparks gestrandet, erfährt sie von ihrer Kündigung. Im Zuge des globalen Systemkollaps bankrottiert, verlässt in *Wald* die Modedesignerin Marian ihren großstädtischen Wiener Lebenskontext und zieht in die gesellschaftlich-soziale Abgeschiedenheit aufs Land, sodass sich auch hier der Verlust des identitätszentralen wirtschaftlich-beruflichen Selbstentwurfs mit einer topografischen Exklusion der Figur narrativ verwoben findet.

Zweitens wird eine primär über den Seinsaspekt ›berufliche Rolle‹ generierte Identitätskonzeption als soziale Einsamkeit evozierend und ursächlich normabweichende Verhaltensweisen verantwortend erzählt: In *Das war ich nicht* zeigen sich die drei Hauptfiguren kaum in identitätsbefriedigende sozial-private Beziehungen involviert, was von diesen als Mangel reflektiert wird und sich zugleich in einem normabweichenden Handeln äußert: etwa in der Ausbildung kriminellen Verhaltens (Jasper), in einem radikalen Beziehungsabbruch (Meike) sowie in einem stalkingartigen Agieren (Henry). In *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* ist das Auftreten der Hauptfigur Renate in ihren wenigen außerberuflichen sozialen Beziehungen – zu ihren beiden Brüdern und

ihrer Studienfreundin – von ökonomisch-zweckrationalen Erwägungen geprägt, darüber hinaus hat sie mit ihrer kürzlich verstorbenen Mutter und dem Ende ihres langjährigen Verhältnisses mit einem Vorgesetzten zwei identitätszentrale Bezugspersonen verloren; sie ist medikamentenabhängig, essgestört und ihre Realitätswahrnehmung zeigt sich zunehmend von Wahnvorstellungen durchdrungen. Nach ihrem wirtschaftlich-gesellschaftlichen Ruin aufs Dorf gezogen und dort nun als Selbstversorgerin lebend, meidet in *Wald* die ehemalige Unternehmerin Marian zum einen den Kontakt zu ihren Familienangehörigen sowie ihrem ehemaligen Bekanntenkreis und ist zum anderen innerhalb der Dorfgemeinschaft als soziale Außenseiterin positioniert; zeitweilig trinkt sie exzessiv Alkohol, lässt sich außerdem – einzig aus zweckrationalen Überlegungen – auf eine Affäre mit einem gutsituierten, verheirateten Mann ein und beginnt zur Sicherung ihres Lebensunterhalts ferner, Feldfrüchte sowie Hühner von den Nachbarhöfen zu stehlen.

›Identität‹ und ›Wirtschaft‹ zeigen sich als krisenhafter Nexus dementsprechend nachdrücklich über das Erzählen von einer fundamentalen Destabilisierung des wirtschaftlich-beruflichen Identitätsaspekts verhandelt, die anhand der Figuren inhaltlich als topografische, soziale und habituelle Exklusion vom etablierten Gesellschafts- und Normsystem ausgestaltet ist.

## **Frage 2: Werden andere/neue Identitätsentwürfe und Sinnstiftungsmöglichkeiten jenseits von ›Wirtschaft‹ angeboten und verhandelt? Wenn ja, welche?**

Wie die Textanalyse gezeigt hat, werden in allen drei untersuchten Romanen andere bzw. neue Identitätsentwürfe und Sinnstiftungsmöglichkeiten jenseits von ›Wirtschaft‹ aktualisiert und zur Diskussion gestellt. Konkret lassen sich zwei Lösungsmodelle benennen, die einer ökonomisch fundierten Selbstkonzeption als alternative Lebensfiguration gegenübergestellt werden:

Erstens sind es soziale Beziehungen, die in ihrer wirtschaftlichen Zweckfreiheit prominent als identitätsgesundend und -stabilisierend profiliert werden: In *Das war ich nicht* finden in der Delogierung ihrer beruflichen Rolle als identitätszentral der Banker Jasper und die Romanübersetzerin Meike in einer Liebesbeziehung zueinander, ebenso wie sich der Bestsellerautor Henry sein Ruhestandsleben in der Londoner Nachbarschaft seines Bekannten Elton John entwirft. In *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* gewinnt für die Versicherungsmaklerin Renate nach ihrem Arbeitsplatzverlust die Beziehung zu ihren Brüdern an Bedeutung, ferner nimmt sie perspektivisch eine Aussöhnung mit ihrer Freundin Lisa in den Blick. In *Wald* überwindet die ehemalige Modedesignerin Marian die Scham über ihren unternehmerischen Bankrott sowie über ihre jetzige selbstversorgerische Lebensweise und ist bestrebt, den – aufgrund dessen reduzierten – Kontakt zu ihrer Tochter Kim wieder zu intensivieren; zugleich wird ihr mit dem

Angebot, in der örtlichen Dorfgaststätte zu arbeiten, die Möglichkeit der wirtschaftlich-sozialen Reintegration in die Gesellschaft offeriert.

Zweitens wird die Natur in Abgrenzung zu einem städtisch-ökonomisch geprägten Lifestyle als Zufluchtsbietender Ort der Selbstreflexion und Regeneration entfaltet: In *Das war ich nicht* wird ein landschaftlich karg und zivilisationsabgeschieden gelegenes Haus für die Hauptfiguren Jasper, Meike und Henry zum topografischen Ankerpunkt der (Selbst-)Erkenntnis sowie Neujustierung ihres jeweiligen Identitätsentwurfs. In *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* erfährt sich die pathologisch-rationalistische Ich-Erzählerin Renate durch ihren Rückzug in die Natur wieder in ein authentisches Erleben versetzt; die Natur ist hier als hoffnungsspendender Ort psychisch-emotionaler Genesung erzählt. In *Wald* erkennt die Hauptfigur Marian im Anblick ihres urbar gemachten Gartens ihre eigene Schaffenskraft und kann sich in ihrem neuen existenz- und identitätsformulierenden Sein als Selbstversorgerin bejahen.

Mit dieser Implementierung von ›Soziale Beziehungen‹ und ›Natur‹ als Möglichkeiten seinsgenerativer Stabilisierung und Befriedigung wird eine qua ›Wirtschaft‹ organisierte Gesellschaft als ein strukturell defizitäres System für die subjektive Identitätskonzeption offenbar. Dergestalt findet sich narrativ nicht nur eine kapitalismuskritische Perspektive aufgeworfen, sondern es wird ebenfalls auf konservative Lösungskonzepte für eine befriedigende Identitätsformulierung zurückgegriffen, die mehr oder minder eine Abkehr vom Gesellschaftssystem heißen: nämlich den Rückzug in privat-soziale Beziehungen und die Hinwendung zur Natur. Bemerkenswert ist hieran insbesondere, dass damit die auf figuraler Ebene erzählten existenz- und identitätskonzeptionellen Krisen perspektivisch in eine positiv-versöhnliche Lösung überführt werden: Jenseits von ›Wirtschaft‹ wird narrativ anhand ›Soziale Beziehungen‹ und ›Natur‹ ein ökonomisch zweckfreier Möglichkeitsraum eröffnet, der personale Sinnstiftung sowie die Restabilisierung von subjektiver Identität bietet und insofern die Überwindung von einer wirtschaftlich evozierten Krise verheißt. Es wird hier folglich die Option eines ›Happy Ends‹ aufgerufen, das sich jedoch nicht weiter konkretisiert und dementsprechend keinen realen Gehalt erhält; es bleibt deutungssoffen und mit einem bitteren Beigeschmack versehen.

### **Frage 3: Sind transtextuelle narrative Strukturen, Muster und/oder Motive, mittels derer ›Krise‹ erzählt wird, erkennbar?**

Die Analyse der Romane *Das war ich nicht*, *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* und *Wald* als prototypische Vertreter der deutschsprachigen Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur lässt textübergreifend eine präferierte Nutzbarmachung von bestimmten erzähltechnischen Elementen sowie Motiven erkennen, anhand derer ›Krise‹ narrativ Gestalt gewinnt. Konkret können diesbezüglich folgende Mittel als kennzeichnend benannt werden:

Erstens findet sich die Handlung entweder homodiegetisch (*Das war ich nicht*) entfaltet oder in autodiegetischer Erzählperspektive realisiert (*Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen, Wald*), wodurch sich ›Krise‹ jeweils – an den figuralen Erlebnishorizont gebunden – unmittelbar greifbar gemacht zeigt. Dergestalt wird ›Krise‹ dementsprechend eindringlich als gravierende existenz- und identitätsgenerative Destabilisierung des Selbstentwurfs aktualisiert und – verquickt mit dem Erzählen von einem (finanz-)ökonomischen Crash – als subjektives Erleben von Krise im Kontext schwerer systemfunktionaler Verwerfungen einer über ›Wirtschaft‹ organisierten Gesellschaft verhandelt. Darüber hinaus trägt diese Erzählweise zur Pointierung der Komplexität von Krise bei: So ist in *Das war ich nicht* die aktionsfokussierte und mehrsträngig ineinander verwobene Handlung anhand dreier Ich-Erzähler, die allesamt mit der Infragestellung insbesondere ihres wirtschaftlich-beruflichen Seinsparameter konfrontiert sind, multiperspektivisch entfaltet. In den Romanen *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* und *Wald* sind es wiederkehrend in die Handlung eingeflochtene biografische Rückblenden der jeweiligen autodiegetischen Erzählerin, die – als assoziativ ausgelöste Reflexionen – die Ausbildung von deren ökonomisch fundierten und sozial defizitären Selbstkonzeption beleuchten; auf diese Weise wird ebenfalls erzählstrukturell die Vielschichtigkeit von Krise offenbar.

Für das Erzählen von Krise im Zusammenhang mit der literarischen Nutzbarmachung der Finanz- und Wirtschaftskrise kann zweitens die Aktualisierung eines typischen Motivrepertoires als inhaltlich charakteristisch betrachtet werden. Namentlich handelt es sich um zwei Motivkomplexe, die prominent realisiert sind: a) die Erkenntnis eines primär wirtschaftlich-beruflich konzeptualisierten Selbstentwurfs als identitätsgenerativ eindimensional und defizitär sowie dessen Überwindung zugunsten einer ideellen Aufwertung und eines (Re-)Formulierungsversuchs von ökonomisch-zweckfreien sozialen Beziehungen, b) die Darstellung der Natur als potenzieller Ort der psycho-sozialen Regeneration sowie als gesellschaftsferner Möglichkeitsraum authentischen Seins. So wenden sich in *Das war ich nicht* die Figuren Jasper, Meike und Henry – ein privat-soziales Eingebundensein als identitätsbefriedigendes Momentum begreifend – von ihrer maßgeblich über ›Erwerbsarbeit‹ figurierten Identitätskonzeption ab; entscheidender topografischer Ort ihrer Neujustierung ist ein renovierungsbedürftiges Haus in der zivilisationsentrückten nordfriesischen Einöde. Die Versicherungsmaklerin Renate entäußert sich in *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* fern ihres Münchner Lebenskontextes in Russland sämtlicher äußerlichen Statusinsignien ihres bisherigen Selbstentwurfs; sich unmittelbar der Erfahrung von Natur(gewalt) aussetzend, beginnt sie, ihre emotionale Erlebnisfähigkeit zurückzuerlangen und ihre pathologisch ökonomisch-rationalistisch figurierte Identitätskonzeption zu reflektieren. Gesellschaftlich abgeschieden als Selbstversorgerin auf dem Dorflebend, findet die bankrottierte Modedesignerin Marian in *Wald* in ihrer naturnahen minimalistischen

schen Lebensweise für sich die Möglichkeit einer psycho-sozialen Reformulierung ihrer Identität.

Verbunden mit der Aktualisierung dieser handlungsfigurativen Hauptmotive kristallisiert sich in den Romanen der Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur drittens als grundlegendes narratives Muster von Krise die erzählerische Entfaltung der individuellen Abkehr von einer ökonomischen Leistungsgesellschaft heraus. Mit anderen Worten: ›Wirtschaft‹ wird für die subjektive Identitätsbildung als kritisches Leitkonzept demaskiert und mit alternativen Möglichkeiten der Selbstbildung – eine ideell-praktische Aufwertung von sozialen Beziehungen sowie eine Hinwendung zur Natur – kontrastiert. Das kapitalistische Wirtschaftssystem tritt damit als eine zentrale Ordnungsfiguration von Gesellschaft zutage, die sich sowohl strukturimmanent als fragil – das heißt: funktionalen Zusammenbrüchen anfällig – darstellt als auch sich für den Einzelnen als existenzgenerativ instabil sowie identitätsdeformierend erweist – wie anhand der Figuren in Fallbeispielen diskutiert ist.

Für die narrative Auslotung der Verquickung von Wirtschaft und Identität im Modus ›Krise‹ lassen sich dementsprechend erzähltechnisch sowie motivisch charakteristische Mittel fassbar machen, sodass von einer transtextuell beobachtbaren Matrix, auf deren Basis ›Krise‹ in der Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur erzählerisch entfaltet wird, gesprochen werden kann.

**Frage 4: Wie ist die literarische Auseinandersetzung mit dem Themenkomplex ›Wirtschaft – Identität – Krise‹ als Teil eines gesellschaftlichen Diskurses über die Finanz- und Wirtschaftskrise funktional zu verorten und zu bewerten?**

Die hier als exemplarische Vertreter der deutschsprachigen Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur untersuchten Romane schreiben sich als literarische Diskussionsbeiträge in den gesellschaftlichen Diskurs über das realhistorische Ereignis ›Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009‹ ein. Auf figuraler Ebene erzählerisch ausgelotet, werden dabei zum einen ›Wirtschaft‹ und ›Identität‹ als konstitutiv miteinander verflochten verhandelt sowie zum anderen im Modus ›Krise‹ als für eine befriedigende subjektive Identitätsgenese fragwürdig-prekär gewordener Konnex aufgezeigt. Durch die motivische Nutzbarmachung der Finanz- und Wirtschaftskrise plakativ realisiert, findet sich überdies die kapitalistische Wirtschaftsordnung als ein defizitär-dubioses Organisationssystem von Gesellschaft greifbar gemacht, das pathologische Entwicklungen zeitigt: Die Bank/Börse wird als zentraler (finanz-)ökonomischer Handlungsort in *Das war ich nicht* zum Schauplatz irrational-kriminellen Agierens, in *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfang zu träumen* formuliert sich die zunehmende ›Verwahnsinnigung‹ der Hauptfigur basierend auf ihrem primär wirtschaftlich konzeptualisierten Selbstentwurf sowie in Rekurs auf den globalen Systemcrash aus und in *Wald* gerät



das Ereignis der Finanz- und Wirtschaftskrise für die autodiegetische Erzählerin zu einer numinosen existenz- und identitätszerstörenden Gewalt. Die Finanz- und Wirtschaftskrise wird dementsprechend in ihrer literarischen Imagination als Ausdruck einer systeminhärenten Krankhaftigkeit erkennbar, die narrativ mit dem Erzählen von einer Destabilisierung ökonomisch fundierter Selbstkonzeptionen als subjektiv erfahrene Krise verknüpft ist. Angesichts dessen findet sich ›Wirtschaft‹ hier für eine befriedigende subjektive Identitätsgenese die leitnarrative Bedeutung abgesprochen. Mit dieser funktionalen Abwertung von ›Wirtschaft‹ geht im Gegenzug eine ideelle Aufwertung von sozial-privaten Beziehungen sowie eine Implementierung von ›Natur‹ als dem ökonomisch figurierten Gesellschaftssystem entzogener Möglichkeitsraum identitätskonzeptioneller Regeneration einher – das bedeutet mit anderen Worten: Die erzählte Krisenhaftigkeit des Nexus ›Wirtschaft – Identität‹ wird als potenziell überwindbar entfaltet; nämlich durch einen partiellen Rückzug in die Privatheit. ›Krise‹ zeigt sich in den ausgewählten Titeln der Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur folglich nicht als destruktiver Seinszustand narrativiert, sondern vielmehr als eine – positiv konnotierte – Transformations- und Transitionsphase identitätskonzeptioneller Selbsterneuerung realisiert, deren zentrales Momentum sich in der Rückbesinnung auf konservative Konzepte der Identitätsformulierung sowie in der individuellen Abkehr von einem wirtschaftlich fundierten Gesellschaftssystem sehen lässt.

Die vorliegende Arbeit hat es unternommen, erstmalig die literarische Diskussion des Konnexes ›Wirtschaft – Identität‹ im narrativen Modus ›Krise‹ anhand dreier exemplarischer Romane der deutschsprachigen Literatur, die im diskursiven Kontext der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 verortbar sind, zu untersuchen. Es dürfte interessant sein, die gewonnenen analytischen Erkenntnisse anhand weiterer Titel der Finanz- und Wirtschaftskrise-Literatur zu überprüfen, um zu beleuchten, ob diesen eine allgemeinere Gültigkeit zugesprochen werden kann. Namentlich spannend könnte es ferner konkret sein, die in dieser Studie herausgearbeitete narrative Entfaltung von Krise als Möglichkeitsraum positiver subjektiver Identitätsrestauration im Rahmen literarischer Kapitalismuskritik als ein eigenständiges Forschungsanliegen in den Fokus zu rücken. Des Weiteren böte es sich ebenfalls an, das hier entwickelte, narratologische Modell zur Vermessung von Krise als ein spezifischer Modus von Erzählung auf andere literarische Untersuchungsgegenstände unter dieser Leitperspektive anzuwenden; so könnte denn auch seine qualitative Reichweite als analytisches Instrumentarium der Textinterpretation eruiert werden.

## 13 Literaturverzeichnis

---

### 13.1 Primärliteratur

- Fortunatus Studienausgabe nach der Editio Princeps von 1509. Hg. von Roloff, Hans-Gert. Stuttgart 1996.
- Goethe, Johann Wolfgang von: Faust. Texte. Hg. von Schöne, Albrecht. Frankfurt a.M. 2003.
- Knecht, Doris: Wald. Berlin 2015. (Sigle W)
- Magnusson, Kristof: Das war ich nicht. München 2010. (Sigle D)
- Reventlow, Franziska Gräfin zu: Der Geldkomplex. In: Dies.: Romane. Von Paul zu Pedro. Herrn Dames Aufzeichnungen. Der Geldkomplex. Der Selbstmordver-ein. Hg. von Reventlow, Else. München, Wien 1976, S. 251–356.
- Steinaecker, Thomas von: Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen und anfang zu träumen. Frankfurt a.M. 2012. (Sigle J)

### 13.2 Sekundärliteratur

- Abels, Heinz: Identität: Über die Entstehung des Gedankens, dass der Mensch ein Individuum ist, den nicht leicht zu verwirklichenden Anspruch auf Individualität und Kompetenzen, Identität in einer riskanten Moderne zu finden und zu wahren. 3. Aufl. Wiesbaden 2017.
- Ackermann, Gregor, Delabar, Walter, Grisko, Michael (Hg.): Erzählte Wirtschaftssachen: Ökonomie und Ökonomisierung in der Literatur und im Film der Weimarer Republik. Bielefeld 2013.
- Amann, Wilhelm: Ökonomie – Narration. Konstellationen. In: Ders., Bloch, Natalie, Mein, Georg (Hg.): Ökonomie – Narration – Kontingenz. Kulturelle Dimensionen des Marktes. Paderborn 2014, S. 7–16.
- Aißländer, Michael S.: Wirtschaft. Berlin, Bosten 2013.
- Balint, Iuditha, Zilles, Sebastian (Hg.): Literarische Ökonomik. Paderborn 2014.
- Balint, Iuditha: Bank, Bankier. In: Vogl, Joseph, Wolf, Burkhardt (Hg.): Handbuch Literatur & Ökonomie. Berlin 2019, S. 104–107.

- Balint, Iuditha: Diskurs, Erzählung, Drama: zur Darstellung der Finanzkrise in Jonas Lüschers Novelle ›Frühling der Barbaren‹. In: Peter-Weiss-Jahrbuch für Literatur 24 (2015), S. 147–168.
- Balzi, Beat, Brinkbäumer, Klaus, Brenner, Jochen u.a.: Der Bankraub. In: Der Spiegel 47 (16.11.2008), <https://www.spiegel.de/spiegel/a-590656.html> (16.09.2021).
- Bareis, J. Alexander: Die Finanzkrise in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Analysen zu Erzählstrategien in Texten von Magnusson, Goetz, Kehlmann, Knecht und Lüscher. In: Grub, Frank Thomas (Hg.): Emotionen. Beiträge zur 12. Arbeitstagung schwedischer Germanistinnen und Germanisten: Text im Kontext in Visby am 15./16. April 2016. Berlin u.a. 2016, S. 141–160.
- Bartels, Gerrit: [Rez.] Gut im Geschäft. In: Der Tagesspiegel (10.10.2012), S. 23.
- Bauer, Manuel: Die Gefahr der Rettung. Wege aus Wirtschaftskrisen bei Johann Wolfgang Goethe und Thomas Mann. In: Mattern, Nicole, Rouget, Timo (Hg.): Der große Crash. Wirtschaftskrisen in Literatur und Film. Würzburg 2016, S. 55–74.
- Bazinger, Irene: [Rez.] Kristof Magnusson: Das war ich nicht. Für eine Handvoll Erdnüsse und mehr. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung (11.01.2010), <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/kristof-magnusson-das-war-ich-nicht-fuer-eine-handvoll-erdnuesse-.ehr-1907709.html> (07.11.2022).
- Becker, Karsten (Hg.): Erzähltes Geld: Finanzmärkte und Krisen in Literatur, Film und Medien. Würzburg 2020.
- Becker, Tobias: [Rez.] Als Aussteigerin im Kaff. Trüffelsalami ade. In: Der Spiegel (01.04.2015), <https://www.spiegel.de/kultur/literatur/das-buch-von-doris-knecht-wald-ueber-aussteigerin-a-1026509.html> (01.11.2022).
- Beckert, Jens: Imagined futures: Fictionality in Economic Action. In: MPIfG Discussion Paper 8 (2011), <http://hdl.handle.net/11858/00-001M-0000-0012-3FE2-5> (25.04.2022), S. iii–iv und S. 1–30.
- Beckert, Jens: Woher kommen Erwartungen? Die soziale Strukturierung imaginierter Zukünfte. In: MPIfG Discussion Paper 17 (2017), <http://hdl.handle.net/10419/169429> (24.04.2022), S. 1–14.
- Benjamin, Walter: Kapitalismus als Religion. In: Ders.: Gesammelte Schriften VI. Hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a.M. 1985, S. 100–103.
- Blume, Peter: Fiktion und Weltwissen. Der Beitrag nichtfiktionaler Konzepte zur Sinnkonstitution fiktionaler Erzähltexte. Berlin 2019 [2004].
- Böhn, Andreas: Wirtschaft. In: Anz, Thomas (Hg.): Handbuch Literaturwissenschaft. Bd. 1: Gegenstände und Grundbegriffe. Stuttgart 2013. S. 430–434.
- Bonus, Holger: Wertpapiere, Geld und Gold. Über das Unwirkliche in der Ökonomie. Graz, Wien, Köln 1990.

- Born, Karl Erich: Wirtschaftskrisen. In: Albers, Willi u. a. (Hg.): Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaft (HdWW). Bd. 9. Stuttgart, New York 1982, S. 130–140.
- Börner, Daniel, Rudolph, Andrea (Hg.): Hans Fallada und die Literatur(en) zur Finanzwelt. Berlin 2016.
- Brinkmann, Ulrich, Nachtwey, Oliver: Kapitalismus. In: Kopp, Johannes, Steinbach, Anja (Hg.): Grundbegriffe der Soziologie. 12. Aufl. Wiesbaden 2018, S. 215–220.
- Brunetti, Aymo: Wirtschaftskrise ohne Ende? US-Immobilienkrise, globale Finanzkrise, europäische Schuldenkrise. 2. Aufl. Bern 2011.
- Brüns, Elke: [Rez.] SCHREIB Waren: Nur gegen Zeilenhonorar. In: Der Tagesspiegel (05.06.2012), <https://www.tagesspiegel.de/kultur/nur-gegen-zeilenhonorar-6946081.html> (22.11.2022).
- Bucheli, Roman: [Rez.] Deutsch-russisches Wintermärchen. In: Neue Zürcher Zeitung (13.03.2012), [https://www.nzz.ch/deutsch-russisches\\_wintermaerchen-ld.616497](https://www.nzz.ch/deutsch-russisches_wintermaerchen-ld.616497) (23.11.2022).
- Bucheli, Roman: [Rez.] Höchststrafe Happy End. In: Neue Zürcher Zeitung (16.02.2010), [https://www.nzz.ch/hoechststrafe\\_happy\\_end-ld.866222](https://www.nzz.ch/hoechststrafe_happy_end-ld.866222) (23.11.2022).
- Burkhardt, Johannes: Wirtschaft. I.: Einleitung. In: Brunner, Otto, Conze, Werner, Koselleck, Reinhart (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 7. Stuttgart 1992, S. 511–513.
- Burkhardt, Johannes: Wirtschaft. IV.: ›Wirtschaft‹ und ›Ökonomie‹ im Kontext der frühneuzeitlichen Hauslehre (16.-18. Jh.). In: Brunner, Otto, Conze, Werner, Koselleck, Reinhart (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 7. Stuttgart 1992, S. 550–559.
- Burkhardt, Johannes: Wirtschaft. VI.: Die Vermittlung des Begriffs ›Ökonomie‹ (18. Jh.). In: Brunner, Otto, Conze, Werner, Koselleck, Reinhart (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 7. Stuttgart 1992, S. 567–577.
- Burkhardt, Johannes: Wirtschaft. VII.: Die Entfaltung des Wirtschaftsdenkens (19./20. Jh.). In: Brunner, Otto, Conze, Werner, Koselleck, Reinhart (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 7. Stuttgart 1992, S. 577–591.
- Cerny, Karin: [Rez.] Reh zum Glück: Doris Knechts Roman ›Wald‹. In: Profil (02.03.2015), <https://www.profil.at/kultur/doris-knecht-neuer-roman-wald-5584214> (15.11.2022).
- Collet, Dominik: Die doppelte Katastrophe: Klima und Kultur in der europäischen Hungerkrise 1770–1772. Göttingen 2019.
- Deutschmann, Christoph: Kapitalismus, Religion und Unternehmertum: eine unorthodoxe Sicht. In: Ders. (Hg.): Die gesellschaftliche Macht des Geldes. Wiesbaden 2002, S. 85–108.
- Dickens, Roswitha: Alternativen zur Geldwirtschaft: ein Vergleich von Karl Heinrich Waggerls Roman ›Brot‹ (1930) und Doris Knechts ›Wald‹ (2015). In: Becker,

- Karsten (Hg.): *Erzähltes Geld. Finanzmärkte und Krisen in Literatur, Film und Medien*. Würzburg 2020, S. 143–159.
- Dorfs, Joachim: *Bankenkrise. Was 2023 von 2008 unterscheidet*. In: *Stuttgarter Zeitung* (20.03.2023), <https://www.stuttgarter-zeitung.de/inhalt.bankenkrise-was-2023-von-2008-unterscheidet.93bob2fe-85d2-47db-8cb9-1d62775123f4.html?reduced=true> (23.03.2023).
- Eickelpasch, Rolf, Rademacher, Claudia: *Identität*. Bielefeld 2004.
- Encke, Julia: [Rez.] *Büroliteratur. Arbeiten in der Terrorzelle*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (11.03.2011), [https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/bueroliteratur-arbeiten-in-der-terrorzelle-11679150.html?printPagedArticle=true#pageIndex\\_2](https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/bueroliteratur-arbeiten-in-der-terrorzelle-11679150.html?printPagedArticle=true#pageIndex_2) (03.04.2023).
- Evans, Trevor: *Verlauf und Erklärungsfaktoren der internationalen Finanzkrise*. In: Scherrer, Christoph, Dürmeier, Thomas, Oberwien, Bernd (Hg.): *Perspektiven auf die Finanzkrise*. Opladen u. a. 2011, S. 28–49.
- Fasching, Christiane: [Rez.] *Seid verschlungen, Milliarden*. In: *Tiroler Tageszeitung* (17. 03. 2013), <https://www.tt.com/artikel/6216135/seid-verschlungen-milliarden> (02. 05. 2023).
- Fasthuber, Sebastian: [Rez.] *Tausche Sex gegen Brennholz und Luxusgefühle gegen echten Hunger*. In: *Falter* (04.03.2015), <https://www.falter.at/zeitung/20150304/tausche-sex-gegen-brennholz-und-luxusgefuehle-gegen-echten-hunger/19532aec93> (15.11.2022).
- Filipp, Sigrun-Heide, Aymanns, Peter: *Kritische Lebensereignisse und Lebenskrisen: Vom Umgang mit den Schattenseiten des Lebens*. 2., aktual. Aufl. Stuttgart 2018.
- Fohrmann, Oliver: *Wirtschaft als geldbeglaubigende Erzählung*. In: Becker, Karsten (Hg.): *Erzähltes Geld. Finanzmärkte und Krisen in Literatur, Film und Medien*. Würzburg 2020, S. 31–46.
- Frank, Manfred: *Das Motiv des ›kalten Herzens‹ in der romantisch-symbolischen Dichtung*. In: *Euphorion* 71 (1977), S. 383–405.
- Friedrich, Ute: *›räumliche Präsenz bei zeitlicher Vergangenheit‹: Zu den Fotografien in Romanen von Thomas von Steinaecker und Roman Ehrlich*. In: *Kritische Ausgabe* 17 (2013), S. 28–32.
- Fulda, Daniel: *Schau-Spiele des Geldes. Die Komödie und die Entstehung der Marktgesellschaft von Shakespeare bis Lessing*. Tübingen 2005.
- Funke, Manuel, Schularick, Moritz, Trebsch, Christoph: *Wirtschaftspolitischer Beitrag: 10 Jahre Lehman: Populismus als Erbe der Finanzkrise*. In: *Kiel Focus* (09/2018), <https://www.ifw-kiel.de/de/publikationen/kiel-focus/2018/10-jahre-lehman-populismus-als-erbe-der-finanzkrise-0/> (11.04.2023).
- Geese, Lilian-Astrid: [Rez.] *Die Rockstars der Investmentbanken*. In: *Neues Deutschland* (04.02.2010), <https://www.nd-aktuell.de/artikel/164347.die-rockstars-der-investmentbanken.html?sstr=geese|magnusson> (16.11.2022).

- Gennep, Arnold van: Übergangsriten (*Les rites de passage*). Aus dem Französischen übersetzt von Schomburg, Klaus und Schomburg-Scherff, Sylvia M. und mit einem Nachwort versehen. 3., erw. Aufl. Frankfurt a. M., New York 2005 [1909].
- Giesen, Christoph, Gojdka Victor: Finanzmarkt. Der Fall Evergrande weckt böse Erinnerungen. In: *Süddeutsche Zeitung* (20.09.2021), <https://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/evergrande-pleite-folgen-1.5415995> (05.04.2023).
- Goffman, Erving: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag* (*The presentation of self in everyday life*). Aus dem Amerikanischen übersetzt von Weber-Schäfer, Peter. 8. Aufl. München 2010 [1959].
- Grisco, Michael: Erzählte Wirtschaftssachen. Ökonomie und Ökonomisierung in der Literatur und im Film der Weimarer Republik. In: Ackermann, Gregor, Delabar, Walter, Ders. (Hg.): *Erzählte Wirtschaftssachen. Ökonomie und Ökonomisierung in der Literatur und im Film der Weimarer Republik*. Bielefeld 2013, S. 11–18.
- Grunwald, Henning, Pfister, Manfred: *Krisis! Krisenszenarien, Diagnosen und Diskursstrategien*. In: Dies. (Hg.): *Krisis! Krisenszenarien, Diagnosen und Diskursstrategien*. München 2007, S. 7–20.
- Gutschke, Irmtraud: [Rez.] *Das rohe Leben*. Doris Knecht: *Wie Zuflucht zum Zuhause wird*. In: *Neues Deutschland* (11.06.2015), <https://www.nd-aktuell.de/artikel/974005.das-rohe-leben.html?sstr=doris|knecht> (15.11.2022).
- Hannemann, Matthias: [Rez.] *Gier, Lust und Egozentrik*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (08.10.2011), S. L6.
- Hempel, Dirk, Künzel, Christine (Hg.): *›Denn wovon lebt der Mensch?‹: Literatur und Wirtschaft*. Frankfurt a.M. 2009.
- Hempel, Dirk, Künzel, Christine (Hg.): *Finanzen und Fiktionen. Grenzgänge zwischen Literatur und Wirtschaft*. Frankfurt a.M., New York 2011.
- Hempel, Dirk: *Spieler, Spekulanten, Bankrotteure. Bürgerlichkeit und Ökonomie in der Literatur des Realismus*. In: Ders., Künzel, Christine (Hg.): *›Denn wovon lebt der Mensch?‹ Literatur und Wirtschaft*. Frankfurt a.M. 2009, S. 97–115.
- Hesse, Jan-Otmar, Köster, Roman, Plumpe, Werner: *Die Große Depression. Die Weltwirtschaftskrise 1929–1939*. Frankfurt a.M. 2014.
- Hillebrandt, Claudia: *Entgrenzung, Marginalisierung, Kompensation. Verhandlungen der sozialen Geltung von Kunst in der gegenwärtigen Literatur der Arbeit*. In: *KulturPoetik* 14 (2014), S. 94–112.
- Hirsch, Anja: [Rez.] *Einmal einlegen, bitte*. Doris Knechts *Büßerinnen-Roman ›Wald‹*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (28.02.2015), S. 12.
- Hörisch, Jochen: *Geld als Medium – Mediale Wahrnehmungen des Geldes*. In: Becker, Karsten (Hg.): *Erzähltes Geld. Finanzmärkte und Krisen in Literatur, Film und Medien*. Würzburg 2020, S. 15–30.
- Hörisch, Jochen: *Kopf oder Zahl. Die Poesie des Geldes*. Frankfurt a.M. 1996.

- Ilgner, Julia: In search of the ›great 9/11 novel‹. Kristof Magnusson's poetological rejection of crisis literature in ›Das war ich nicht‹ (2010). In: *Focus on German Studies* 24 (2017), S. 46–66.
- Jankrift, Kay Peter: Brände, Stürme, Hungersnöte. Katastrophen in der mittelalterlichen Lebenswelt. *Ostfildern* 2003, S. 122–124.
- Jannidis, Fortis: ›Individuum est ineffabile‹. Zur Veränderung der Individualitätssemantik im 18. Jahrhundert und ihre Auswirkung auf die Figurenkonzeption im Roman. In: Eibl, Karl, Willems, Marianne (Hg.): *Individualität*. Hamburg 1996, S. 77–110.
- Jannidis, Fortis: *Figur und Person. Beitrag zu einer historischen Narratologie*. Berlin, New York 2004.
- Jörissen, Benjamin: *Identität und Selbst. Systematische, begriffsgeschichtliche und kritische Aspekte*. Berlin 2000.
- Jung, Jochen: [Rez.] *Im Käfig, im Traum, im Leben*. In: *Die Presse* (03.03.2012), <https://www.diepresse.com/736971/im-kaefig-im-traum-im-leben?from=rss> (23.11.2022).
- Kämmerlings, Richard: [Rez.] *Die deutschen Romane gehen auf große Fahrt*. In: *Die Welt* (10.03.2012), <https://www.welt.de/kultur/literarischewelt/article13922169/Die-deutschen-Romane-gehen-auf-grosse-Fahrt.html?icid=search.product.onsitesearch> (23.11.2022).
- Kartschoke, Dieter: *Ich-Darstellung in der volkssprachigen Literatur*. In: Dülmen, Richard von (Hg.): *Die Entdeckung des ICH. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Köln u.a. 2001, S. 61–78.
- Kaufmann, Stephan, Muzzupappa, Antonella: *Crash Kurs Krise. Wie die Finanzmärkte funktionieren. Eine kritische Einführung*. Berlin 2020.
- Kinder, Anna: *Geldströme: Ökonomie im Romanwerk Thomas Manns*. Berlin 2013.
- Kindleberger, Charles P., Aliber, Robert Z.: *Manias, panics and crashes. A history of financial crises*. 6. Aufl. New York 2011.
- Kleeberg, Bernhard: *Gewinn maximieren, Gleichgewicht modellieren. Erzählen im ökonomischen Diskurs*. In: Klein, Christian, Martinez, Matias (Hg.): *Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens*. Stuttgart 2009, S. 136–159.
- Klein, Christian: *Effizienz und Existenz. Tendenzen des Angestelltenromans in der deutschen Gegenwartsliteratur*. In: *Zeitschrift für Germanistik* 25/2 (2015), S. 327–344.
- Klettenhammer, Sieglinde (Hg.): *Literatur und Ökonomie*. Innsbruck 2010.
- Kohlrusch, Laura, Schoeß, Marie, Zejnelovic, Marko: *Einleitung. ›Krise‹ – mehr als ein Modebegriff?* In: Dies. (Hg.): *Krise. Mediale, sprachliche und literarische Horizonte eines viel zitierten Begriffs*. Würzburg 2018, S. 7–19.

- Kommer, Detlev, Röhrle, Bernd: Handlungstheoretische Perspektiven Primärer Prävention. In: Minsel, Wolf-Rüdiger (Hg.): Brennpunkte der Klinischen Psychologie. Bd. 2: Prävention. München 1981, S. 89–151.
- Koschorke, Albrecht: Das Narrativ der krisenhaften Moderne. In: Kohlrausch, Laura, Schoeß, Marie, Zejnelovic, Marko (Hg.): Krise. Mediale, sprachliche und literarische Horizonte eines viel zitierten Begriffs. Würzburg 2018, S. 23–39.
- Koselleck, Reinhart: Krise. In: Brunner, Otto, Conze, Werner, Ders. (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 3, S. 617–650.
- Krammer, Stefan: Ich bin ich bin ich ... Identitätskonzepte in den Sozial-, Kultur- und Literaturwissenschaften. In: Informationen zur Deutschdidaktik 37/3 (2013), S. 9–17.
- Kraus, Wolfgang: Das erzählte Selbst: die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. 2. Aufl. Herbolzheim 2000.
- Kruedener, Jürgen Freiherr von: Die Entstehung des Inflationstraumas. Zur Sozialpsychologie der deutschen Hyperinflation 1922/23. In: Feldman, Gerald D. u. a. (Hg.): Beiträge zu Inflation und Wiederaufbau in Deutschland und Europa 1914–1924. Berlin 1989, S. 213–286.
- Kucks, Kristin: Krisenviren und der drohende Infarkt des Finanzsystems. Metaphorische Rechtfertigungen von Krisenpolitik. In: Köhler, Ingo, Rossfeld, Roman (Hg.): Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte. Berlin, Boston 2016, S. 493–517.
- Künzel, Christine: ›Wirtschaft war endlich Kunst geworden‹: die Finanzkrise als ästhetisches Spektakel in Rainald Goetz' Roman ›Johann Holtrop‹ In: Mattern, Nicole, Rouget, Timo (Hg.): Der große Crash: Wirtschaftskrisen in Literatur und Film. Würzburg 2016, S. 337–352.
- Künzel, Christine: Imaginierte Zukunft. Zur Bedeutung von Fiktion(en) in ökonomischen Diskursen. In: Balint, Iuditha, Zilles, Sebastian (Hg.): Literarische Ökonomik. Paderborn 2014, S. 143–158.
- Kurse, Ulrike: Das Haus als Welt. Die geordnete Welt in der frühneuzeitlichen Ökonomikliteratur. In: Moser, Christian (Hg.): Figuren des Globalen. Weltbezug und Welterzeugung in Literatur, Kunst und Medien. Göttingen 2014, S. 579–590.
- Langner, Paul Martin: Lust am Geld. Der Roman ›Der Geldkomplex‹ von Franziska zu Reventlow als Schelmenroman. In: Börner, Daniel, Rudolph, Andrea (Hg.): Hans Fallada und die Literatur(en) zur Finanzwelt. Berlin 2016, S. 221–235.
- Leschke, Rainer: Medientheorie und Krise. In: Fenske, Uta, Hülk, Walburga, Schuhen, Gregor (Hg.): Die Krise als Erzählung. Transdisziplinäre Perspektiven auf ein Narrativ der Moderne. Bielefeld 2013, S. 19–31.
- Lietzow, Bernadette: [Rez.] Die aufreibende Ent-Sorgung der zwecklosen Altlast Angst. In: Tiroler Tageszeitung am Sonntag (22.04.2012), <https://www.tt.com/artikel/4655697/die-aufreibende-ent-sorgung-der-zwecklosen-altlast-angst> (23.11.2022).



- Link, Jürgen: Normalismus und Antagonismus in der Postmoderne. Krise, New Normal, Populismus. Göttingen 2018.
- Lischeid, Thomas: Krisen simulieren, Krisen erzählen: zum Themenbereich der Großen Finanz- und Wirtschaftskrise 2007ff. am Beispiel aktueller simulationistischer Literatur von Nah-Zukunft-Szenarien. In: Balint, Juditha, Wortmann, Thomas, Holweck, Katja (Hg.): Krisen erzählen. Paderborn 2021, S. 165–184.
- Lüdeker, Gerhard: Der Spekulant als Sündenbock und als Erlöser. Die Finanzkrise in Magnussons ›Das war ich nicht‹ und Hasletts ›Union Atlantic‹. In: Peltzer, Anja, Lämmle, Kathrin, Wagenknecht, Andreas (Hg.): Krise, Crash & Kommunikation. Die Finanzkrise in den Medien. Konstanz, München 2012, S. 195–208.
- Ludwig, Janine: Amerika, die andere Kultur. Abgrenzung in literarischen Darstellungen des Kaiserreichs und der Weimarer Republik. In: Dahlmanns, Karsten, Jachimowicz, Aneta (Hg.): Geliebtes, verfluchtes Amerika: zu Antiamerikanismus und Amerikabegeisterung im deutschen Sprachraum 1888–1933. Göttingen 2022, S. 11–25.
- Luhmann, Niklas: Die Wirtschaft der Gesellschaft. 8. Aufl. Frankfurt a.M. 2019.
- Magenau, Jörg: [Rez.] Stadt, Land, Stuss. Eine Designerin als Abwegen: Doris Knechts Roman ›Wald‹. In: Süddeutsche Zeitung (09.03.2015), S. 12.
- Maidt-Zinke, Kristina: [Rez.] Buchmesse: ›Das war ich nicht‹. Alle Flaschen leer. In: Süddeutsche Zeitung (16.03.2010), <https://www.sueddeutsche.de/kultur/buchmesse-das-war-ich-nicht-alle-flaschen-leer-1.15807> (16.11.2022).
- Maurer, Andrea: Wirtschaft. In: Kopp, Johannes, Steinbach, Anja (Hg.): Grundbegriffe der Soziologie. 12. Aufl. Wiesbaden 2018, S. 513–515.
- Mein, Georg, Schöfller, Franziska: Einleitung. In: Ders. (Hg.): Tauschprozesse. Kulturwissenschaftliche Verhandlungen des Ökonomischen. Bielefeld 2005, S. 9–20.
- Müller, Bernadette: Empirische Identitätsforschung: Personale, soziale und kulturelle Dimensionen der Selbstverortung. Wiesbaden 2011.
- Nesselhauf, Jonas: Die Krise hat viele Seiten. Die Weltwirtschaftskrise 2008ff. und der multiperspektivische Roman bei Chirbes, Lanchester und Bossong. In: Matern, Nicole, Rouget, Timo (Hg.): Der große Crash. Wirtschaftskrisen in Literatur und Film. Würzburg 2016, S. 273–290.
- Nowak, Christiane: ›Durchschnittsware‹. Individualisierungskonzepte in den Angestelltenromanen *Schicksale hinter Schreibmaschinen* (Christa Anita Brück) und *Das Mädchen an der Orga Privat* (Rudolf Braune). In: Ackermann, Gregor, Delabar, Walter, Grisko, Michael (Hg.): Erzählte Wirtschaftssachen. Ökonomie und Ökonomisierung in der Literatur und im Film der Weimarer Republik. Bielefeld 2013, S. 103–117.
- Nünning, Ansgar: Grundzüge einer Narratologie der Krise: Wie aus einer Situation ein Plot und eine Krise (konstruiert) wird. In: Grunwald, Henning, Pfis-

- ter, Manfred (Hg.): *Krisis! Krisenszenarien, Diagnosen und Diskursstrategien*. München 2007, S. 48–71.
- Nünning, Ansgar: *Krise als Erzählung und Metapher: Literaturwissenschaftliche Bausteine für eine Metaphorologie und Narratologie von Krisen*. In: Meyer Carla, Patzel-Mattern, Katja, Schenk, Gerrit Jasper (Hg.): *Krisengeschichte(n). ›Krise‹ als Leitbegriff und Erzählmuster in kulturwissenschaftlicher Perspektive*. Stuttgart 2013, S. 117–144.
- Nünning, Vera: *Erzählen und Identität. Die Bedeutung des Erzählens im Schnittfeld zwischen kulturwissenschaftlicher Narratologie und Psychologie*. In: Strohmeier, Alexandra (Hg.): *Kultur – Wissen – Narration. Perspektiven transdisziplinärer Erzählforschung für die Kulturwissenschaften*. Bielefeld 2013, S. 145–169.
- Oberhofer, Moritz: *Zur Poetisierung der Finanzkrise in Rainald Goetz' *Johann Holztrop**. In: Balint, Iuditha, Wortmann, Thomas (Hg.): *Krisen erzählen*. Paderborn 2021, S. 539–557.
- Oexle, Otto Gerhard: *Wirtschaft. III.: Mittelalter*. In: Brunner, Otto, Conze, Werner, Koselleck, Reinhart (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Bd. 7. Stuttgart 1992, S. 526–550.
- Parr, Rolf: *Krisen und/oder Katastrophen erzählen?* In: Balint, Iuditha, Wortmann, Thomas (Hg.): *Krisen erzählen*. Paderborn 2021, S. 21–34.
- Peltzer, Anja, Lämmle, Kathrin, Wagenknecht, Andreas (Hg.): *Krise, Cash & Kommunikation. Die Finanzkrise in den Medien*. München 2012.
- Peter, Nina: *›Like a real thing?‹ Reale Operationen im Reich virtueller Werte*. In: Amann, Wilhelm, Bloch, Natalie, Mein, Georg (Hg.): *Ökonomie – Narration – Kontingenz. Kulturelle Dimensionen des Marktes*. Paderborn 2014, S. 209–227.
- Plank, Alexandra: [Rez.] *Luxusweib fährt gegen die Wand*. In: *Tiroler Tageszeitung* (07.03.2015), <https://www.tt.com/artikel/9717861/luxusweib-faehrt-gegen-die-wand> (15.11.2022).
- Plumpe, Werner: *Ob Tulpenschwindel oder Immobilienblase – Die Abläufe der Wirtschaftskrisen sind ähnlich. Historische Perspektiven auf ökonomische Rhythmen und ihre Ursachen*. In: *Forschung Frankfurt* 2 (2012), S. 4–9.
- Plumpe, Werner: *Ohne Krisen keine Harmonie. Eine kleine Geschichte der Gleichgewichtsstörungen in der Wirtschaft*. In: Nassehi, Armin (Hg.): *Kursbuch 170. Krisen lieben*. Hamburg 2012, S. 64–83.
- Plumpe, Werner: *Wirtschaftskrisen. Geschichte und Gegenwart*. 5., durchges. und aktual. Aufl. München 2017.
- Porombka, Wiebke: *Das nackte Antlitz der Gegenwart. Thomas von Steinaeckers Roman *Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen* (...)*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (10.03.2012), <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/thomas-von-steinaecker-das-jahr-in-dem-ich-aufhoerte-mir-sorgen-zu-machen-das-nackte-antlitz-der-gegenwart-11676092.html> (22.11.2022).

- Prugger, Irene: [Rez.] Literatur. Knecht, Doris: Wald. In: Wiener Zeitung (14.03.2015), <https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/kultur/literatur/740467-Knecht-Doris-Wald.html> (15.11.2022).
- Radisch, Iris: [Rez.] ›Zurzeit gucke ich nach der Arbeit immer noch eine Viertelstunde Webcam‹. In: Zeit Literatur (15.03.2012), S. 18–21.
- Rehm, Stefan: Die kranke Stadt und das gesunde Land. Zu einem Diskursfeld um 1900. In: Mehigan, Tim, Corkhill, Alan (Hg.): Raumlektüren. Bielefeld 2013, S. 123–145.
- Ricœur, Paul: Das Selbst als ein Anderer (Soi-même comme un autre). Aus dem Französischen übersetzt von Greisch, Jean in Zusammenarbeit mit Bedorf, Thomas und Schaaff, Birgit. München 1996.
- Ritthaler, Eva: Ökonomische Bildung. Wirtschaft in deutschen Entwicklungsromanen von Goethe bis Heinrich Mann. Würzburg 2017.
- Rok, Cora: ›Wir spüren nämlich nichts mehr, werte Dame‹ – (Selbst-)Entfremdung bei Melle, Genazino, und Von Steinaecker. In: La prose allemande contemporaine (2014), S. 111–126.
- Rossfeld, Roman: ›Fieberkurven‹ und ›Finanzspritzen‹. Plädoyer für eine Kultur- und Wissensgeschichte wirtschaftlicher Krisen im 19. und 20. Jahrhundert. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 57/2 (2016), S. 305–332.
- Rüdenauer, Ulrich: [Rez.] Neue Bücher zur Buchmesse. Erlösung vom Angestellten-dasein. In: Die tageszeitung (15.03.2012), <https://taz.de/Archiv-Suche/15098417&s=rüdenauer%2Berlösung/> (23.11.2022).
- Rutka Anna: Literarische Imaginationen des Endes im Umfeld der globalen Finanzkrise 2008. In: Jachimowicz, Aneta (Hg.): Imaginationen des Endes. Frankfurt a.M. 2015, S. 447–465.
- Saller, Reinhard: Schöne Ökonomie: die poetische Reflexion der Ökonomie in frühromantischer Literatur. Würzburg 2007.
- Sander, Julia Catherine: Zuschauer des Lebens. Subjektivitätswürfe in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Bielefeld 2015.
- Sawilla, Jan Marco: Zwischen Normabweichung und Revolution – ›Krise‹ in der Geschichtswissenschaft. In: Meyer, Carla, Patzel-Mattern, Katja, Schenk, Gerrit Jasper (Hg.): Krisengeschichte(n). ›Krise‹ als Leitbegriff und Erzählmuster in kulturwissenschaftlicher Perspektive. Stuttgart 2013, S. 145–172.
- Schäfers, Bernhard: Krise. In: Kopp, Johannes, Steinbach, Anja (Hg.): Grundbegriffe der Soziologie. Wiesbaden, 12. Aufl. 2018, S. 245–247.
- Schandor, Werner: [Rez.] Literarisches Buch. Magnusson, Kristof: Das war ich nicht. In: Wiener Zeitung, (27.02.2010), <https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/kultur/literatur/334509-Magnusson-Kristof-Das-war-ich-nicht.html> (16.11.2022).
- Schenk, Gerrit Jasper: A. Wie lässt sich die Krise begreifen? Begriffe, Konzepte und Erzählmuster. In: Meyer, Carla, Patzel-Mattern, Katja, Schenk, Gerrit Jasper

- (Hg.): Krisengeschichte(n). ›Krise‹ als Leitbegriff und Erzählmuster in kulturwissenschaftlicher Perspektive. Stuttgart 2013, S. 175f.
- Scheper, Moritz: [Rez.] Roman. Jetzt ohne Dachterrasse. In: Die Zeit (02.03.2015), <https://www.zeit.de/2015/11/doris-knecht-roman-wald> (15.11.2022).
- Schlesier, Renate: Entscheidungsrisiken: Krisis und Kultus in der griechischen Antike. In: Grunwald, Henning, Pfister, Manfred (Hg.): Krisis! Krisenszenarien, Diagnosen und Diskursstrategien. München 2007, S. 21–40.
- Schlicht, Corinna: Selbstentwürfe. Kulturelle Narrative des Selbst in der deutschsprachigen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Paderborn 2020.
- Schlienger, Alfred: [Rez.] Geld, Gier und Liebe. In: Neue Zürcher Zeitung, 18.12.2010, S. 18.
- Schnaas, Dieter: Kleine Kulturgeschichte des Geldes. 2. überarb. u. erw. Aufl. Paderborn 2012.
- Schößler, Franziska: Börsenfieber und Kaufrausch: Ökonomie, Judentum und Weiblichkeit bei Theodor Fontane, Heinrich Mann, Thomas Mann, Arthur Schnitzler und Émile Zola. Bielefeld 2009.
- Schößler, Franziska: Der Börsendiskurs im ausgehenden 19. Jahrhundert. In: Künzel, Christine, Hempel, Dirk (Hg.): Finanzen und Fiktionen. Grenzgänge zwischen Literatur und Wirtschaft. Frankfurt a.M., New York 2011, S. 165–180.
- Schröder, Christoph: [Rez.] Blätter, kein Wald. Sprache, kein Rausch. So schmerzhaft verloren. In: Die tageszeitung (11.03.2015), <https://taz.de/Archiv-Suche/!213350&s=schröder%2Bdoris%2Bknecht&SuchRahmen=Print/> (15.11.2022).
- Schröder, Christoph: [Rez.] Romantik im Zeitalter der fallenden digitalen Kurven. In: Die tageszeitung (30.01.2010), <https://taz.de/Romantik-im-Zeitalter-der-fallenden-digitalen-Kurven/!492669/> (15.11.2022).
- Schumacher, Heinz: Szenarien des Endes – Beobachtungen zur Darstellungen der Wirtschafts- und Finanzwelt in Romanen der Gegenwartsliteratur. In: Engels, Markus, Löser, Kai, Nover, Immanuel (Hg.): Schlusspunkte. Poetiken des Endes. Würzburg 2013, S. 102–125.
- Schumacher, Heinz: Vorwiegend Endspiele. Beobachtungen zur Darstellung der Finanz- und Wirtschaftswelt in der Gegenwartsliteratur. In: Kritische Ausgabe 18 (2014), S. 27–30.
- Seibt, Gustav: [Rez.] Finanzkrise und Seelen-Crash. In: Süddeutsche Zeitung (03.03.2012), S. 18.
- Seidler, Ulrich: [Rez.] Sinkflug einer Sachbearbeiterin. In: Frankfurter Rundschau (02.03.2012), <https://www.fr.de/kultur/sinkflug-einer-sachbearbeiterin-11332589.html> (23.11.2022).
- Shafi, Monika: ›Wie geht es, dass eine Person aufhört zu existieren, ohne tot zu sein?‹ work and temporality in contemporary novels. In: Pfeiffer, Peter C., Tschepik, Nathan T. (Hg.): Meanings of modern work in nineteenth- and twenty-first-century German literature and film. Oxford 2020, S. 89–109.

- Spahn, Peter: Wirtschaft. II.: Antike. In: Brunner, Otto, Conze, Werner, Koselleck, Reinhart (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Bd. 7. Stuttgart 1992, S. 513–526.
- Stadler, Christian: Das ökonomische Heldenkonzept. Der Aufstieg des Homo Oeconomicus im frühen Realismus. In: Reiling, Jesko, Rohde, Carsten (Hg.): *Das 19. Jahrhundert und seine Helden. Literarische Figurationen des (Post-)Heroischen*. Bielefeld 2011, S. 199–213.
- Sternburg, Judith von: [Rez.] Das ist es. ›Das war ich nicht‹ am Schauspiel Frankfurt. In: *Frankfurter Rundschau* (02.12. 2011), S. 31.
- Sternburg, Judith von: [Rez.] Die Weihnachtsmänner sind ruiniert. In: *Frankfurter Rundschau* (12.11.2011), S. 32.
- Sternburg, Judith von: [Rez.] Krise und Kreativität. In: *Frankfurter Rundschau* (13.02.2010), <https://www.fr.de/kultur/literatur/krise-kreativitaet-11667038.html> (16.11.2022).
- Straub, Jürgen: *Das erzählten Selbst. Konturen einer interdisziplinären Theorie narrativer Identität. Ausgewählte Schriften*. Bd. 1: Historische und aktuelle Sondierungen autobiographischer Selbstartikulationen. Gießen 2019.
- Straub, Jürgen: Der Begriff der Krise in der Psychologie. In: Meyer, Carla, Patzel-Mattern, Katja, Schenk, Gerrit Jasper (Hg.): *Krisengeschichte(n). ›Krise‹ als Leitbegriff und Erzählmuster in kulturwissenschaftlicher Perspektive*. Stuttgart 2013, S. 27–66.
- Straub, Jürgen: Identität. In: Kopp, Johannes, Steinbach, Anja (Hg.): *Grundbegriffe der Soziologie*. 12. Aufl. Wiesbaden 2018, S. 175–180.
- Straub, Jürgen: Kann ich mich selbst erzählen – und dabei erkennen? Prinzipien und Perspektiven einer Psychologie des ›Homo narrator‹. In: Strohmeier, Alexandra (Hg.): *Kultur – Wissen – Narration. Perspektiven transdisziplinärer Erzählforschung für die Kulturwissenschaften*. Bielefeld 2013, S. 75–144.
- Tabassi, Mohamed: ›Der Mensch wird zum Tier, wenn es an sein Erspartes geht.‹ Das Motiv der Finanzkrise in der deutschsprachigen Literatur der Gegenwart. In: Börner, Daniel, Rudolph, Andrea (Hg.): *Hans Fallada und die Literatur(en) zur Finanzwelt*. Berlin 2016, S. 501–520.
- Tommek, Heribert, Steltz, Christian: Vom Ich erzählen. Identitätsnarrative in der Literatur des 20. Jahrhunderts. Einleitung. In: Ders. (Hg.): *Vom Ich erzählen. Identitätsnarrative in der Literatur des 20. Jahrhunderts*, S. 7–25.
- Turner, Victor: *Betwixt and between. The liminal period in rites de passage*. In: Spiro, Melford E. (Hg.): *Symposium on New Approaches to the Study of Religion*. Seattle 1964, S. 4–20.
- Ulich, Dieter: *Krise und Entwicklung: zur Psychologie der seelischen Gesundheit*. München 1987.
- Vogl, Joseph, Wolf, Burkhardt (Hg.): *Handbuch Literatur & Ökonomie*. Berlin 2019.

- Vormbusch, Uwe: Wirtschafts- und Finanzsoziologie. Eine kritische Einführung. Wiesbaden 2019.
- Weigang, Tristan: ›Während Preising schlief, ging England unter‹: der Topos der europäischen Krise in Jonas Lüschers Novelle ›Frühling der Barbaren‹. In: Zelić, Tomislav, Sambunjak, Zaneta, Pavić Pintarić, Anita (Hg.): Europa? Zur Kulturgeschichte einer Idee. Würzburg 2015, S. 235–247.
- Weyandt, Hans-Jost: [Rez.] Sag zum Abschied leise Tschüssikowski. In: Der Spiegel (22.02.2012), <https://www.spiegel.de/kultur/literatur/romane-des-monats-sag-zum-abschied-leise-tschuessikowski-a-816795.html> (24.11.2022).
- Widmann, Aloysius: Grosse Wirtschaftskrisen: Wie die Finanzkrise die Welt verändert hat und was sie für Corona lehrt. In: Der Standard (10.09.2020), <https://www.derstandard.de/story/2000119895798/wie-die-finanzkrise-die-welt-veraendert-hat-und-was-sie> (11.04.2023).
- Wolting, Monika: ›Identität kann nur als ein Problem existieren‹ – Zu Identitätskonstruktionen in der Gegenwartsliteratur. Einleitung. In: Dies. (Hg.): Identitätskonstruktionen in der deutschen Gegenwartsliteratur. Göttingen 2017, S. 9–18.
- Zeisberg, Simon: Das Handeln der Anderen. Pikarischer Roman und Ökonomie im 17. Jahrhundert. Berlin 2019.
- Zelik, Raul: [Rez.] Ein spekulativer Schnellschuss. In: Die Zeit (14.01.2010), S. 44.
- Zink, Veronika, Ismer, Sven, Scheve, Christian von: Zwischen Hoffen und Bangen: Die emotionale Konnotation des Sprechens über die Finanzkrise 2008/2009. In: Peltzer, Anja, Lämmle, Kathrin, Wagenknecht, Andreas (Hg.): Krise, Cash & Kommunikation. Die Finanzkrise in den Medien. Konstanz, München 2012, S. 23–48.







